



W017471

#2

no trim





This "O-P Book" Is an Authorized Reprint of the Original Edition, Produced by Microfilm-Xerography by University Microfilms, Inc., Ann Arbor, Michigan, 1965

Joh. Jac. Breitingers Critische Abhandlung

Von der

Natur den Absichten

und dem

Gebrauche

der

Gleichnisse.

Mit Beyspielen aus den Schriften der berühmtesten alten und neuen Scribenten erläutert.

Durch

Johann Jacob Bodmer

besorget und zum Drucke befördert.

Zürich, verlegts Conrad Orell und Comp.
1740.

ORDER DEPARTMENT
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARY
ANN ARBOR, MICHIGAN

ORDER NO. 13-405133

FUND: Dir

8° Aus Kut. 2160

Breitinger, Johann Jakob
Kritische Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse...
Zürich, 1740
MICROFILM FOR COPYFLO

DEALER: Dr. W.M.Luther
Gottingen, Germany

CAT. & ITEM: 14
ORDERED 12-30-64

~~8° Sva I, 3045~~

2.50

Die vergnügtesten Stunden, so ich in einigen von denen jüngst verflossenen Jahren gezehlet habe, waren diejenigen, welche mir der Verfasser gegenwärtigen Werckes verschaffet hat, indem er mir dasselbe von seinem ersten und rohen Saamen bis zu seiner Zeitigung in allen denen verschiedenen Graden des Wachßthums gewiesen, durch welche es hat fortgehen müssen. Es war die beständige Materie unsrer Unterredungen, wenn ich mit diesem meinem wehrtesten Freunde an dem Gestade der Lindemag oder der Siel einsam gespazieret, da ich denselben durch meine Fragen und Einwürffe zu vielen ausführlichern Erklärungen vermocht, oder zu Untersuchungen gantz neuer Abschnitte seiner Materie veranlasset, und ihn überhaupt aufgemuntert habe, daß er die Lust diese Arbeit zu vollenden, unter der Menge seiner ordentlichen Amts-Geschäfte nicht verlohren hat; Womit ich verdienet habe, daß er mir die letzte Aufputzung desselben, was vornehmlich die Sprache und den Druck anbelangete, überlassen hat.

Ich sehe mich derowegen als den Pflegvater dieses Critischen Werckes an; Noch

mehr, wenn ich betrachte, daß diese Frucht einer scharfen Beurtheilung ohne meinen Beystand entweder in ihrem Empfängniß wäre erstecket, oder von andern Arbeiten unterbrochen, oder wenigstens nicht zu dem Grade der Vollkommenheit, auf welchem sie jezo stehet, gebracht worden, so fehlet es wenig, daß ich mir nicht den Ruhm des alten Socrates einigermassen zueigne, welcher öfters gesagt hat, er treibe das Handwerck seiner Mutter, er habe keine Kraft selber zu gebähren, aber er könne die Kunst die Geburt anderer zu befördern. Ich empfinde auch keine geringere Neigung zu derselben bey mir, als ordentlich die Verfasser selbst gegen ihre eigene Wercke haben. Und ich kan nicht leugnen, daß ich mich um ihr Schicksal nach dem Urheber am meisten bekümmere, und am meisten wünsche, daß sie den Beyfall der Kenner erhalten mögte. Mithin schmeichle ich mir zum voraus, daß dieses geschehen werde, nicht aus blinder Liebe, welche den Vätern zu ihren Kindern anhängt, sondern aus gründlichen Ursachen, wovon ich den Leser zur Befestigung meiner Hoffnung mit wenigem unterhalten will.

Die deutschen Kunstlehrer der Poesie und der Beredtsamkeit haben sich bißdahin fast allein bemühet, das Materialische in diesen Künsten zu untersuchen, zu vertheidigen und zu verbessern. Sie haben in ihren wichtigsten Arbeiten sich allein vorgenommen, einige flüchtige Kunststreiche zu zeigen, mittelst welcher man seinen Vorstellungen ohne vieles Kopfbrechen einen ungemeinen und wunderbaren Schein des poetischen Wesens mittheilen könnte, und haben selten bedacht, wie nützlich es wäre, so man die Schönheit sowohl des Gantzen, als der Theile in einem Wercke bemerckete; wiewohl nichts natürlichers ist, als daß man in den Dingen und in ihrem Verhältniß mit dem menschlichen Gemüthe sorgfältig untersuche, worinnen sie mit einander zusammenstimmen, und sich dadurch feste Grundregeln formiere, nach welchen man sich in seiner Arbeit richten kan. Deutschland kan zwar etliche wohlgerathene Wercke aufweisen, wo die Verfasser durch die geschickte Ausführung zu erkennen gegeben, daß ihnen die Kunst nicht verborgen gewesen, wie das Gemüthe müsse angegriffen werden, wenn man es mit Ergetzen einnehmen will, und

es steht zu vermuthen, wenn dieselben uns von den Ursachen, womit sie dieses zuwege- gebracht haben, hätten unterrichten wollen, daß es ihnen eine leichte Arbeit gewesen wäre, dadurch sie uns in den Stand gesetzet hätten, gleichmässige Wercke hervorzu- bringen, welche wir in eben denselben Quel- len gefunden hätten, worinnen sie geschö- pfet hatten. Allein wir müssen glauben, daß die Ausarbeitung selbst ihnen alle Zeit weggenommen habe, oder daß sie für die Theorie genung gethan zu haben vermeint, da sie die Kunstregeln in dem Exempel vor- gestellet haben. Man kan überhaupt auch bey andern Nationen anmercken, daß die vortrefflichsten Wercke in der Poesie und der Wohlredenheit vor den Regeln, nach welchen sie geschrieben worden, an den Tag gekommen sind. Wenn wir sonst die Lehr- schriften, so ausländische Kunstlehrer uns hierüber geliefert haben, betrachten, wer- den wir finden, daß sie sich meistens über den Hauptsätzen und allgemeinen Regeln aufhalten, und je tiefer sie zu den absonder- lichen Theilen und Sätzen hinunter steigen, je mit mehr Ungewißheit, und mehr Un- deutlichkeit reden. Der Herr Addison gab

in

in dem Englischen Zuseher, seine Abhandlung von dem Ergetzen der Einbildungs-Kraft vor etwas gantz neues und ungewohntes, welche doch aus lauter allgemeinen Anmerckungen besteht. Eben derselbe hat sich mit dem blossen wünschen zufrieden gegeben, daß ein geschickter Kopf entstehen mögte, der die verschiedene Arten Schönheiten in einem wohlgeschriebenen Wercke des Geistes biß auf die kleinsten Stücke untersuchete. Dennoch hatte er gelesen, was der geschickte Bouhours von dieser Art geschrieben hatte, welches ihm aber kein Genügen gethan zu haben scheinet, und in der That mehr auf die Empfindung desselben, als auf die Natur der Sachen und ihrer Ubereinstimmung mit dem Gemüthe gebauet ist, daher es auch in denen Stücken, welche den Verstand uneingenommen lassen, weniger vollkommen ist als in den pathetischen. Es gehöret in der That eine grosse Geschicklichkeit dazu, die allgemeinen Regeln in besondern Umständen, und nach besondern Absichten anzuwenden; und das Verhältniß der Theile unter einander und aller Stücke gegen das Gantze mit ihrer Symmetrie gegen der Haupt-Absicht einzusehen. Die Schwierigkeit dieser Arbeit

heit rühret daher, weil die absonderlichen Absichten, welche den Hauptzweck befördern sollen, unzehlbar und unendlich verschieden sind, denn jede absonderliche Absicht, jeder absonderliche Eindruck erfordert ihre eigenen und eben so absonderlichen Umstände, und daher entstehen eben so unzehlige, und unendlich verschiedene Gesetze und Regeln, nach welchen das Urtheil sich in der Wahl und Verbindung dieser Umstände zu richten hat. Daraus ist wohl zu verstehen, wie leicht es sey, in der Bestimmung dieser Absichten und Eindrücke zu fehlen, und wie viel irrige Urtheile entstehen müssen, wenn die Kunstrichter von besondern Stellen nicht nach deren besondern Absichten, sondern nach allgemeinen Absichten und allgemeinen Regeln urtheilen. Kunstlehrer, welche aus diesem Irrthum mit den Regeln nicht zurechte kommen können, haben sich genöthiget gesehen, die Abweichungen von denselben zu erlauben, welche sie glückliche Fehler heissen, und die Schönheiten, die daher entstehen, der Bothmässigkeit der Kunst entziehen, als die sich derselben nicht unterwerffen lassen. Aber diese betrachten nicht, daß die Regeln nur Erfahrungen sind,

sind, welche aus der Beobachtung der Natur der Dinge, und des Verhältnisses des menschlichen Gemüthes mit denselben gezogen worden, und daß diesen Nahmen der Regeln nichts verdienet, was diesen Grund verfehlet hat. Es ist unmöglich, daß ein Schönheit-volles Werck wider die Regeln anstosse, welche dienen ein Werck angenehm zu machen; Wenn es sich begiebt, daß die Schönheiten und die Regeln mit einander streiten, so ist nichts gewisser, als daß diese oder jene betrüglich sind.

Nun halte ich davor, daß der geschickte Verfasser dieser critischen Schrift in dem gantz absonderlichen und kleinen Theil der poetischen Kunst, welchen er abgehandelt hat, nehmlich den Gleichnissen, weiter gegangen, und sich auf dünnere Aeste herausgelassen habe, als kein andrer vor ihm gethan hat. Ich finde ferner daß er in diesem Stücke eine seltene Geschicklichkeit gewiesen, und in der Beurtheilung der absonderlichsten Stellen sowohl die eigentliche Absicht, und den Grad des Eindruckes, welchen der Hauptzweck daselbst erfoderte, aussetzen, als den gehörigen Umstand, der dazu behülflich war, zu bemercken gewußt

habe; also daß seine Anmerckungen die besondersten Arten von Schönheit, so in den Gleichnissen liegen, glücklich entdecken, und uns alle nöthige Anweisung geben, wie wir es anzugreifen haben, wenn wir eben dergleichen hervorbringen wollen, zumahl aus gleichmässigen Ursachen allezeit gleichmässige Würckungen erfolgen müssen. Dadurch hat er den Wunsch des Herzen Addisons zu erfüllen angefangen. Man dächte, daß er mit denen vornehmen Verfassern, die er so genau kennet, zu Rathe gegangen wäre, und daß er ihren Betrachtungen, nach welchen sie die geringsten Stücke ihrer Schriften mit den vornehmsten Theilen derselben in einem geschickten Ebenmasse zusammen gefüget, beygewohnet hätte. Die Regeln, welche diese in der Form von Exempeln verstecket haben, sind von ihm aufgedecket worden, und wer sie einmahl wohl erkannt hat, der wird durch eine geschickte Ausübung derselben eben dergleichen Ergetzen, wie sie uns in denen ersten Exempeln und Mustern gewähret haben, hervorbringen können; Welches ohne Zweifel genugsam ist, einem Verfasser den Beyfall der Kenner zu versprechen, und ihn aus aller Unruhe zu setzen, daß seine

ne Arbeit ein widriges Schicksal treffen werde. Wie ich vor meine Person vielleicht einigen Antheil an dem danckbaren Lob fordern könnte, welches ich diesem Werck auf den Grund obiger Betrachtungen verheissen darf, so muß ich im widrigen Fall, wenn die jeztlebende Welt ihm ihren Beyfall entziehen sollte, der Wahrheit zu Steuer sagen, daß ein Unglück von dieser Art den Verfasser am wenigsten beunruhigen wird, zumahl derselbe an der Beypflichtung einiger weniger Freunde, unter welche er mich zu zehlen beliebet, und vornehmlich in recte factorum Conscientia sein bestes Vergnügen suchet.

Inhalt

Der erste Abschnitt.

Von den erleuchtenden Gleichnissen.

Idee einer Logick der Phantasie. Was die Begriffe, die sich gedencken lassen, in der Vernunft-Lehre sind, das sind die Bilder der sinnlichen Dinge in der Logick der Phantasie; und was dort die Sätze sind, das sind hier die Gleichnisse. Geburt der Gleichniß-Bilder. Wahrscheinlichkeit und Aufrichtigkeit derselben. Wiederlegung derer, welche die Gleichnisse vor untüchtig ausgeben, einen Gedancken in ein helleres Licht zu setzen. Gebrauch der Gleichnisse in Ansehung derer Dinge, von welchen man ohne ihre Hülffe keine andere als denckele Begriffe haben kan. In Ansehung erstlich der Farben. Geschicklichkeit der Herren Brockes und Königs die Farben durch Gleichnisse vorzumahlen. Ferner in Ansehen der Bewegungen. Homers Geschicklichkeit mit Gleichniß-Bildern lebhaft zu schildern. Wie er durch dieses Mittel die Ausstechung des Auges Polyphemi beschreibet; desgleichen die niedergelegten Buhler der Penelope. Nutzen der Gleichnisse in der lebhaften Vorstellung der Töne. Wie Virgil durch ein solches das Geschrey Laocoons ausgedrucket; Homer den Thon einer aufspringenden Thür; den Thon einer Sayte, die man aufziehet; den Thon des durchbohreten Auges Polyphemi. Wie König das Weihern der Hengste beschreibet. Nutzen der Gleichnisse in der Vorstellung der Arten des Geschmackes, des Gefühles, und des Geruches. In Ansehen solcher Dinge, die sich auf einander beziehen. Wie Homerus dadurch Ulysses Starcke in Spannung eines Bogens ausdrücket. Wie die Schnelligkeit der Bewegung dadurch angezeiget wird. Unterscheid zwischen

)(

der

der Art der Bewegung und der Geschwindigkeit derselben. Wie die Art der Bewegung des fliegenden Mercurius von Homer und Virgil ausgedrücket wird. Das Verhältniß der Geschwindigkeit kan sich gegen dem Maß des ähnlichen Bildes ungleich verhalten. Ein Gleichniß aus Homer, da er die gröste Geschwindigkeit, die man sich einbilden kan, zu begreiffen giebt. Ein anderes aus ihm die Stärcke auszudrücken, womit Ulysses sich an einer Klippe fest gehalten.

Der zweyte Abschnitt.

Von den auszierenden Gleichnissen.

DJe Wohlredenheit bemühet sich überhaupt die Begriffe auszuschmücken. Nutzen der Gleichnisse einen schlechten Gedancken auszuzieren; ja eine gantze Schrifft angenehm zu machen. Wie König durch ein solches Gleichniß den Gedancken auszieret, daß eine gute Auferziehung vieles vermöge. Wie er das historische Gedicht von der neu-erbauten Ritter-Academie mittelst eines solchen angenehm verändert. Ein gleichmäßiges Gleichniß Gottscheds. Wie König in dem Gedicht, August im Lager, seine Beschreibung von des Monarchen Kleidung durch ein Gleichniß ausputzet. Desselben Geschicklichkeit, seine gleichförmige Erzehlung mittelst dieses Kunst-Griffes vor Eckel zu bewahren. Homers Gleichniß von Hectors Waffen-Rüstung. Mehr Homerische Gleichnisse zur Auszierung; von der Verbindung beyder Ajacen im Streit, und von der Menge brennender Fackeln und Holtz-Stösse zwischen den Bollwercken der Griechen und den Mauren der Stadt Troja. Wie Opitz dadurch die Anmuth des freyen Land-Lebens beschreibet. Wie Gottsched die Freygebigkeit in einem Gleichniß beschrei-

beschreibet, welche nichts von eigennützigen Absichten weiß. Mangel in der Ausführung seines Gleichniß-Bildes. Wie Opitz die Gütigkeit eines Fürsten in einem angenehmen Gleichniß vorstellet. Wie König den weissen Stern schwartzer Pferde beschreibet. Gleichmäßiges Bild Homers. Wie Brockes sich in seinen historischen Gedichten von dem irdischen Vergnügen in GOtt desselben Kunst-Griffes ebenfalls bedienet. Wie dieser in solcher Absicht die Flut und Ebbe vergleichet. Das Hervorstechen des Grases im Frühling. Diese Art Gleichnisse hat ihren Platz vornehmlich in Lehrgedichten, da geistliche Dinge unter cörperlichen Bildern vorgestellet werden. Wie Pope durch ein solches den Abbruch beschreibet, den das Gedächtniß dem Verstand thut. Wie er das üble Betragen des Witzes mit der Urtheilungs-Kraft durch ein solches ausbildet. Wie er die Nothwendigkeit die Phantasie durch den Verstand zu leiten ausdrücket. Wie er den Wachsthum des Poetischen Ruhmes vergleichet; Wie den Hochmuth witzloser Köpffe; die Einschränckung des menschlichen Witzes; das eitele Bestreben des Neides, der sich an dem Witz reibet. Anpreisung der Mittel-Strasse zwischen Kargheit und Verschwendung in Anbringung dieses Zierrathes.

Der dritte Abschnitt.

Von den nachdrücklichen Gleichnissen.

Nutzen der Gleichnisse einen Gedancken tief genug einzudrücken. Wie Opitz durch ein solches Gleichniß das Ansehen des Burggrafen zu Dohna an dem Kaiserl. Hof abgeschildert. Wie Virgil uns in einem solchen die gäntzliche Verwüstung der Stadt Troja

nach einem langen Wiederstand und den Grimm ihrer Eroberer vor Augen sehen läßt. Wie er durch dasselbe Gleichniß-Bild, das er zu diesem Ende gebraucht hat, den unbeweglichen Vorsatz des Eneas ausdrücket. Wie Opitz die Ankunfft eines mächtigen Heeres Barbaren aus einem abgelegenen Land durch ein erschreckliches Sinnbild nachdrucklich beschreibet. Wie Postel dasselbe Gleichniß-Bild anwendet, den barbarischen Sinn eines barbarischen Volckes vorzustellen. Wie Opitz den Feuer-speyenden Vesuvius durch Gleichniß-Bilder von dem Krieg, und hingegen den Krieg durch Gleichniß-Bilder von dem Vesuvius erschrecklich vorbildet. Wie Besser die Bombardierung der Stadt Stettin mit Schrecken anfüllet. Wie Pietsch dasselbe Gleichniß-Bild, das Bessern zu diesem Ende gedienet, poetischer doch schwächer angewendet, die Bestürmung der Festung Temeswar zu beschreiben. Nuzen dieser Gleichnisse die besondern Grade einer Gemüths-Bewegung zu bestimmen. Also setzet Homer die Freude Ulysses, als er mitten in dem Meer schwimmend das Ufer erblickete, auf den gehörigen Grad der Höhe, in einem gewissen Ebenmasse mit der vorigen Todes-Angst. Aus diesem Zustand des erretteten Ulysses formiert dieser Poet ein Gleichniß-Bild, die Hertz-empfindliche Freude der Penelope über seine Zurückkunft nach Hause und Erkänntniß zu beschreiben. Wie Gottsched ein gleichmäßiges Gleichniß gebraucht, der Sachsen Freude über die sichere Nachricht von Friederich Augusts Leben auszudrücken. Wie Homerus das ungedultige Verlangen, das Ulysses nach der angesetzten Stunde seiner Abreise in das Vaterland empfand, ausdrücket. Das Maß der stummen und sanften Leidenschaften ist von ihren Beweg-Ursachen zu bestimmen, wenn diese mit andern Beweg-Ursachen, die eine solche Leidenschaft auf einen gleichen Grad erhoben haben, verglichen werden. Wie Homer die

Lust

Lust des Eumeus in Anhörung der Begegnisse, die ihm der unbekannte Ulysses erzehlet, auf diese Weise vorbildet. Seine Beschreibung der Aufwallung, die in der Brust Ulysses bey Anhörung des Gesanges Demodoci von der Uberrumpelung der Stadt Troja, durch Ulysses Anordnung, entstanden war. Homers Gleichniß von Nestors Unschlüßigkeit. Virgils Beschreibung der Bestürtzung des Eneas, als ihn das Getümmel der einbrechenden Feinde in die überrumpelte Stadt aus dem Schlaf aufgewecket. Königs Nachahmung des Virgilianischen Gleichnisses, in der Beschreibung der Bestürtzung über den Einbruch der Türcken in Ungarn. Virgils Beschreibung des Entsetzens eines Menschen, der sich einsmahls mitten unter einem Hauffen Feinde siehet. Wie er die ungleichen Grade dieser beyden Bestürtzungen durch ähnliche Fälle ausgedrücket hat. Anmerckung, daß die Grösse einer vorgestellten Gefahr so genommen werden muß, wie sie von einer Person angesehen wird, nicht wie sie an sich selbst ist oder andern vorkommen mögte. Homers und Virgils Kunst die Umstände anzuführen, die eine Person nach ihrem Stand am hefftigsten rühren. Das Maß der ausbrechenden Leidenschaften ist von ihren Würckungen zu bestimmen, so fern diese mit andern Würckungen, die von einer solchen Leidenschaft entstanden sind, in Vergleich gestellet werden. Also beschreibet Homerus den hohen Muth Ulysses in der verübten Rache an den Freyern durch die Verheerung, die ein Habicht unter einer Schaar kleiner Vögel anstellet. Und Virgil beschreibet das Niederhauen in der eroberten Stadt Troja durch den verderblichen Durchbruch eines Flusses. Günthers schwächere Nachbildung dieses Gleichniß-Bildes. Postels glücklichere Nachahmung desselben. Pietschens übel ausgebildete Vergleichung seines verheerenden Helden mit den Würckungen des Nordwindes. Bessers Gleichniß die Wiedersetzlichkeit

der Schwedischen und Brandenburgischen Truppen in der Warschauischen Schlacht vorzustellen. Ein gleichmäßiges Gleichniß Homers, von welchem Besser seines nachgemachet hat. Wie Homer Hectors grimmigen Einbruch in die Truppen der Griechen von seinen Würckungen, und das Schrecken dieser von seiner Ursache abschildert. Mehrere Gewißheit die Höhe der Leidenschaften aus ihren Würckungen, als aus ihren Beweg-Ursachen zu erkennen. Virgils Beschreibung eines verwegenen Muthes durch ein solches Gleichniß-Bild, wo zugleich die Ursache und die Bewegung angezeiget werden. Anthors gleichmäßiges, allein übel ausgeführtes Gleichniß, womit er die Gefangennehmung der Steinbockischen Armee beschreiben will.

Der Vierte Abschnitt.

Von den lehrreichen Gleichnissen.

Wiederlegung einiger, welche der Wohlredenheit die Gabe zu unterrichten absprechen. Gebrauch der Gleichnisse zur Unterrichtung, wann ein lehrreicher Satz mit einem ähnlichen eben so lehrreichen Satz verglichen wird; oder eine Handlung mit einer andern. Annehmlichkeit solcher Gleichnisse. Behutsamkeit, in der Einmengung eines fremden Gedanckens zu gebrauchen. Ihr Sitz und Platz sind die Lehr- und Straf-Gedichte. Wie Pope den Satz, daß ein Monarche sich selbst Gesetze schreibe, bey einem ähnlichen physicalischen Satz angebracht hat. Wie Buttler die politische Anmerckung, daß grosse Staaten unter ihrer eigenen Grösse einsincken, unerwartet in eine andere eingewebet hat. Wie Horatius den Satz, daß ein Feld-Herr seinen fertigen Meister in plötzlicher Gefahr am besten weise, bey einem lustigen Zufall eingetragen

gen

gen hat. Kunstgriff ein Urtheil der Menschen durch ein ähnliches aber wiederwärtiges zu widerlegen. Lehrreiche Vergleichung des menschlichen Lebens mit einer Mahlzeit, von Horaz, Opitzen und Günthern angestellet. Wie Opitz die Furcht der Gerechten für dem Tod, und den Grimm der Tyrannen gegen ihnen mit einem solchen Gleichniß von ähnlichen Fällen lächerlich machet. Wie Pope so viel Partheylichkeit in den Sachen des Witzes bemercket, als sich in Glaubens-Sachen erzeiget. Wie dieser Poet lehret, woher die Verschiedenheit der Kleidung entsprungen sey, bey Gelegenheit, da er von der verschiedenen Schreib-Art redet. Wie er die Frauens-Personen mitnimmt, da er der Liebhaber gewisser Bücher lachet. Exempel, da moralische Zeitungen die Materie des unterrichtenden Gleichnisses hergeben; aus Pope, Haller, Buttler, Horatius und König.

Der fünfte Abschnitt.

Von der Vereinigung der Absichten in einem Gleichniß.

Verbindung vieler Ursachen eine Würckung hervorzubringen, und verschiedene Würckungen einer Ursache. Gleichnisse, da verschiedene Absichten in einem Bild verbunden werden. Werth derselben. Wie Virgil das Geschrey Laocoons von zwo Seiten beschreibet, von seiner Ursache und von seiner Grösse, dadurch es in ein helleres Licht gesetzet wird, und zugleich einen grössern Nachdruck empfängt. Original des Bildes, das Virgil da gebraucht hat. Wie Homer und Virgil ihre Absichten vornehmlich in der Ausführung ihrer Gleichniß-Bilder ausbreiten. Langgeschwänzte Vergleichungen. Wie Homer den Schmer-

zen eines Verwundeten in einem Gleichniß nach seiner Grösse bestimmet, und ferner in demselben eine gewisse Nachricht giebt, und selbst das Gleichniß-Bild nachdrücklich erhöhet. Wie er das Gleichniß-Bild von dem fallenden Simoisius in eine symbolische Parabel ausdehnet. Wie er ein Gleichniß-Bild in einer fast gleichen Absicht öfters braucht, und doch in der Ausbildung gantz verschiedene Umstände vorbringet. Wie er in einem Gleichniß-Bild den Geist mit Schrecken über die Verwüstung des menschlichen Geschlechtes anfüllet, und dabey Anlaß nimmt die Vorsehung zu rechtfertigen. Wie er die weisse Farbe der Gliedmassen des Menelaus in einem Bild erhöhet, und uns an demselben Ort von einer vortrefflichen Arbeit der Frauens-Personen in Lydien Nachricht ertheilet. Nutzen dieser Gleichnisse das erregete Gemüthe des Lesers wieder zu besänfftigen. Wie Virgil durch ein solches seinen Helden aus der Gefahr herausführet, und den Leser dißfalls zufrieden stellet. Wie er den Stof zu dem Gleichniß, das er da braucht, in Homers Text gefunden. Wie Homer mit einem solchen Gleichniß den Achilles aus einer grossen Noth in Sicherheit gebracht hat. Wie Virgil die Materie dieses Gleichnisses in seinen Text verwendet hat.

Der sechßte Abschnitt.

Von dem rechten Ort und Sitz der Gleichnisse.

Nothwendigkeit den Gleichnissen in einem Werck Ort und Maß zu setzen. Vergleichung der Wohlredenheit mit der Koch-Kunst. Mangel einer Untersuchung dieser Materie. Die Gleichnisse schicken

ken sich an dem Orte nicht, wo die Regung selbst als redend eingeführet wird; ausgenommen die erleuchtenden Gleichnisse. Wie Virgil von der Dido Bewegung über Eneas Einschiffung mit einem Gleichniß redet, aber da er sie selbst davon reden läßt, ihr gantz andere Figuren in den Mund leget. Amthors seichte Verdeutschung ihrer Rede. Homers Geschicklichkeit die Sprache der Affecte und des Geistes zu verändern. Wie Homerus die wenigen ausgeführten Gleichnisse die er in den Reden seiner Personen einfliessen läßt, an den rechten Ort gesetzet, ohne Verletzung des Characters der Regung; in einer ruhigen Unterredung, bey einem gesetzten Gemüthe, und über der Taffel. Vertheidigung eines Gleichnisses, das Homerus dem Asius in einer hefftigen Gemüthes-Bewegung desselben zugeschrieben hat.

Der siebende Abschnitt.

Von dem Gebrauche der Gleichnisse in Trauer-Spielen.

WJe Homerus sich in dem ersten B. der Iliad und den drey ersten Büchern der Odyssea der Einstreuung ausführlicher Gleichnisse enthalten; Virgil hingegen gleich in dem ersten B. der Eneis unterschiedliche angebracht habe. Was vor Ursachen sie davor gehabt. Ob sich vor die Schreib-Art der Tragödie viele Gleichnisse schicken? Eines deutschen Kunst-Lehrers undeutliche Meinung davon. Mißbrauch der Grund-Regel, die befiehlt, auf die Natur zu sehen. Weil in den Tragödien auch Personen von gemäßigten Regungen und gesetztem Gemüthe redend aufgeführet werden, können die Gleichnisse darinnen wohl

Platz haben. Daß Orestes und sein Hofmeister, welchen Sophocles etliche Gleichnisse in den Mund leget, ruhigen Gemüthes gewesen. Daß auch die ungestümme Regung der Electra durch eine langwierige Gewohnheit niedergesessen war. Daß der Officier in der Antigone, der in dem Bericht von der Beerdigung Polinices ein Gleichniß einfliessen läßt, nur eine fremde Regung beschreibt. Vorzug der Tragödien des Seneca vor Lohensteins. Geschickte Gleichnisse in dem Mund des ruhigen Ulysses, womit er die erschreckliche Post, die er Andromachen bringet, einiger massen besänfftigt. Mehr Exempel von dieser Art in der Tragödie des Seneca von den Trojanerinnen. Ein paar Gleichnisse in dem Munde der rasenden und verzweifelten Andromacha, wider die Natur und Sprache der Leidenschaft. Schwäche der deutschen Tragödie überhaupt. Character der Trauerspiele Lohensteins und Andr. Gryphen. Ungereimte Einführung der Gleichnisse in denselben. Angenehmes aber am unrechten Ort angebrachtes Gleichniß in Junckers Klage dreyer Söhne beym Grabe ihres Vaters. Ein gleichmäßiges Gleichniß-Bild aus Opitzen poet. Wäldern, welches nicht nur vor sich betrachtet, sondern auch in Absicht auf die Person, der es zugeschrieben wird, schön ist.

Der achte Abschnitt.

Von dem Masse und der Zahl der Gleichnisse.

Schädliche Würckungen des Ubermasses und der Verschwendung, wie in andern Stücken, also in der Wohlredenheit. Sie verrathen einen blöden Verstand. Die Scribenten sündigen mehr mit Verschwendung als mit Kargheit. Das Maß der Gleichnisse, wie anderer Figuren, muß nach der Natur einer

einer jeden absonderlichen Stelle bestimmet werden. Bestraffung einiger, die aus Begierde die Verschwendung zu vermeiden, in die Plattheit verfallen sind. Wie Homer seine Erzehlung von dem Mord, den Achilles unter den Trojanischen Helden angestellet, mit zweyen überaus lebhaften Gleichnissen beschleußt, die theils seinen Muth, theils seine Lust an der Rache gewaltig erhöhen. Wie er in dem Fortgang derselben Erzehlung noch zwey ausdrückliche und wohl erratheme Gleichnisse anbringet, die Stürtzung der fliehenden Trojaner in den Xanthus und den nachjagenden Achilles, der ihnen mitten in den Fluß nachgesetzet, abzuschildern. Wie er fünf Gleichnisse hinter einander setzet, fünf merckwürdige Stücke der griechischen Armee vor Augen zu bilden. Wie er die Bewegungen eines aufrührischen Volckes in zweyen Bildern nach zween besondern Umständen, seinem Getöse und seinem gleichen Lauf, vorstellet. Wie er drey hyperbolische Gleichnisse zusammensetzet, das ungeheure Geschrey der beyden Armeen, die jetzt handgemein worden, vorzustellen. Einwurf eines Kunst-Richters, daß diese Gleichnisse den Geist von dem vornehmern Gegenstand abziehen. Beantwortung desselben. Lohenstein fehlet vielmehr mit den ungereimten Bildern, als mit dem Uberfluß seiner Gleichnisse. Wie er zwey Gleichniß-Bilder von verschiedenen Relationen oder Verhältnissen durch einander verwirret. Beurtheilung des Urtheiles, das ein heutiger Kunst-Richter von einem Theil desselben Gl. gefället hat. Von Bessers geschicktere Ausbildung dieser Bilder. Wie Lohenstein in einem andern Gleichniß die Vergleichung bis auf eine Verwandlung treibet. Noch ein Lohensteinisches Gleichniß, wo er etliche Gattungen, die unter ein allgemeines Geschlechte gehören, vergleichet. Exempel aus Opitzen Hercynia, da eine lange Stelle aus Gleichnissen zusammengesetzet ist, ohne daß ihr dadurch an ihrer Deutlichkeit etwas abgehe.

Der

Der neunte Abschnitt.

Von der Neuheit der Gleichniß-Bilder.

Homers Vortrefflichkeit, als eines Urhebers und Erfinders. Ferner in Absicht auf die Beschaffenheit seiner elenden und unwissenden Zeiten. Insbesondere wegen seiner Wissenschaft von dem Bau des menschlichen Cörpers, und der Geographie. Woher er seine weitläufftige Erkänntniß genommen habe. Glückseligkeit unsrer Zeiten in Ansehen der Künste und Wissenschaften. Armuth an Erfindungen, die sich dessen ungeachtet in den Schrifften unsrer Poeten verspüren läßt. Opitzen Vergleichung der Munterkeit eines Helden mit der Hurtigkeit eines jungen Pferdes. Postel braucht dasselbe Gleichniß von Wittekind. Original desselben in Homer. Königs Vergleichung Frierich Augusts mit einem Löwen, von Opitzen entlehnt. Opitzen dreymahliger Gebrauch desselben in einer gleichen Absicht. Vergleichung des erstern mit diesen drey letztern Gleichnissen. Opitzen Anwendung desselben Gleichniß-Bildes in andern Absichten. Vorzug der Erfindung vor der Nachahmung. Werth der Nachahmung. Wie sie von dem gelehrten Diebstahl unterschieden sey.

Der zehnte Abschnitt.

Von der Abänderung der Gleichniß-Bilder.

Macht der Natur in der Mannigfaltigkeit ihrer Geschöpfe. Ein Poet muß mit seinen Bildern, so viel ihm möglich ist, abändern. Homers Gleichniß-Bilder werden einer allzugrossen Gleichheit beschuldigt.

Ob

Ob das Ergetzen, das von der Mannigfaltigkeit der Bilder entstehet, von der Abänderung der symbolischen Wesen, oder von der abgeänderten Verschiedenheit der ähnlichen Eigenschaften und figürlichen Handlungen herzuleiten sey. Kunst ein Bild in vielen verschiedenen Gestalten vorzulegen, und zu verschiedenen Absichten zuzurichten. Parabolisches Aussehen, das Homerus seinem Gleichniß-Bilde von dem Löwen mitgetheilet, als er Ulysses mitten unter den erschlagenen Buhlern, desgleichen als er denselben der Princeßin Nausicaa begegnend, vorgestellet. Wie er dasselbe Bild auf verschiedene Weise angesehen, die Rachbegierde des Menelaus, seine Freude über die Gelegenheit sich zu rächen, den rühmlichen Tod von der Hand eines berühmten Feldherrn, anderer Erlegung angesichts ihrer Völcker, die Rache eines nachjagenden Helden, die unvermuthete Errettung eines andern aus den Händen der Feinde, nach dem Leben vorzustellen. Seine Gleichniß-Fabel von dem Zurückweichen eines kühnen und unverzagten Helden, der voll Betrübniß ist, daß er seine Rache nicht sättigen kan.

Der eilfte Abschnitt.

Von der Vergleichung grosser Dinge mit kleinen, und kleiner mit grossen.

Ob es mehr Kunst erfordere kleine Dinge mit grossen, oder grosse mit kleinen zu vergleichen. La Motte behauptet das erstere, die Frau Dacier das letztere. Daß der Entscheid dieser Frage auf die Natur der Sache und die Umstände müsse gegründet werden. Von gewissen Begriffen lehret ihr eigenes Maß, ob man vergrössernde oder verkleinernde Gleichniß-Bilder erwehlen solle. Wie die Beschaffenheit und die Um-

Umstände der Materie hierinnfalls Ziel und Maß setzen. In erhabenen Materien muß der Geist durch sanftere Bilder erquicket, und in geringern muß er durch erhabnere empor gestützet werden. Wie Virgil das Gedicht von dem Feldbau durch dieses letztere Mittel empor hebet. Wie er sein Gleichniß-Bild von den Cyclopen nimmt, da er von der Arbeit der Bienen redet. Daß der Grund dieser Vergleichung in der ordentlichen Austheilung der Geschäfte und des Eifers der Arbeiter bestehe. Wie er hingegen in der Eneis das Gleichniß-Bild von den Bienen entlehnet, da die Rede von der Erbauung der Stadt Carthago lautet. Optische Schönheit dieser Gleichniß-Bilder. Noch ein Gleichniß Virgils von den Bienen, die Verwirrung der Lateiner über dem unvermutheten Uberfall der Trojaner vorzustellen. Wie er das Herumschwermen der Lateinischen Königin mit einem geschlagenen Klotze vergleichet. Wie Homerus die Vorsorge der Pallas vor Menelaus mit der Sorge einer Mutter vergleicht, welche die Fliegen von ihrem schlafenden Kind abhält. Wie er die leichte Müh, mit welcher Apollo das Bollwerck der Griechen niederwirft, mit der Verrichtung eines Kindes vergleicht, das ein Gebäude von Kißlingen mit dem Fuß umstößt. Wie er das Gefechte der Lycier und der Griechen um eine Schantze, mit dem Streit zweyer Nachbarn um den Gräntze-Stein ihrer Felder vergleicht. Wie er die Ungewißheit des Sieges durch das Gleichniß-Bild eines Weibes, das ihre Wolle mit der Wage auswiegt, vorstellet, dadurch er den erst erstaunten Leser aus der gewaltsamen Unruh in eine angenehme versetzet. Wie selten die Gleichnisse bey Homer sind, da das kleine mit dem grossen verglichen wird. Ein Exempel eines solchen, da er die häuffigen Thränen der Penelope mit einem aufthauenden Schnee-Gebürge vergleichet. Gottscheds Nachahmung desselben. Beurtheilung der Vergleichung eines

Heng-

Hengstes mit einem Ungewitter in Königs August im Lager. Wie Virgil seine Schilderey von einem Pferde belebet hat. Bewunderung der Beschreibung, die Hiob von einem solchen gemachet hat.

Der zwölfte Abschnitt.

Von dem Wohlstand der Gleichniß-Bilder.

Verhältniß-Schönheit der Gleichnisse in Absicht auf den Ort, wo sie stehen, und die Wahl der symbolischen Bilder. Daß der Wohlstand sich mit den Sitten ändere. Homers Gleichniß-Bild von dem Esel bey Gelegenheit des Ajax von einigen Kunst-Richtern getadelt. La Motte und Boileaus Meinung davon. Wie Hr. Dacier die Würdigkeit des Esels von Beschimpfung rettet. Der Frau Dacier Beantwortung des Einwurffes, daß die Knaben und die Gefräßigkeit des Esels in dem symbolischen Bilde unanständig seyn. Daß der Grund dieser Vergleichung in dem Zertreten und Abweiden der Saat bestehe. Wie Homer an einem andern Ort die Abschneidung des Getraydes als ein Gleichniß-Bild der Verheerung anbringet. Virgils Vergleichung des Turnus mit einem Tiger unter wehrlosen Thieren gerettet. Wie Homerus den König Priamus unter dem Bild eines Ubelthäters vorstellet. Ablehnung der Beschuldigungen, so darwieder gemacht worden. Wie Homerus das symbolische Bild eines Brändlings unter der Asche anwendet, da er den Ulysses unter einer Decke von Laub vorstellet. Weitläuftige Kunst des Poeten, in diesem Gleichniß entdecket. Wie er das Bild von einem Menschen nimmt, der den Wanst eines Opfer-Viehes bey einem grossen Feuer hin und her wendet, die Unruhe und Gewalt der Rachbegierde des Ulysses vorzubilden. Ausführ-

liche

liche Entdeckung der vollkommenen Kunst, die in dieser Vergleichung angebracht ist. Wie er die Seelen der erschlagenen Buhler mit den Fledermäusen vergleicht. Der Wohlstand dieses Gleichniß-Bilds wird durch die Erzehlung der Umstände, so der Poet nach seiner Absicht vorstellen mußte, behauptet.

Der dreyzehnte Abschnitt.

Rettung einiger von Longin getadelten Gleichnisse.

Timäus wird von Longin getadelt, daß er den Alexander mit einem Schul-Redner verglichen habe. Daß es genug sey, wenn die Sachen einander darinnen ähnlich sind, worinnen sie verglichen werden. Heinecken Meinung, daß das Wesen der Vergleichungen auf der Ubereinstimmung zweyer Dinge in den meisten oder allen Stücken beruhe, wird verworffen. Wie Homer eintzig auf die hartnäckigte Blutdürstigkeit siehet, da er einen Helden mit einer Mücke vergleicht. Wie Virgil das Auge alleine auf die Bemühung gerichtet gehabt, als er die einschiffenden Trojaner mit den Ameisen verglichen. Optische Schönheit dieses Gleichnisses. Daß Timäus in seinem Gleichniß alleine die Schnelligkeit Alexanders in der Bezwingung Asiens vorstellen wollen. Grade der Eilfertigkeit. Daß Timäus den höchsten Grad derselben durch seine Vergleichung ausgedrücket habe. Ungereimter Schluß Longins, daß Isocrates, der zehen Jahr an seiner Rede gearbeitet, tapferer gewesen, als die Lacedämonier, welche zwanzig Jahr mit der Belagerung der Stadt Messene zugebracht. Daß die Handlungen, die mit einander verglichen werden, an Grösse zwar unterschieden seyn dörffen, aber an Vortrefflichkeit und Wichtigkeit übereinstimmen

einstimmen müssen. Ungereimte Vergleichung Heineckens zwischen Allexander und einem Buchdrücker. Daß eine Vergleichung einen Zusatz an Schönheit erlange, wenn sich zwischen den ungleichen Handlungen etwas übereinstimmendes befindet. Uebereinstimmende Dinge zwischen einem Helden und einem Redner. Daß Isocrates Rede mit Alexanders Siegen etwas gleiches habe. Heineckens Verbesserung der Vergleichung des Timäus wird verworffen. Homers Gleichniß, womit er die Schnelligkeit der Pferde der Götter vorgestellet. Falsches Lob, das Longin diesem Gleichniß beyleget. Eben so ungereimtes Lob, das dem Longin wegen seines Urtheiles von seinen Bewundrern mitgetheilet wird.

Der vierzehnte Abschnitt.

Von den Gleichnissen in Brockes irdischem Vergnügen in GOtt.

Das verdiente Lob dieser Gedichte wird in seine Schrancken gefasset. Seine Beschreibungen sind mehr historisch und physicalisch als poetisch. Wie geschickt er die mannigfaltig gemischte Farbe des Grases beschrieben habe. Seine fruchtlose Bemühung einen allgemeinen und klaren Begriff durch einen seltenen und unbekannten zu erklären. Hallers poetische Beschreibung des Grases. Brockes macht sich verdächtig, daß er die Armuth der Natur durch einen entlehnten Reichthum habe verbergen wollen. Eiteler Einwurff, den er sich selbst machet, daß der Farbe der Blumen einige andere an Schönheit gleich komme. Hallers kürtzere und nachdrücklichere Vorstellung der Farbe der Blumen. Geschicklichkeit der Brokesischen Vergleichung des Schmuckes der Blumen mit einer Reihe Frauens-Personen, einem Regenbogen, dem Abend-Stern. Seine Verschwendung der Rubine und Diamante in

)( )(der

der Beschreibung des Morgens. Homers und Virgils Beschreibungen des Morgens. Brockes eitele Bemühung die Wercke der Natur durch die Wercke der Kunst in ein höheres Licht zu setzen. Oeftere Wiederholungen des Einfalls, daß die beblühmte Erde ein grüner Himmel sey. Seine geschickte Vergleichung der sanften Bewegung eines Kornfeldes mit den Wellen. Wie Homer dieses Gleichniß-Bild schon angewendet. Brockes glückliche Beschreibung des Schnee-Gestöbers mit einem ströhmenden Fluß. Seine poetische Beschreibung des Winters, mit Virgils seiner verglichen. Verzeichniß von mehrern geschickten Vergleichungen in diesen Gedichten. Anzeigung der Originale derer drey ausführlichen Vergleichungen, welche Weichmann in der Vorrede zu dem ersten Theile den Gleichnissen der alten Poeten an die Seite gestellet hat.

Der fünfzehnte Abschnitt.

Von den Lohensteinischen Gleichnissen.

Opitzens reiner Geschmack. Verderbung des Geschmackes durch Hofmannswaldau und Lohenstein. Wie Lohensteins Gleichniß-Bilder unbekannt, ausschweiffend, ungeschickt und überflüßig sind; wie sie mit dem Wohlstand streiten. Wie er alle diese Fehler in einem Exempel vereinigt hat. Wenn er die Seltenheit, Leichtigkeit, Möglichkeit einer Sache erhöhen will, hohlet er die Beyspiele von einer Art, die zu einem Geschlecht gehören, allzuweit. Wie Virgil die hyperbolische Art zu vergleichen gebraucht. Lohenstein leget seine gelehrten und hyperbolischen Gleichnisse rohen und wilden Personen in den Mund, welche durch solche einander bestraffen, wiederlegen, und überführen. Neukirchs Lobschrift des Lohensteinischen Arminius in der Sprache desselben verfasset. Desselben Aufwart-Schreiben an den geheimen Rath von Fuchs, in einer gleichmäßigen

mäßigen Sprache beantwortet. Wie er diesen Herrn mit dem Flachs vergleicht. Neukirchs Bekehrung. Amthors Schutz-Schrift Lohensteins. Exempel von Lohensteinischen Gleichnissen aus Amthor. Daß Gleichnisse keine Kraft haben etwas zu beweisen, ausgenommen so fern sie ähnliche Beyspiele eines allgemeinen unstreitigen Grundsatzes sind. Socratische Art, aus solchen Gleichnissen zu beweisen. Wie Opitz den Satz, daß alles sichtbare vergänglich sey, auf diese Weise bewiesen. Wie Besser beweiset, daß das Urtheil der Welt meistens unbegründet sey. Daß Opitzens Gleichniß von einem Ring, der sich abnützt, mit den zerrinnenden Sinnen nur erkläre, und nicht beweise. Daß Lohensteins Gleichniß von der Nachbarschaft der Rose und der Dornen nicht beweise, sondern nur erkläre, daß seiner Gelegenheit und der Waffen pflegen bey einander stehen könne. Daß in Opitzens Gleichniß von einem fruchtbaren Baum mit einem fruchtbaren Weib ein Grund enthalten sey, der richtig schleußt. Opitzens Socratische Beyspiele, womit er das lächerliche Wesen der Schreibe-Sucht erweiset. Wie die satyrischen Scribenten sich dergleichen Art zu schliessen, als eines besondern Kunst-Streiches bedienen. Wie leicht es sey die Gleichnisse, die auf keine allgemeinen Wahrheiten gegründet, und alleine von Thieren oder leblosen Dingen genommen sind, umzukehren.

Der sechszehnte Abschnitt.

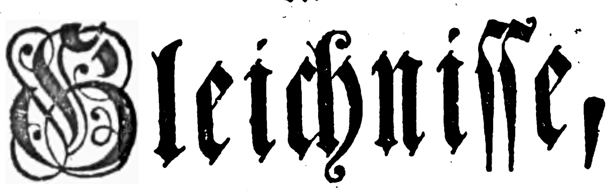
Von den ausführlichen historischen Gleichnissen.

Diese Gleichnisse entdecken unterschiedliche Aehnlichkeiten in einer verknüpften Ordnung. Brockesen Vergleichung von dieser Art zwischen der Rose und einer Königin. Wie sich die Aehnlichkeit in diesem Exempel

pel allgemach verleurt. Neukirchs Gedicht von den geschützten Nachtigallen, beruht durchgehends auf einer Vergleichung des Poeten mit der Nachtigall. Wie er die Fabel von Philomele in sein Gedicht hineinzwinget. Gäntzliche Auflösung desselben in seine Elemente. Wie Amthor auf diese Weise den Satz ausgeführet, daß der Purpur die Doctor-Würde vorstelle. Wie er das Leben eines frommen Mannes unter dem Bild des Krebs-Ganges ausstreichet. Solche Gleichnisse sind eine gemeine Quelle von Erfindungen. Sie werden selbst in ernsthaften Gedichten angewendet. Pietsch hat das Amt eines Lehrers unter dem Bild einer Schlag- und Sand-Uhr vorgestellet. Ein paar dergleichen von Weichmann, werden angereget.

Von

Von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der



Gleichnisse,

Als einer vornehmen Quelle Ergetzens in der Beredtsamkeit und Poesie.



Der erste Abschnitt.

Von den erleuchtenden Gleichnissen.

IDee einer Logick der Phantasie. Was die Begriffe, die sich gedencken lassen, in der Vernunft-Lehre sind, das sind die Bilder der sinnlichen Dinge in der Logick der Phantasie; und was dort die Sätze sind, das sind hier die Gleichnisse. Geburt der Gleichniß-Bilder. Wahrscheinlichkeit und Aufrichtigkeit derselben. Wiederlegung derer, welche die Gleichnisse vor untüchtig ausgeben, einen Gedancken in ein heiteres Licht zu setzen. Gebrauch der Gleichnisse in Ansehung derer Dinge,

von welchen man ohne ihre Hülffe keine andere als dunckele Begriffe haben kan. In Ansehung erstlich der Farben. Geschicklichkeit der Herren Brockes und Königs die Farben durch Gleichnisse vorzumahlen. Ferner in Ansehen der Bewegungen. Homers Geschicklichkeit mit Gleichniß-Bildern lebhaft zu schildern. Wie er durch dieses Mittel die Ausstechung des Auges Polyphemi beschreibet; desgleichen die erlegten Buhler der Penelope. Nutzen der Gleichnisse in der lebhaften Vorstellung der Töne. Wie Virgil durch ein solches das Geschrey Laocoons ausgedrucket; Homer den Thon einer auffspringenden Thür; den Thon einer Sayte, die man aufziehet; den Thon des durchbohreten Auges Polyphemi. Wie König das Weihern der Hengste beschreibet. Nutzen der Gleichnisse in der Vorstellung der Arten des Geschmackes, des Gefühles, und des Geruches. In Ansehen solcher Dinge, die sich auf einander beziehen. Wie Homerus dadurch Ulysses Stärcke in Spannung eines Bogens ausdrücket. Wie die Schnelligkeit der Bewegung dadurch angezeiget wird. Unterscheid zwischen der Art der Bewegung und der Geschwindigkeit derselben. Wie die Art der Bewegung des fliegenden Mercurius von Homer und Virgil ausgedrücket wird. Das Verhältniß der Geschwindigkeit kan sich gegen dem Maß des ähnlichen Bildes ungleich verhalten. Ein Gleichniß aus Homer, da er die gröste Geschwindigkeit, die man sich einbilden kan, zu begreiffen giebt. Ein anderes aus ihm die Stärcke auszudrücken, womit Ulysses sich an einer Klippe fest gehalten.

Der richtigste Weg zu einer gründlichen Erkänntniß der Wahrheit zu gelangen, bestehet darinn, daß man von dem Einfachern zu dem Mannigfaltigern mit genies-

gemessenen Schritten fortgehet, und nirgend einen Sprung macht. Diejenigen, die es in Wissenschaften auf das höchste gebracht, haben in diesen Weg eingeschlagen, und wer einen andern nehmen wollte, würde keine Gewißheit von der Wahrheit bekommen können. Diesemnach muß ein Mensch, der nach Wissenschaft trachtet, sich vor allen Dingen befleißigen, daß er den Verstand mit einem Vorrath von Begriffen, die sich gedencken lassen, anfülle. Solches geschicht, wenn er die äusserliche Fläche der Dinge, als die betrüglich ist, fahren läßt, und beflissen ist, auf den Grund der Dinge durchzudringen; also daß er ein jegliches Ding vor sich und absonderlich betrachtet, und sich nicht zufrieden giebt, biß er die Möglichkeit desselben eingesehen hat. Wenn er denn den Verstand in dieser ersten Schule abgewartet und ihn genugsam vorbereitet hat, so ist es Zeit, daß er weiter fortgehe. Er muß jetzo die Begriffe nicht mehr Stückweise, sondern nach ihrer Verbindung und ihrem Verhältniß gegen einander betrachten. Und dieses giebt ihm den Stof zu den Sätzen und ersten Grund-Wahrheiten, aus welchen er ferner durch richtige Folgen neue Wahrheiten und Schlüsse herausleitet, die so wohl als die Grund-Wahrheiten in den Denck-Bildern des Verstandes als in ihrem Saamen eingewickelt lagen.

In diesen Stücken bestehet das Amt der Logik oder Vernunft-Lehre. Sie muß uns unterrichten, wie wir einen Schatz von Begriffen sammeln; wie wir aus der Verbindung derselben Sätze formieren; wie wir aus verschiedenen Sätzen einen Schluß herausleiten; und zuletzt aus der Verknüpfung etlicher Schlüsse einen gantzen Erweiß zusammen ordnen müssen. Dadurch wird die Logik eine Lehrerin des Verstandes, indem sie zu einer deutlichen Einsicht des Wahren und des Falschen behülflich ist.

Es ist mir manchmahl in den Sinn gekommen, daß die Einbildungs-Kraft eben so wohl als der Verstand einer gewissen Logik vonnöthen habe. Wer eine Erkänntniß des Wahrscheinlichen, mit welchem die Phantasie umgeht, erlangen will, muß eben also, wie in der Vernunft-Lehre geschicht, vom Einfachen zum Vielfachern fortgehen. Er muß für das erste die Einbildungs-Kraft mit einem reichen Vorrath von sinnlichen Bildern versehen; was für Urbilder die erste Künstlerin die Natur, und ihre Nachahmerin die Kunst den Sinnen darstellen, dadurch das Gemüthe auf unendlich verschiedene Weise gerühret wird, muß die Phantasie beflissen seyn, von einem jeden ein Bildniß abzunehmen. Von diesen Bildnissen ist hier wahrzunehmen, daß sie von denjenigen, die der Verstand einnimmt,

nimmt, gantz verschieden sind, ob sie gleich von einerley Gegenstand genommen werden. Die Phantasie bekümmert sich um den innerlichen Grund und das wahre Wesen der Dinge gar nicht; sie überläßt dem Verstand die Möglichkeit der Dinge durch seine Bilder vorzustellen; sie selbst steht bey der äusserlichen Fläche stille, und siehet die Sachen nicht tiefer ein, als die cörperlichen Sinne gehen. Wie die Gestalt und Beschaffenheit der Sachen von denselben eingenommen, und dem Gemüthe vorgestellet wird, mahlet sie solche nach ihrer Grösse, Figur, Farbe, Bewegung, Lage, und so fort, in so geschickten und lebhaften Bildern, daß man schier gläubete, die Dinge, von denen uns so natürlich-geschilderte Bilder vorgeleget werden, wären würcklich vorhanden. Also führen die Bilder der Phantasie diesen Nahmen nicht uneigentlich, weil sie sich derselben unter einem cörperlichen Bild vorstellen; hingegen geschicht es aus Armuth der Sprache, wenn man denselben Nahmen auch denen Begriffen beyleget, die sich nur gedencken lassen, und von denen kein cörperliches Bildniß zu haben ist. Mithin wäre sehr gut, wenn wir für jede Art derselben ein eigenes Wort haben könnten, massen sie in ihrem Wesen von einander unterschieden sind. Ubrigens haben die Phantasie-Bilder an ihrem Ort einen so weitläufti-

 gen

gen Umfang, als die Bilder des reinen Verstandes auf ihrer Seite. Wie diese die Quelle aller Erkänntniß und Wahrheit sind, so sind die Bildnisse der Phantasie die ersten Elemente der Poesie und Wohlredenheit, als in welchen das Wahrscheinliche die Stelle der Wahrheit einnimmt. Meine critische Abhandlung von der poetischen Schilderey ist meistens über solchen Phantasie-Bildern bemühet gewesen, denn die Beschreibungen sind nichts anders, als mit geschickten Ausdrücken vorgestellete Phantasie-Bilder; und wiewohl in den Beschreibungen viele verschiedene Stücke vorkommen, so sind sie doch zu den ersten und einfachen Bildern der Phantasie zu zehlen, weil ein jedes davon von uns in seiner ersten und einfachen Natur betrachtet wird.

Wenn nun die Phantasie mit dergleichen Bildern wohl versehen ist, und der Scribent es in Ausdrückung derselben mittelst fleißiger Ubung zu einer gewissen Fertigkeit gebracht hat, so muß seine nächstfolgende Bemühung darauf gerichtet seyn, daß er diese Sinnen-Bilder, als welche unter sich an Art überaus verschieden sind, gegen einander halte, vergleiche, und was übereinstimmendes zwischen einem und dem andern sich befindet, genau heraus lese. Wenn die zusammenstimmenden mit einander verbunden werden, so entstehen in der

Logik

Logik der Phantasie die Gleichniß-Bilder, wie in der Vernunft-Lehre aus der Verknüpfung der Begriffe, die sich gedencken lassen, die Sätze hervorwachsen.

Wollte man diese Gedancken weiter treiben, so könnte man die Antitheses oder Gegen-Sätze der Wohlredenheit mit den verneinenden Sätzen der Vernunft-Lehre in Parallele stellen, gleich wie die Gleichnisse den Platz der bekräfftigenden Sätze einnehmen. Allein dieses ist genug, mein gegenwärtiges Vorhaben einzuführen, das sich nicht weiter erstrecket, als auf eine sorgfältige Untersuchung der Gleichnisse, wo ich bedacht seyn werde, die Natur und den Gebrauch derselben aus ihren ersten Gründen herzuleiten.

Die Aehnlichkeiten und Verwandtschaften der Dinge, samt ihrem besondern Verhältniß gegen einander, werden vermittelst eines Vermögens des Verstandes wahrgenommen. Dasselbe wird der Witz oder Geist, Lateinisch Ingenium, und Französisch Esprit genannt. Demnach sind die Gleichniß-Bilder die erste Würckung des Witzes oder Geistes. Jedoch entstehet diese Würckung nicht von dem Verstande gantz alleine; die Phantasie vereinigt sich mit ihm in der Hervorbringung desselben. Sie stellet dem Verstande gerade zu und ohne Mittel eine Menge Bildnisse und Gemählde vor; er schauet sie mit einer sorgfältigen Aufmercksamkeit an,

und erwehlet unter einem gantzen Haufen diejenigen, welche mit der Sache, wozu er ein ähnliches Bild vonnöthen hat, am nächsten übereintreffen. Es däucht öfters dem Verstande, er durchlaufe mit den Gedancken die Welt von einem Ende zum andern, wiewohl er nicht von Hause kömmt, sondern sich nur in dem Bilder-Saale umsiehet, welchen die Phantasie zu seinem Gebrauche eröfnet hat.

Diese Gleichniß-Bilder haben alle Wahrscheinlichkeit, so man verlangen kan, sie sind viel aufrichtiger als alle andere symbolische Figuren, massen sie den Grund, worauf die Aehnlichkeit und Verwandtschaft der Dinge beruhet, sorgfältig anzeigen. Nichtsdestoweniger giebt es gewisse strenge und einigermassen trockene Köpfe, welche an dergleichen ähnlichen Bildern keinen Geschmack finden, sondern davor halten, die Gleichnisse seyen niemahls bequem einen Gedancken zu erleuchten, oder in einen hellern Tag zu setzen, weil sie allezeit sehr unvollkommen seyn, zumahl in der gantzen Natur nicht zwey einander vollkommen ähnliche Dinge anzutreffen seyn, und auch in den ähnlichsten sich nicht wenige Stücke von einander unterscheiden lassen. Und hieraus schliessen sie auch, daß man weit besser thue, wenn man sich befleißiget, die Sache, wovon man redet, wohl abzuschildern, als seine Zuflucht zu unvollkommenen Gleichnissen zu nehmen, welche

welche die Sachen nur verstellen und vermischen. Alleine wenn man diese Meinung genau und mit Bedacht untersuchet, so zeigt sich eines Theils, daß sie auf schwachen Gründen beruhet, und andern Theils, daß die philosophischen Köpfe, welchen sie gefällt, hierinnfalls, wie in andern Stücken, mehr auf die Vollkommenheit, als auf die Möglichkeit und die Kraft der menschlichen Wohlredenheit gesehen haben. Denn ob es gleich Grund hat, daß in der Natur nicht zwey Dinge anzutreffen sind, die einander vollkommen ähnlich seyn, und welche nicht in etlichen absonderlichen Stücken etwas unterschiedenes und eigenes haben, so hindert dieses doch nicht, daß zwischen zweyen Dingen nicht in einem, zweyen, oder mehr besondern Stücken und Umständen eine vollkommene Aehnlichkeit herrschen sollte; in so weit, daß der Begriff von einem dienen könne, den Begriff des andern deutlich und mit Nachdruck abzubilden; inmassen eben nicht erfordert wird, daß die Dinge, die in Vergleich kommen, in allen oder den meisten besondern Stücken mit einander übereinstimmen. Daneben gehöret auch mehr Witz dazu, einige Aehnlichkeit zwischen gantz verschiedenen und dem Schein nach überall ungleichen Dingen zu entdecken, welches auch der Phantasie mehr Vergnügen bringet. Alleine gesetzt, daß das Aehnliche in den Vergleichungen

gen nicht allezeit so genau, vollkommen und eintreffend wäre, gesetzt, daß ein philosophischer Geist zuweilen einige Ungleichheit wenigst in den Graden der ähnlichen Würckung oder Leidenschaft wahrnehmen könnte, so sind dennoch die Gleichnisse darum nicht zu verwerffen, weil eine ziemliche Verwandtschaft ohne dergleichen genaue Ubereinstimmung schon zulänglich seyn kan, unsere undeutlichen und ungewissen Begriffe klar zu machen, wie denn die Wohlredenheit und Poesie daran nicht genug haben, daß sie die Dinge bloß in ihrem eigentlichen und natürlichen Masse vorstellen, sondern aus Furcht, daß sie sich nicht deutlich und kräfftig genug ausdrücken, und daß sie also in die prosaische Mattigkeit verfallen, allezeit beflissen sind, dem wahren Masse des Begriffes einen Zusatz von Licht und Nachdruck zuzulegen; sie überlassen die wahren Begriffe in ihrer nackenden Gestalt den Weltweisen, und lassen sich an den wahrscheinlichen begnügen. Derowegen haben auch wohlerlesene und wahrscheinliche Gleichnisse in allen Gattungen oratorischer und poetischer Schriften Platz, und bringen der Rede allemahl viel Licht, Glantz und Zierde. Was endlich den vermeinten Vorzug lebhafter Beschreibungen und Schildereyen anbelanget, so will ich zwar denselben nicht streitig machen, nur will ich dieses dabey erinnern, daß eine Menge Begriffe sich unmöglich anderst als

durch

durch ähnliche Bilder und Gleichnisse erklären und ausdrücken läßt, und dieses macht sie in einer Schilderey der Dinge, die vollkommen seyn soll, lediglich nothwendig.

In dem Verfolge, wo ich die unterschiedenen Absichten, in welchen die Gleichnisse mit Nutzen und Vortheil können angebracht werden, untersuche, wird dieses aus so viel absonderlichen Exempeln erhellen, daß niemand daran wird zweifeln können. Denn ich werde beflissen seyn, diese Materie mit auserlesenen Beyspielen auf das sorgfältigste zu erklären, und meinem Wercke dadurch die besondere Nutzbarkeit zuwege zu bringen, welche man in dergleichen Arbeit ohne eine gründliche und ausführliche Abhandlung nicht erwarten muß.

Gleich die erste Absicht der Gleichnisse, von der ich in diesem ersten Abschnitte zu handeln habe, bestehet darinnen, daß sie einen Gedancken in ein volles Licht setzen, damit der Leser von demjenigen was man vorstellig machet, einen deutlichern und lebhaftern Eindruck bekomme, so fern ist es, daß ein Redner oder Poet derselben entbähren könne. Es giebt eine Menge Dinge, von welchen niemand andere als danckele Begriffe haben kan, und welche sich nicht beschreiben lassen, weil keine Merckmahle in denselben vorhanden sind, die man von einander unterscheiden könne. Da ist kein anderer Weg, diese dun-

denckele Begriffe andern beyzubringen, als daß man ihnen die Sachen selbst in ihrer Natur, oder wenigst in einem ähnlichen Bilde, vor Augen leget. Von dieser Beschaffenheit sind z. E. alle Begriffe, welche mittelst der äusserlichen Sinne erlanget werden, als: die Begriffe von den Farben, von der Bewegung, von den verschiedenen Arten des Thons, des Geruches, des Geschmackes, des Gefühles. Was erstlich die Farben anbelanget, so sind die Begriffe davon gantz undeutlich, es läßt sich mit Worten nicht erklären, worinnen die rothe Farbe von der weissen, der gelben, der schwartzen oder einer andern unterschieden sey. Will ich einem andern einen vernehmlichen Begriff davon beybringen, so muß ich entweder ihm die Sache selbst vor Augen legen, oder ihm eben dieselbe Farbe in einem ähnlichen und ihm nicht unbekannten Bilde sehen lassen; wie es denn nicht wohl möglich ist, einem Blindgebohrnen einen Begriff von den Farben beyzubringen, daher man von einem der ohne deutliche Begriffe von einer Sache urtheilet, im Sprüchwort sagt: Er rede eben so gründlich davon, als der Blinde von den Farben. Will man den bunt-gefärbten Schmuck der Blumen deutlich und lebhaft beschreiben, so kans nicht anderst geschehen, als unter dem Bilde eines Natur-Gesichtes, das nicht alleine überall bekannt, sondern auch reich an Farben

Farben ist. Also finden wir in unsern Poeten die Tulpe beschrieben:

Für meinen Kulmen geht das schönste Gold zurücke,
Kein Purpur ist so hoch, den ich nicht unterdrücke;
So oft geändert und geströmet ist kein Teich,
Das heitre Himmel=Blau und frische Winter=Grün
Muß in der Blätter Tracht durch süsse Wechsel ziehn.

Die Viol:

Sie ließ im Grünen sehn ihr Wolcken=blaues Kleid.

Die Blumen des edlen Enzianes:

Der Blumen helles Gold in Stralen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf, und krönt sein grau Gewand.
Der Blätter glattes Weiß mit tiefem Grün durchzogen
Stralt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant.

Die Aepfel:

Der Aepfel reifes Gold durchstriemt mit Purpur=Zügen.

Die zween berühmtesten Poeten Deutschlandes, Herr Brockes und Herr König, von welchen jener in Beschreibung und Abschilderung der Wercke der Natur, und dieser in lebhafter Abbildung der Pracht und des Pompes eines königlichen Hofes, vortrefflich ist, können uns von dieser Art Gleichnisse mehr Exempel lehnen, als wir nöthig haben. Sie haben sich zu öftern mahlen genöthigt gesehen, ihre Zuflucht zu ähnlichen Bildern zu nehmen, damit sie ihre Beschreibungen vernehmlich, deutlich und lebhaft macheten. Lasset uns des erstern Irdi-

Irdisches Vergnügen in GOtt aufschlagen; da fällt uns gleich beym Eröffnen die Beschreibung der Erd-Beer in die Augen, wo es auf der siebenden Zeile heißt:

Der niedern Erd-Beer weisse Blüthe,
Die wie ein Schnee auf dichten Blättern lag.

Dergleichen ähnliche Optische Phänomena machen die Begriffe eben so deutlich, als wann sie uns mit den lebhaftesten Farben vor Augen gemahlet würden. Und wann dieser Poet ein wenig weiterhin die angenehme Farbe der Erd-Beer beschreiben will, so sagt er:

Der reiffen Erd-Beer holdes Roth
Vergleichet sich dem Schmuck, womit die Wangen
Der Rosen-reichen Jugend prangen.

Ich setze den Fall, daß ihr niemahls keine Erd-Beere gesehen habet, dennoch wird dieses Gleichniß-Bild von einem so angenehmen und bekannten Phänomenon vor sich alleine genugsam seyn, euch von ihrer Farbe einen so lebhaften Begriff zu erwecken, als kein Mahler vermögen wird, mittelst seines Pinsels hervorzubringen. So heißt es an einem andern Ort:

. . . . Der Aepfel holde Blüth
Die recht wie Blut und Milch in weisser Röthe glüht,
Von Schimmer, Glantz und Schönheit reich,
Sieht Rosen-Knospen gleich.

Des-

Desgleichen lesen wir bey ihm:

Es schimmern hier in dunckeln Gründen
Wenn sie der Sonnen Licht bestrahlt,
Der schlancken Bircken weisse Rinden,
Als wären sie mit Silber übermahlt.

Wer mehrere Exempel von dieser Art verlanget, der kan sie fast auf allen Blättern des belobten Buches finden. Die wenigen, so ich angeführt, habe ich ohne langes suchen so hergesetzet, wie sie mir beym ersten Aufschlagen ins Gesicht gefallen sind.

Der andere von diesen berühmten Poeten Deutschlandes, der Chur-Sächsische Hof- und Ceremonien-Rath, Joh. Ulrich König, hat in dem ersten Gesang seines Helden-Gedichtes, August im Lager, wo er den Ordnungs-Zug der Pferde bey der Einhohlung des Königs von Preussen vielmehr mit lebendigen Farben abschildert, als erzehlet, zu diesem Ende sehr geschickte Vergleichungen eingestreuet. Am fünfzigsten Blat stehen folgende:

Sechs Schecken folgen jetzt mit Braun so schön geflecket,
Als wann sich hier und dar die See mit Inseln decket.
Hier sieht man sechse Licht- und sechse Kästen-braun,
Die unter sich so gleich als Zwilling' anzuschaun.
Hirsch-fahle kommen jetzt, und nun sechs grosse Rappen,
Der Boden selbst erbebt durch ihr hochmüthigs Trappen.
Die nunmehr folgende sind schlanck und goldgelb hell;
Glaß-augigt andere, von Farben Isabell;
Sechs Mause-Falben dort, u. hier sechs Aepfel-Schimmel.

Hier hat man sich erstlich zu erinnern, daß die vermischten Farben keine eigenen Nahmen haben. Sie müssen dieselben jedesmahl von einem Dinge, das einerley Farbe mit ihnen hat, entlehnen. Also nennt hier der Poet die Pferde Kästen-braun, Hirsch-fahl, Mause-falb, Rappen, 2c. Wenn euch nun die Farbe der Kästen, der Hirsche, der Mäuse, der Rappen, bekannt ist, so könnet ihr euch in der Einbildung die Farben der verschiedenen Pferde gantz deutlich vorstellen. Eben so deutlich und lebhaft ist die Beschreibung der sechs mit Braun gefleckten Schecken, in den zwo ersten Zeilen; Das Optische Phänomenon von der Durchsicht auf eine Spiegel-helle See, die hier und dar mit Inseln besäet ist, welche in der Entfernung nicht anderst als braune Flecken anzusehen sind, ist recht geschickt gewehlet, den Absatz der braunen Flecken auf dem weissen Grunde, und das Maß die Grösse nebst der wenigen Anzahl dieser kleinen Flecken überaus deutlich und lebhaft in die Einbilduug der Leser zu mahlen. Homerus hat den Ulysses in dem fünften B. der Odyssea in einen Gesichts-Punct gesetzet, da ihm die Insel Pheacien in einer gleichmässigen Optischen Lage vor das Gesicht gekommen. Er sagt, Ulysses habe jetzo siebenzehen Tage auf dem Meer geschiffet, als ihm den acht-

zehnten

zehnten die schattigten Berge der Insel Pheacien erschienen, diese Insel habe mitten in der düstern und nebligten See einem Schilde gleich geschienen. Gleich geschickt und glücklich ist die Wahl des ähnlichen Bildes, womit der Herr König ein getygert buntes Pferd, das auf einem weissen Grunde mit kleinen schwartzen Tüpfgen gleichsam besprenget ist, auf das lebhafteste ausbildet:

Von Farben mancher Art war es getygert bunt,
Doch meistens schwartz-gefleckt auf einem weissen Grund,
Wie unser Frauen-Volck, das sich zu schmücken pfleget,
Mit schwartzen Pflästergen die weisse Haut beleget.

Die Schminck-Pflästergen lassen euch die Farbe und Kleinigkeit der Flecken deutlich begreiffen; die Worte in der dritten Zeile, das sich zu schmücken pflegt, sind keineswegs müssig oder überflüssig, sie lassen euch das Ergetzen, womit die würckliche Ansicht und Betrachtung dieses Pferdes seinen Zuseher rührete, gleichsam mit-empfinden; denn sie geben euch zu verstehen, daß der Schmuck, womit die Natur dieses Pferd auf eine so besondere Weise ausgerüstet hat, voller Annehmlichkeit sey.

Gleichermassen ist die verschiedene Art der Bewegungen der Cörper ein Gegenstand des Gesichtes, welcher ohne die Beyhülffe der Gleichnisse nicht deutlich und leb-

haft genug kan ausgedrücket werden. Der Hr. Hofrath sagt in demselben Gedichte von einem Pferde*:

Ein anders sieht man dort tacktmässig herspatzieren,
Es senckt sich nach der Kunst, es hüpft auf allen Vieren,
Und wechselt, hebt und setzt die Schenckel auf dem Land.

So weit gehet die Beschreibung, die mit blossen Worten nicht deutlicher kan ausgedrücket werden. Aber der Poet hat daran nicht genug, sondern füget alsbald ein ähnliches Bild hinzu, womit er ein Licht auf die Beschreibung streuet, und was er zuerst nur erzehlet hatte, jetzo gleichsam vor Augen mahlet:

Als wie ein Paucker führt die Schlegel in der Hand.

Ihr leset es nicht, ihr sehet die Sache selbst, und ihr würdet sie in der Natur nicht besser sehen, als ihr sie in dem Bilde sehet. Quintilianus sagt daher sehr wohl**: Magna Virtus est, res, de quibus loquimur, clare atque ut cerni videantur, enuntiare. Non satis efficit, neque ut debet, plene dominatur Oratio, si usque ad aures volet, atque ea sibi, judex, de quibus cognoscit, narrari credit, non exprimi & oculis mentis ostendi.

Home-

* Bl. 38. ** Im achten Buch und dritten Cap.

Homerus hat die Kunst mit ähnlichen und wohl auserlesenen Gleichniß-Bildern lebhaft zu schildern, vortrefflich innen gehabt, und die Exempel, die ich aus den Schriften dieses grossen Poeten anführen werde, werden zur Genüge zeigen, daß der sonst scharfsinnige Französische Kunst-Richter und Poet La Motte in der critischen Vorrede zu seiner neuen Ilias sich betrogen habe, wenn er behauptet: „Man wird im Homerus schwerlich solche Gleichnisse antreffen, welche einen lebhaftern und deutlichern Begriff und Eindruck machen, als die blosse Beschreibung und Erzehlung thut.„ Wenn der griechische Poet im neunten B. der Odyssea die Weise beschreibet, wie Ulysses und seine Soldaten dem Cyclopen das Auge ausgestochen haben, bedienet er sich folgenden Gleichnisses: „Wie wann ein Zimmermann eine Plancke „zu einem Schiffe zu durchbohren, den „Bohrer auf das Holtz ansetzet, und sei„ne Leute denselben unten an einem Rie„men in die Runde herumdrehen, daß er „ohne Weichen in einem fort umläuffet.„ Dieses Gleichniß war nothwendig, die kühne Handlung des Ulysses deutlich und empfindlich vor Augen zu stellen; und es dienete zu diesem Ende vortrefflich. Der Poet hatte nicht genug daran, daß er uns v. 382. bloß erzehlete, was Ulysses gethan; „Dieselben

„ selben nahmen die zugespitzte Stange von
„ Oliven Holtz, und trieben sie in das Auge
„ hinein, ich stuhnd oben, und befahl ihnen
„ die Stange weidlich herumzudrehen.„ Homerus sah wohl, daß diese Worte einen sehr
dunckeln, schwachen und ungewissen Eindruck
in das Gemüthe des Lesers machen würden,
darum hat er ferner diese Handlung durch eine lebhafte Nachahmung mittelst eines ähnlichen und bekannten Bildes, wovon jedermann einen deutlichen Begriff hat, nach dem
Leben vor Augen gebildet. Ich bin versichert,
wenn der Poet gleich in einer ausführlichen
Beschreibung dieser Handlung die gantze
Kraft seiner Wohlredenheit angewendet hätte, so würde er dennoch in dem Gemüthe
des Lesers bey weitem nicht die Deutlichkeit
und Lebhaftigkeit, so von diesem Gleichnisse
herrühret, zuwegen gebracht haben.

Eben so geschickt bildet dieser Poet im
zwey und zwantzigsten Buche der Odyssea *
die erschlagenen Freyer der Gemahlin Ulysses
vor Augen: „ Er sah sie sämptlich im Blut
„ und im Staube auf dem Boden gestrecket
„ ligen, und nach Athem schnappen, wie die
„ Fische, welche die Fischer mit dem Netze
„ aus dem weißbeschäumten Meere an das
„ hole Ufer heraus gezogen haben; dieselben
„ sehnen sich vergeblich nach den Wellen des
„ Meeres, indem sie auf dem Sande zer-
„ streuet

* Vers 384.

„ streuet liegen, und die brennende Sonne „ sie erstecket.„ Das Bild von einer Menge Fische, die an dem sandigten Gestade liegen, und durch die geschwinde Oeffnung und Schliessung der Tranchearum Luft schöpfen, stellt euch die Gestalt der erlegten Freyer lebhaft vor Augen, dieselben lagen im Blut und Staube, halb entseelt, und zeigten durch einige Bewegung der Lippen an, daß sie noch schwerlich athmeten, und gleich den Geist ausblasen würden. Und die Worte: „Dieselben sehnen sich nach den Wellen des „ Meeres;„ geben euch zu erkennen, daß der unvermuthete Angriff des Ulysses, der so grimmig unter sie gefallen war, ihnen so viel schmertzlicher und empfindlicher ankam, weil sie eine lange Zeit daher sich in Wollüsten gleichsam gebadet, und in einem üppigen Leben als ihrem rechten Elemente erst kürtzlich noch ruhig und sorgloß herumgeschwummen waren. Und es ist dieses Gleichniß noch in einer andern Absicht überaus geschickt erwehlt worden, indem es euch daneben auch den Gemüths-Affect, in welchen Ulysses durch diesen Anblick gesetzet worden, deutlich offenbahret. Gleichwie sich nehmlich ein Fischer über einen reichen Fang erfreuet, also brachte auch diese Ansicht dem Ulysses Lust und Vergnügen; denn er sah den Frefel gestraft, sich selbst wegen der empfangenen Unbill an ihnen gerochen, und seinen Wunsch erfüllet. Ins-

besondere können wir an diesem Ort anmercken, daß der Poet dem Mahler eben in diesem Stücke weit überlegen ist, weil der erste, mittelst seiner Kunst, seinen poetischen Gemählden Bewegung und Leben zulegen, ja gar die verborgensten Gedancken des Hertzens sichtbar und empfindlich vorstellen kan; denn der Mahler ist nicht im Stande, mittelst Zeichnung, Farbe und Pinsel, dergleichen zu thun.

Wenn wir jetzt ferner die verschiedenen Thöne betrachten, so kan die Beschreibung derselben unmöglich anderst, als durch die Hilffe der Gleichnisse geschehen, weil wir selbst davon nur undeutliche Begriffe haben. Daher haben auch die reichsten Sprachen nur wenig Wörter, womit sie einige allgemeine Eigenschaften des Thones bezeichnen können. Und selbst diese sind nur figürlich, und von den Eigenschaften anderer sinnlichen Gegenstände entlehnet; daher auch ziemlich dunckel und ungewiß. Man sagt zum Exempel: Ein sanfter, klarer, grober, heller, scharffer, reiner Thon; und so fort. Also sind die Sprachen viel zu arm und mangelhaft, die unzehlig verschiedenen Veränderungen des Thones durch absonderliche Wörter auszudrücken. Man sehe die verschiedenen Stücke nach, in welchen der Herr Rathsherr Brockes sich unterwunden hat, das Melodie-reiche Gesang der Nachtigall zu beschreiben. Er hat dieses in

in der That mit dem äussersten Bestreben des Geistes bewerckstelliget, und gewiß so künstlich, als die menschliche Wohlredenheit zu thun fähig ist. Nichtsdestoweniger muß man gestehen, daß die Begriffe, welche diese Beschreibungen in dem Gemüthe erwecken, noch gantz finster und voller Verwirrung seyn; zugleich aber kan man auch nicht leugnen, daß diejenigen Merckmahle, welche darinnen durch ähnliche Bilder ausgedrücket werden, unter allen die deutlichsten und vernehmlichsten sind. Man beliebe folgende Stellen in seinem Irdischen Vergnügen in GOtt zu betrachten. Im ersten Theile Bl. 58.

Die kleine Gurgel lockt und zischt und pfeift zugleich,
Daß sie, wie Quellen rauscht, wie tausend Glocken klinget.
Sie zwitschert, stimt und schlägt mit solcher Anmuth an,
Mit solchem nach der Kunst gekräuseltem Geschwirre,
Daß man darob erstaunt und nicht begreiffen kan,
Ob sie nicht seufzend lach', ob sie nicht lachend girre.

Und bald hernach:

Sie dreht und dehnt den Thon, zerreißt, und fügt ihn wieder,
Singt sanft, singt ungestüm, bald klar, bald grob, bald hell.
Kein Pfeil verfliegt so rasch, kein Blitz verstreicht so schnell,
Die Winde können nicht so streng in Stürmen wehen,
Als ihre schmeichelnde, verwunderliche Lieder,
Mit wirbelndem Geräusch, sich ändern, sich verdrehen, rc.

Und in dem folgenden Gedicht gleichen Inhalts, Bl. 60.

Bald ists, als ob sie jemand riefe;
Bald kräuselt sie den reinen Schall;
Bald senckt sie ihn in holer Tiefe,
Durch einen angenehmen Fall.
Es läßt, als wären im Geäder
Von ihrem eingeschrenckten Schlund,
Vom Wirbel-Wind getriebne Räder.
So scharf, so reinlich, und so rund
Formiert ihr enger Halß die Thöne. rc.
Bald zieht, bald dreht, bald schärft sie sie.
Kein Fechter schwingt so rasch den Degen;
Die Wellen wallen nicht so kraus;
Kein Pfeil kan sich so schnell bewegen,
Als sie die Noten bringt heraus.

Es ist nichts gewohnters, als daß man auch in der gemeinen Rede von der Stimme eines Menschen sagt, sie thöne wie eine kleine Glocke. Bey den Englischen Poeten ist der Ausdruck von dem Silber-Thone der Trompete sehr gebräuchlich. Auf gleiche Weise hat Hr. König gesagt: Der Bleche Silber-Klang. Die Poeten sind gewohnt den Schall der Stücke unter dem Bilde des Donner-Knalles vorzustellen:

Der Stücke Donner-Schlag. - - - - - -
Flemming.

- - - - - - So bald nur von dem Wall
Uns deinen Einzug meldt der Stücke Donner-Knall.
König.

Und Opitz hat kein geschickteres Bild erfinden können, das Krachen des Berges Vesuvius vorzustellen.

Bald

. . . . . . Bald kömmt ein solches Krachen,
Als wann der Jupiter mit Donner in die Sachen
Der schnöden Menschen schlägt. . . . . .

Dieses Bildniß ist um so viel künstlicher, weil es zugleich auf die moralische Ursache des entbrandten Berges deutet, in so fern dieses verwüstende Feuer als ein Gericht GOttes angesehen wird.

Wenn Virgil im andern Buch der Eneis * das gräßliche Geschrey des Laocoons ausdrücken will, so fängt er zwar also an:

Clamores simul horrendos ad sydera tollit.

Alleine weil dieser Vers nur einen ungewissen und dunckeln Begriff geben würde, so setzet er das Gleichniß hinzu:

Quales mugitus fugit cum saucius aram
Taurus & incertam excussit cervice securim.

Dieses Gleichniß ist desto glücklicher, weil es nicht nur den Begriff von dem ängstlichen Geschrey des Laocoon ausheitert, sondern auch die Grösse der Gefahr, worinnen er schwebet, vorstellig machet.

Homer ist an dieser Gatung Gleichnisse auch nicht arm. Im ein und zwantzigsten B. der Odyssea ** heißt es: „Das Schloß von der

* Vers 222. ** Vers 48.

„ der Pforte sprang auf, mit einem Ge-
„ brülle, wie ein Stier erhebet, der auf
„ einer Auen weidet.„ Und in demselben
Buche * : „ Ulysses besichtigte den Bogen,
„ wie ein kunstreicher Lautenschläger die Say-
„ ten auf einem neuen Brette ohne Mühe
„ aufziehet, und die wohlgemachten Nägel
„ an dem Register fertig umtreibet, also
„ spannete Ulysses den grossen Bogen sehr
„ behende.„ Und gleich darnach: „ Er zog
„ die Sehne mit der rechten Hand an die
„ Brust, sie schwirrete ihm unter der Hand,
„ wie die Stimme der Schwalbe.„ Und
im neunten B. ** wo er schon angeführter
massen beschreibet, wie Ulysses und seine
Gefehrten dem Cyclopen mit einer glühen-
den Stange von einem Oliv-Baume das
Auge durchbohret haben, füget er hinzu:
„ Wie eine grosse Schaufel oder Säge
„ zischet und brauset, wann der Schmied sie
„ in kaltes Wasser tauchet, dieselbe zu
„ stählen, denn darinne bestehet das Leben
„ von dem Eisen, also zischete und brausete
„ das Auge des Cyclopen, als es von der
„ Oliv-Stange berühret ward.„ Diese
Gleichnisse zeigen, was für ein geschickter
Mahler Homerus gewesen sey, und wie er
seine grosse Wissenschaft so vortrefflich an-
zuwenden gewußt habe. Zu diesen Exem-
peln

* Vers 406. ** Vers 384.

peln will ich noch eines aus dem Gedicht auf das Lager bey Radewitz hinzufügen. Der Herr Hof-Rath König hat sich dessen bedienet, den kleinen Umstand sehr lebhaft auszudrücken, wenn einem wiehernden Hengste die andern Pferde gleichsam antworten. *

Denn wie ein kecker Hahn, der nun, nach Mitternacht,
Die gantze Nachbarschaft durch Ruffen munter macht,
Bey andern seiner Art auch gleichen Thon erreget,
Wenn jeder Hauß-Hahn ihm frisch nachzukrähen pfleget;
So fieng der erste Hengst kaum noch zu wiehern an,
Als es die folgenden ihm auch gleich nachgethan.
Die ihre Muthigkeit durch solch Geschrey bewährten,
Und als ein Widerhall des ersten Schall vermehrten.

Eine gleiche Bewandtniß hats mit den Gegenständen der übrigen Sinne. Man pflegt in der gemeinen Rede die Arten des Geschmackes also zu unterscheiden, daß man sagt: Etwas schmecke wie Honig, wie Wermuth, wie Coloquinten, und so fort. Von den Dingen, welche man fühlet, sagt man ebenfalls: Dieses ist so zart als Sammet, so rauch als ein Igel; die Atlas-weiche Hand, und dergleichen. In einer bekannten Stelle der Besserischen Schooß der Geliebten stehet:

Du fühltest zwar nur Sammt und lauter weiche Seide;

Was insbesondere die verschiedenen Arten von Geruch anbelanget, so wird uns die Beschreibung derselben überaus schwer gemachet, weil

* Bl. 50.

weil es uns an eigentlichen Worten, dieselben zu bezeichnen, fehlt. Daß etwas wohl oder übel rieche, ist alles was wir sagen können. Wollen wir denn überhaupt einen angenehmen Geruch andeuten, so sind wir genöthiget die Vergleichungen mit Balsam, Zibeth, und andern bekannten wohlriechenden Dingen zu Hülffe zu nehmen. Und wann wir uns deutlicher ausdrücken, und den vermischten Geruch eines Dinges absonderlich anzeigen wollen, so fällt uns solches schier unmöglich, massen unsere Sprache uns nicht ein einiges Wort für einen Geruch, der aus etlichen Arten Geruches zusammengemengt ist, hervor geben kan. Der Hr. R. Brockes hat in seinem I. V. in G. Bl. 16. 1. Th. einen Versuch gethan, den Geruch der Viole zu beschreiben:

- - . - - - - - - - - Mich deucht,
Beschreibet man gleich den Geruch nicht leicht,
Wenn ich vor Lust die Augen schliesse,
Und mit Aufmerckſamkeit des süssen Dufts geniesse,
Es sey darinn der Duft und Kraft vereint zu finden,
Von Honig, Mandel-Milch, Most, Pfirschkern, Zimetrinden,
Und daß mit holder Süssigkeit
Ein wenig säurliches und bitt'res sich verbinden
In solchem Grad, der Hertz und Hirn erfreut.

Ich nehme in diesen Zeilen ein Bestreben des Poeten wahr, das alles Lobes werth ist; doch halte ich mich verbunden anzumercken,
daß

daß diese Ausdrücke an sich selbst müssig sind, und mir nichts weiter zeigen, als daß es unmöglich war, den Begriff, den der Autor in Gedancken hatte, deutlich vorzutragen.

Es giebt im übrigen eine Gattung duncke-ler Begriffe, die sich dadurch deutlich vorstellen lassen, wann man ihr Verhältniß gegen einer andern Sache, welche gleichsam der Maßstab davon ist, erzehlet. Solches sind diejenigen Begriffe, welche eine nothwendige Absicht oder Beziehung auf ein anderes Ding haben, und eine Vergleichung mit demselben in sich fassen; nehmlich die Ideæ relativæ oder Relationes. Hieher gehören alle die Sachen, bey welchen eine Grösse oder Vielheit, es sey in der Ausdehnung oder Zahl, oder Bewegung, oder Gewicht, oder Zeit, rc. wahrgenommen wird. Dieselben haben keine wesentliche, sondern nur eine zufällige Wahrheit, welche sie durch den Vergleich mit andern Dingen erhalten. Ich habe oben aus dem ein und zwantzigsten Buche der Odyssea eine Stelle angeführt, worinnen der Poet Ulysses Stärcke deutlich beschreibet, wenn er gedencket, daß er den Bogen eben so hurtig und gemählich gespannet habe, als ein Lautenschläger die Sayte auf seinem Instrument aufziehet. Wann ich nun sage, Ulysses war starck von Armen, so hat dieser Satz, der ihm die Eigenschaft der Stärcke zuleget, keine andere als eine Verhältniß-Wahrheit, in

in so fern man nehmlich seine Stärcke mit der Stärcke der Buhler vergleichet, welche vergeblich versucht haben den Bogen des Ulysses zu spannen. Was denselben unmöglich war, das war dem Ulysses ein leichter Schertz. Wann also Antinous im ein und neuntzigsten Verse sagt: „Er glaube nicht, „daß sich leicht einer finden werde, der den „Bogen werde spannen können;„ so redet er solches allein in Absicht auf seine Neben-Buhler, da er sich selbst mittlerweile mit der stoltzen Hoffnung schmeichelt, daß er alleine im Stand sey den Bogen zu spannen, das Hertz in der Brust trugs ihm zu, daß er die Sehne werde spannen können, sagt der Poet, derowegen thut Antinous zu seinem Urtheil hinzu: „Denn es ist kein Mann „unter diesen allen, wie Ulysses war.„

Mit diesen Begriffen gehet es an, daß wir sie durch Gleichnisse, welche die Grade und Stafel ihres Masses eigentlich determiniren, deutlich vorstellen können. Wenn ich z. E. nicht die Art, sondern die Schnelligkeit der Bewegung beschreiben will, so kan solches nicht anderst, als durch eine Vergleichung mit andern Dingen, denen eine Bewegung zukömmt, geschehen; wenn diese andere Bewegung das Maß zu derjenigen, die ich beschreiben soll, abgiebt. Wenn ich sage: Dieses Schiff läufft sehr schnelle; so giebt dieses nur einen danckeln Begriff von

dem

dem Masse seiner Geschwindigkeit. Aber durch ein Gleichniß kan er genau determinirt werden. Ein solches hat Opitz in dem Lob des Krieges-Gottes angebracht:

Wir steigen in das Schiff, in einen hohlen Balcken,
Der fleucht mit uns davon, wie wann wir sehn den Falken
So flüchtig als der Wind aus eines Berges Kluft
Auf eine Daube zu sich schwingen durch die Luft.

Und Virgil machet uns durch dieses Mittel einen klaren Begriff von der Schnelligkeit eines Pferdes:

- - - - - Quales equos Threissa fatigat
Harpalyce, volucremque fuga prævertitur Hebrum.
* * *

So wie Harpalyce, gerüstet zu dem Streit,
Die Pferde müde jagt, und selbst des Hebers Wogen
Mit rennen überholt.

Postel sagt auf gleiche Weise im vierten B. des Wittekinds.

- - - - - - Es konnte gleich dem Winde
Und gleich den Pfeilen gehn, es übertraf die Flucht
Der schnellen Taube, die des Habichts Klauen sucht
Ihr Leben zu entziehn.

Und etwas weiterhin:

- - - - - Sein Roß lief auf der Spuhr
Den schnellsten Hirschen vor. - - - - -

Und V. 509.

- - - - - - - Es biegete hier kaum
Der Pferde leichter Tritt das Graß auf diesem Raum.

Es war die Flucht so schnell von den gehornten Füssen,
Daß kein Zuschauer recht die Farbe konnte wissen
Der Vogel=schnellen Pferd. Es schwebt bey Sommer=Zeit,
Wenn fruchtbar Regen=Staub das dürre Feld erfreut,
Die kluge Schwalbe nicht so schnell das Flach der Auen
Mit Schwitzern überhin, als hier mit Lust zu schauen
An diesem Rennen war.

Die ersten vier Zeilen hier beziehen sich auf das Auge und den Anblick. Aber das Gleichniß von der Schwalbe gehöret zu meinem gegenwärtigen Zweck, und ist von der Art derjenigen, die ein Maß in sich enthalten. Die folgenden in dem Gedichte auf das Lager bey Mühlberg sind von derselben Art:

Behender kan kein Falck, auch nicht so plötzlich steigen,
Wenn er dem Reyher eilt heißhungrig vorzubeugen,
Kein Windspiel jagt und streicht so hitzig auf der Spuhr,
So schnell spornt nicht die Furcht den Hasen durch die Fluhr,
Geschwinder fliehet nicht die scheue Turtel=Taube
Wenn ihr der Habicht folgt nebst der Begier zum Raube,
So eilig schießt auch nicht im Eyß=Meer auf den Grund
Ein Wallfisch den der Pfeil des Harpunirs verwundt.

Es ist gewiß, daß ein jedes von diesen Gleichnissen an sich selbst schön ist, und nur dadurch, daß sie so dicht auf einander gepflantzt sind, sich selbst im Wege stehen. Sonst sehet ihr wohl, daß in diesem Exempel nicht auf die Aehnlichkeit in der Art der Bewegung gesehen wird, denn wäre dieses,

dieses, so könnte der schnelle Lauf eines Pferdes nicht mit dem Flug einer Taube, eines Falcken, oder einer Schwalbe, und eben so wenig mit dem Untertauchen eines Wallfisches in Vergleich gezogen werden. Man sieht da alleine auf die Schnelligkeit der Bewegung; und in dieser Absicht pflegt man auch wohl in der gemeinen Rede nach einem Optischen Betrug zu sagen:

Der unbeschlagne Huf scheint durch das Feld zu fliegen.

Oder wie Postel:

Ein Vogel-schnelles Pferd.

Wenn man die Art der Bewegung beschreiben will, so muß man das Gleichniß-Bild ordentlich von einer gleichen Art der Bewegung entlehnen; da kan man den Lauf eines Pferdes nicht durch die Bewegung andeuten, welche ein Vogel machet, wenn er flieget, oder ein Fisch, wenn er schwimmet, weil dieses Bewegungen von einer andern Art sind. Ich habe oben von der Art der Bewegung etliche Exempel angeführt, welchen ich um mehrerer Deutlichkeit willen noch folgendes aus Homers Odyssea beyfügen will.

Im fünften B. V. 51. heißt es: „Mercurius warf sich von der hohen Luft-„Bühne herunter, und schwebete jetzt auf „der Fluth, gleich einem See-Vogel, „welcher in einem grossen Meer-Busem

„ den Fischen nachstellet, und seine breiten
„ Flügel in dem saltzigten Wasser netzet.
„ Auf eine ähnliche Weise streiffet Mercu-
„ rius an die Wellen.„ Virgil hat dieses
Bild im vierten B. der Eneis mit einer
geringen Veränderung nachgemacht:

Hic primum paribus nitens Cyllenius alis
Constitit: hinc toto præceps se corpore ad undas
Misit; avi similis, quæ circum littora, circum
Piscosos scopulos humilis volat æquora juxta.
Haud aliter terras inter cœlumque volabat,
Litus arenosum Lybiæ ventosque secabat
Materno veniens ab avo Cyllenia proles.

Sonst habe bey den angeführten Exempeln von Gleichnissen, womit nicht die Art, sondern nur die Geschwindigkeit der Bewegung abgemessen wird, noch eine Anmerkung zu machen, nemlich daß sich das Verhältniß der Geschwindigkeit gegen dem Masse des ähnlichen Bildes ungleich befinden darf. Das Maß der Geschwindigkeit wird zum wenigsten voll gemacht, als wenn es oben heißt: Es konnte gleich dem Wind ꝛc. Behender kan kein Falck ꝛc. Geschwinder fliehet nicht ꝛc. Aber mehrmahls wird dasselbe noch übersliegen, als: Prævertitur Hebrum; Es übertraf die Flucht; Es lief den Hirschen vor; Die Schwalbe schwebet nicht so schnell; Kein Windspiel jagt so hitzig. Nur hat man sich wohl vorzusehen, daß man mit
dem

dem Masse die Wahrscheinlichkeit nicht übersteige, damit die Sachen, indem man sie vergrössern will, nicht ungeheuer werden. Hier gilt was Quintilianus im achten B. und dritten Cap. wohl erinnert hat: Ante omnia ne speremus, ornatam orationem fore, quæ probabilis non erit; und ein wenig ferner: Quidquid est ultra Virtutem, quoties ingenium judicio caret, & specie boni fallitur, omnium in Eloquentia Vitiorum pessimum. Man wird so leicht nicht ein Exempel von einer grössern Geschwindigkeit finden, als dasjenige ist, das im fünfzehenten B. der Ilias * stehet: „Wie wann der „Verstand eines Menschen, der viele Län„der gesehen hat, sich in Gedancken dahin „zurücke begiebt, und in dem innersten Ge„müthe sich entsinnet, ich bin da, ich bin „dorten gewesen, und habe dieses und je„nes gesehen; eben so schnell flog die maje„stätische Juno davon.„ Die gröste Geschwindigkeit, die man sich nur einbilden kan, wird hier vorgestellet, jedoch mit aller Wahrscheinlichkeit, weil da von einer Göttin geredet wird.

Ich finde noch ein denckwürdiges Exempel von dieser Art Gleichnisse in dem fünften B. der Odyssea **: „Wie wann der Fisch „Polypus von seiner Wohnung weggerissen „wird, sich Stücke von dem Felsen, wo-

 „ran

* Vers 80. ** Vers 432.

„ ran er klebete, an den dichten Schuppen
„ anhängen; also blieb Ulyssen die Haut
„ von den starcken Händen an dem Felsen
„ sitzen.„ Was vor ein geschickteres Gleich-
niß konnte der Poet wohl aussinnen, die
grosse Stärcke, womit sein Held sich nach
dem Schiffbruch an dem Gestade festge-
halten hat, lebhaft auszudrücken, und das
Maß derselben recht eigentlich anzusetzen.

Aus allem bißhergesagten erhellet genug,
daß die symbolischen Gleichniß-Bilder in die-
ser Absicht nothwendig seyn, weil ohne ihre
Hülffe die dunckeln Begriffe nicht können er-
kläret, noch die ungewissen angesetzet werden.
Mit dem sind diese Gleichnisse Würckungen
von der untersten Kraft des Witzes; sie sind
mit den Gedancken gantz enge verbunden,
und stellen sich den Sinnen insgemein zu-
gleich mit denselben vor; denn da sie solche
Begriffe, die sich nicht anderst beschreiben
lassen, oder zum wenigsten ungewiß und un-
gemessen sind, durch ein Bild vorstellen und
deutlich bezeichnen müssen, so muß man hier
nothwendig die ähnlichsten und abgemessen-
sten Bilder erwehlen; Nun wird aber keine
grosse Scharffsinnigkeit erfordert, die Uber-
einstimmung zwischen ähnlichen Dingen wahr-
zunehmen.

Der

Der zweyte Abschnitt.

Von den auszierenden Gleichnissen.

Die Wohlredenheit bemühet sich überhaupt die Begriffe auszuschmücken. Nutzen der Gleichnisse einen schlechten Gedancken auszuzieren; ja eine gantze Schrifft angenehm zu machen. Wie König durch ein solches Gleichniß den Gedancken auszieret, daß eine gute Auferziehung vieles vermöge. Wie er das historische Gedicht von der neu-erbauten Ritter-Academie mittelst eines solchen angenehm verändert. Ein gleichmäßiges Gleichniß Gottscheds. Wie König in dem Gedicht, August im Lager, seine Beschreibung von des Monarchen Kleidung durch ein Gleichniß ausputzet. Desselben Geschicklichkeit, seine gleichförmige Erzehlung mittelst dieses Kunst-Griffes vor Eckel zu bewahren. Homers Gleichniß von Hectors Waffen-Rüstung. Mehr Homerische Gleichnisse zur Auszierung; von der Verbindung beyder Ajacen im Streit, und von der Menge brennender Fackeln und Holtz-Stösse zwischen den Bollwercken der Griechen und den Mauren der Stadt Troja. Wie Opitz dadurch die Anmuth des freyen Land-Lebens beschreibet. Wie Gottsched die Freygebigkeit in einem Gleichniß beschreibet, welche nichts von eigennützigen Absichten weiß. Mangel in der Ausführung seines Gleichniß-Bildes. Wie Opitz die Gütigkeit eines Fürsten in einem angenehmen Gleichniß vorstellet. Wie König den weissen Stern schwartzer Pferde beschreibet. Gleichmäßiges Bild Homers. Wie Brockes sich in seinen historischen Gedichten von dem irdischen Vergnügen in GOtt desselben Kunst-Griffes ebenfalls bedienet. Wie dieser in solcher Absicht die Flut und Ebbe vergleichet. Das Hervorstechen des Grases im Frühling. Diese Art Gleichnisse hat ihren Platz

vornehmlich in Lehrgedichten, da geistliche Dinge unter cörperlichen Bildern vorgestellet werden. Wie Pope durch ein solches den Abbruch beschreibet, den das Gedächtniß dem Verstand thut. Wie er das üble Betragen des Witzes mit der Urtheilungs-Kraft durch ein solches ausbildet. Wie er die Nothwendigkeit, die Phantasie durch den Verstand zu leiten, ausdrücket. Wie er den Wachsthum des Poetischen Ruhmes vergleichet; Wie den Hochmuth witzloser Köpffe; die Einschränckung des menschlichen Witzes; das eitele Bestreben des Neides, der sich an dem [illegible] reibet. Anpreisung der Mittel-Strasse zwischen Kargheit und Verschwendung in Anbringung dieses Zierrathes.

ARistoteles hat den Poeten eine Regel vorgeschrieben, welche ich in gegenwärtiger Abhandlung zum Grund legen will, wiewohl er sie in einer andern Absicht angebracht hat. „Sie müssens, sagt er, den kunstreichen „Mahlern nachthun, welche zwar ein jedes „Ding in seiner wahren Gestalt vorstellen, „und sich allerdings befleissen, dieselbe recht „genau zu treffen, und nichtsdestoweniger „die Sachen allezeit schöner schildern.„ Die Wahrheit ist zwar unleugbar die vornehmste Eigenschaft, und so zu reden, der Grund-Stein eines Gedanckens; Und gleichwie ein geschickter Mahler vornehmlich bemühet ist, die Dinge in ihrer eigenen Gestalt nach dem Leben abzuschildern, damit er das Gemüthe durch die Aehnlichkeit des Gemähldes mit dem Urbild ergetze; also kömmt ebenfalls die vornehmste

nehmste und älteste Grund-Regel, welche von geschickten Rednern und Schreibern vor allen andern beobachtet wird, darauf an, daß wie die Begriffe mit den Sachen, also die Worte mit den Begriffen vollkommen übereinstimmen; massen in dieser Ubereinkunfft die Wahrheit der Gedancken gegründet ist. Alleine, gleichwie der Mahler denn ferner beflissen ist, seinen Gemählden mittelst der Kunst mehr Schmuck und Schönheit zuzulegen, und sie vollkommener zu machen, so fern dieses ohne Abbruch der Aehnlichkeit geschehen kan; also bestrebet sich die Wohlredenheit ebenfalls die Gedancken ohne Verlezung der Wahrheit auf verschiedene Weise auszuzieren, und ihnen einen neuen Glantz mitzutheilen. Nach demjenigen, was ich in dem vorhergehenden Abschnitt gezeiget habe, besteht die erste und vornehmste Absicht der Gleichniß-Bilder dariñe, daß sie einen undeutlichen und nicht genug bestim̃ten Begriff durch ein bekanntes, deutliches und wohl abgemessenes Bild in sein volles Licht setzen; und darum müssen diejenigen Bilder, welche in dieser Absicht gesetzet werden, der Sache, wovon sie den Begriff ausheitern sollen, vollkommen ähnlich seyn, und damit genau übereintreffen. Allein es giebt ferner eine andere Art von Gedancken und Begriffen, welche in ihrer nackenden Gestalt nicht gefallen können, ungeachtet sie deutlich und wohlgemessen

sen vorgetragen werden. Das sind Gedancken, die, an sich selbst betrachtet, gantz gemein, platt und trucken sind, und nichts seltenes oder verwundersames an sich haben, was das Gemüth auf eine angenehme Weise einnehmen und belustigen könnte. So bald diese Gedancken und Begriffe durch ein geschicktes Bildniß ausgebildet, oder gar darinnen eingekleidet werden, so bekommen sie dadurch einen Schein der Neuigkeit und Seltenheit. Der nackende Begriff lieget dann nicht mehr in seiner eckelhaften Blösse vor Augen, sondern pranget in einem fremden Schmucke. Er erhält von diesem fremden und seltenen Aufputz einen neuen Glantz, daß man seine vorige Plattheit nicht mehr wahrnimmt; nicht anderst als wie im Schau-Platz der blosse Aufzug und die Kleidung einen gemeinen Menschen in der Einbildung aller Zuschauer augenblicklich in die Person eines Königs verwandelt. Es ist mit den Gedancken bewandt wie mit der Schönheit der Frauens-Personen; bey einigen wird der eigene und angebohrne Glantz durch geborgte und künstliche Verzierungen nur verdunckelt; andere hingegen wissen einen fremden Schmuck sich gleichsam eigen zu machen, und die Mängel der Natur damit auszubessern, so weit, daß man ihrer Fehler nicht mehr gewahr wird. Bey einigen verdecket der Rock die Schönheit, bey andern die Gebrechen.

Wie

Wie nun die Gleichnisse dienen, einen absonderlichen Gedancken auszuschmücken, so sind sie nicht weniger bequeme, eine gantze Schrifft, welche ohne den Zierrath, so sie ihr mittheilen, gantz trucken und einförmig seyn würde, angenehm zu verändern, und die Aufmercksamkeit des Lesers durch diesen geschickten Absatz in dem Vortrage zu ernehren, wie aus der folgenden Untersuchung verschiedener Exempel sich hervorthun wird.

Nehmet die Mühe Hrn. Joh. Ulr. Königs vortreffliche Ode auf die glückliche Geburt einer Chur-Sächs. Princeßin aufzuschlagen. Nachdem der Poet sehr lebhaft beschrieben hat, wie die neulich gebohrne Princeßin durch ein entzückendes Wiegen-Lied, welches der berühmte Virtuose, Pantaleon Hebestreit, auf seinem künstlichen Zimbal gespielet, sey eingeschläffert worden, so fährt er in der unmittelbar folgenden Strophe fort:

> Sie schläft; doch Fleiß und Vorsicht wachen
> So wohl, sie glücklich zu erziehn,
> Als würdig ihres Stamms zu machen.

Dieser Gedancke ist an sich selbst so deutlich, daß er keiner weitern Erläuterung bedarf; alleine er ist daneben auch sehr gemein und bekannt, und hat nichts seltenes noch verwundersames an sich; darum hat ihn

ihn der Poet sehr geschickt mit einem angenehmen Gleichnisse unterstützet, und ihm einen fremden Schmuck angeleget, indem er hinzusetzt:

Gleichwie ein junger Roßmarin
Von einer reinen Hand gewartet und benetzet,
Zuletzt in so viel Zweige steigt,
Und sich so schön im Wachsthum zeigt,
Daß er selbst eine Kron' auf seinen Gipfel setzet:
Auch so durch den Geruch noch seine Schönheit mehrt,
Daß ihn, wer sich ihm naht, mit einem Lob-Spruch ehrt,
So wird an Zucht und Ruhm in Sachsen
Auch diese Rauten-Pflantze wachsen.

Dieses ist das eintzige Gleichniß, so in dieser Ode anzutreffen ist; welche sonst von einem glücklichen Enthusiasmo beseelet wird. Dasselbe dienet nicht so viel zur Erklährung, als zur blossen Auszierung. Die Aufmercksamkeit des Lesers soll dadurch unterstützet und ernehret werden.

Ein eben so zierliches Gleichniß findet sich in desselben poetischen Gedancken über die neu-erbaute Ritter- und Militair-Academie in Dreßden. Er vergleichet dieselbe mit einer Pflantz-Schule, und führet die Aehnlichkeiten, so zwischen beyden herrschen, umständlich aus.

Gleichwie ein Gärtner sich, zu edler Bäume Zucht,
Ein abgesondert Stuck in seinem Garten sucht,
Mit Pfälen oder gar mit Graben es umschantzet,
Und eine Baum-Schul da in bester Ordnung pflantzet,

Mit

Mit seiner eignen Hand ein jedes Stämmchen setzt,
Des Morgens sie besucht, des Abends sie benetzt,
Und alle Bäumchen pflegt in diesem jungen Garten,
Nach ihrer Eigenschaft besonder abzuwarten;
Die Aeste, wo es noth, beschneidet oder ritzt,
Die Stämme, wenn es Zeit, verbindet oder stützt;
Vornehmlich aber eilt, daß er die wilden Zweige,
So lange sie noch zart, so gleich zu rechte beuge;
Und nach des Jahres Lauf und jedes Stammes Art,
Sie vor der Hitze deckt und vor dem Frost verwahrt,
Der Wurtzel Luft verschafft, damit sie mag bekleiben,
Und seine Hoffnung nicht im Mißwachs stecken bleiben;
Alsdenn mit weiser Wahl und Kunst-erfahrner Hand
Den einen frey erzieht, den andern an der Wand,
Kurtz: jeden Baum so setzt, daß ihm mit ihren Kronen,
Zuletzt Blat, Blüth und Frucht den klugen Fleiß belohnen:
Wann sich durch den Genuß nun sein Verlangen stillt,
Und, obgleich jeder Baum sein Hoffen nicht erfüllt,
Ihm doch so manches Obst, hier Birnen von Muscaten,
Dort Aepfel edler Art, nach Hertzens-Wunsch gerathen;
Da breitet jeder Baum die Zweige danckbar aus,
Bringt Schatten für den Herrn, Frucht für das gantze Hauß.
So hat mein König auch hier diesen Ort erbauet,
Woselbst ihr eine Kriegs- und Ritter-Schule schauet,
In welcher man so gleich von zarter Jugend an
Die edlen Sprößlinge des Staats erziehen kan.
Wo man sie wartet, pflantzt, mit höchster Sorgfalt nehret,
Den bösen Willen beugt, dem wilden Mißwachs wehret,
Vom Unkraut reiniget, auf ihre Beß'rung denckt,
Die Ungezog'nen zwingt, die Guten freundlich lenckt;
In Wissenschaft und Kunst, nebst allen Helden-Pflichten
Und Ritter-Ubungen sie pflegt zu unterrichten,
Zur Selbst-Erkänntniß führt, damit von Tag zu Tag
Bey ihnen gründlicher die Tugend wurtzeln mag;
Die Gaben der Natur bey jedem unterscheidet,
Und die Gelegenheit zum Ubelthun beschneidet;

Biß

Biß daß, dem Herrn zum Ruhm, zum Dienst fürs Vaterland
Ein jeder Früchte bringt nach seinem Amt und Stand,
Und, um die schwere Last des Staats zu unterstützen,
Man diese Stamme kan als sich're Pfeiler nützen.
Was nun der Sonnenschein sonst einer jeden Frucht,
Das ist der Weißheit Licht für diese Helden-Zucht;
Zu einem milden Thau und einem fruchtbarn Regen
Dient diesen Pflantzen bloß des Allerhöchsten Segen;
Der König pflantzt; jedoch, soll es gedeylich seyn,
So fehlt nichts mehr als dieß: Ihr Väter willigt ein.

Dieses ausführliche Gleichniß hat eine Beziehungs-Schönheit, in Erwegung des Characters dieses Gedichtes; denn da der Inhalt davon durchaus historisch ist, so dienet dasselbe vortrefflich, die Erzehlung vor Mattigkeit zu bewahren, und durch einen solchen Absatz desto angenehmer zu machen. Nehmet ihr gleich das ähnliche Vorbild von der Baum-Schule heraus, so gehet dennoch dem Gedancken an Deutlichkeit nicht das geringste ab; zumahlen auch die Apodosis oder der Nachsatz biß auf wenige von der Baum-Schule entlehnte figürliche Redens-Arten mit den eigensten Wörtern, wormit wir die sorgfältige Pflege des Leibes und Gemüthes insgemein andeuten, ausgebildet ist. Also hat auch dieses Gleichniß keinen andern Nutzen, als gemeine Gedancken, die nichts an sich haben, das einige Verwunderung erwecken könnte, durch ein angenehmes Bild auszuschmücken, und dadurch die allzu verdrüßliche Einförmigkeit

migkeit des historischen Vortrags zu vermindern.

In eben derselben Absicht hat auch Hr. Prof. Gottsched den Hrn. Hof-R. Mencken in einer Glückwünschung, so er im Nahmen der deutsch-übenden Gesellschaft geschrieben, mit einem Gärtner verglichen; Im Anhang zu den Pietschischen Gedichten:

Denn wie des Gärtners Fleiß der jungen Stämme Zucht,
Die er vorhin gepflantzt, zu rechter Zeit besucht,
Ihr Pfähl und Stützen setzt, den wilden Aesten steuert,
Den Stock gerade beugt, und so den Stamm erneuert;
So hat auch Menckens Arm, was er verlängst gepflantzt,
Von neuem wiederum mit Sicherheit umschantzt,
Uns eifriger gemacht, ja endlich so erhoben,
Daß unsre Feinde selbst den guten Fortgang loben.

Herr Hof-Rath König hat in dem ersten Gesange seines Augusts im Lager ein sehr geschicktes Gleichniß, das ebenfalls zur Zierde dienen soll, angebracht. Er beschreibet dadurch die Kleidung, womit der König sich von seinen Hof-Leuten unterschieden hatte:

Bey ihrer Ankunft war August auch schon erwacht,
Und so, wie Sie, gekleidt in gleicher Ordens-Tracht,
Nur, daß den Ritter-Rock Gold, statt des Silbers, zierte,
Weil dieses Vorrecht ihm, als Oberhaupt, gebührte.
Auf die Art, als wie wir, den Kriegs-Stern Mars erschn,
Von andrer Sterne Schaar umringt am Himmel stehn,
Wie ihn ein güldner Strahl vor allen unterscheidet,
Wann bloß ein Silber-Glantz die andern Sterne kleidet.

Die Beschreibung des Poeten, mit welcher Rüstung und Pracht das königliche Begleit aufgezogen, ist so ausführlich und so genau ausgeleget, daß es lauter Uberfluß und unnöthige Mühe gewesen wäre, wenn er sie weiter hätte erklären wollen; aber was für Zierde, was für Glantz streuet nicht dieses emblematische Gleichniß auf das gantze Gemählde aus? Der Poet ist durch den ganzen Gesang vornehmlich bemühet, den verschiedenen Pomp und Aufzug an Kleidern, Waffen-Rüstung, Pferde-Zeuge, Kutschen, zu beschreiben, dergestalt daß die Materie und der Stof seiner Erzehlung im Grund gantz einerley und einförmig ist, und nur allein in der Art etwas verschiedenes hat; um so viel mehr machet er sich unsers Lobes würdig, indem er gewußt hat, dem Eckel, welchen das stete Einerley in seiner blossen Materie nothwendig hätte gebähren müssen, durch geschickte Auszierungen vorzubauen, die aufmerckende Neugierigkeit des Lesers durch abwechselnde Vorstellungen zu unterhalten, und die Erzehlung durch künstliche Gleichnisse, welche dem Geist allezeit neue Scenen und Durchsichten eröffnen, auf so mannigfaltige Weise zu verändern. Er hat hiermit dem grossen Homer glücklich nachgeahmet, welcher seine Erzehlung, und insonderheit die so oft wiederholte Beschreibung der Waffen-Rüstungen seiner

Helden

Helden ebenfalls durch eingeschobene geschickte Gleichnisse auf unendlich manche Weise verändert hat. Ich habe in dem eilften B. der Ilias ein Exempel angetroffen, welches mit Hrn. Königes oben angeführtem einige Verwandtschafft hat: „Hector stuhnd an der Spitze, und trug sein „grosses rund-geschlossenes Schild vor der „Brust. Wie der schädliche Stern, der „die Erde und die Menschen mit seinem „Feuer verzehret, aus den Wolcken her- „vor leuchtet, und dann sich wieder seit- „wärts unter den schattigten Flohr der- „selben ziehet, also sah man Hector jetzo „bey den Förderſten, und jetzo bey den „Hinterſten stehn, und Befehle austhei- „len. Er blinckete von Stahl, wie der „Vater Jupiter, wenn er den Bliz in der „Hand führt.„ Hieher gehöret auch die Beschreibung, so dieser Poet von Agamemnons Rüstung gemachet hat.

Uberhaupt ist die Ilias von dieser Art Gleichnisse, die zum Zierrath dienen, nicht entblößt. Ich finde dergleichen insonderheit in den Erzehlungen. Wann Homer im dreyzehenden Buch die Verbindung der beyden Ajacen im Gefechte beschreiben will, sagt er nicht weit vom Ende: „Ajax, der Sohn „Oileus, wich nicht einen Fuß breit von „Ajax, Telamons Sohne, sondern wie auf „einem Felde, das jetzo ein Jahr lang aus-

„ geruhet hat, zween braune Ochsen die Pflug-
„ schaar mit gleichem Muthe nach sich schlep-
„ pen, und der Schweiß ihnen von der
„ Scheitel zwischen den Hörnern herunter
„ sprützet, da beyde nur von einem wohl- ge-
„ arbeiteten Joche gesondert werden, indem
„ sie durch die Furchen gehen und das Erd-
„ reich tief aufbrechen; also stuhnden diese
„ beyden Streiter hart neben einander, und
„ giengen zugleich auf den Feind loß." Die-
ses Gleichniß dienete an diesem Orte alleine,
die Folge der Erzehlung von dem blutigen
Gefechte um etwas zu unterbrechen, und das
Gemüth mit einem anmuthigern Gegenstand
zu erquicken; denn es konnte im übrigen ohne
Abbruch der Deutlichkeit weggelassen werden.

Von eben derselben Art ist das folgende
Gleichniß im achten B. v. 550. nächst beym
Ende: „Wie wann die Sternen am Him-
„ mel um die leuchtende Scheibe des Monds
„ herum einen hellen Schimmer von sich
„ werffen, wann die Luft Wind- still ist,
„ und die Gipfel der hohen Berge samt den
„ Schlössern darauf, und den Thälern unter-
„ halb, in vollem Glantze hervor stechen, und
„ die unermeßliche und unbeschreibliche Luft
„ von ihrem Lichte durchschnitten wird, in-
„ dem man alle Sternen am Himmel siehet,
„ dadurch der Schäffer, der dann die Nacht-
„ Wacht hält, ein empfindliches Vergnü-
„ gen in der Brust fühlet; Eben so viele
„ Feuer-

„ Feuer-Brände sah man auf der Heide
„ zwischen den Schiffen und dem Xantus-
„ Strohme brennen, welche von den Tro-
„ janern vor der Stadt Ilion hier und dar
„ waren angezündet worden, tausend und
„ mehr Feuer-Brände rc. „ Dieses Gleich-
niß verwandelt die Erden schier in einen ge-
stirnten Himmel.

Unser Opitz hat nicht unterlassen seine Schriften auch mit dergleichen wie mit andern Gleichnissen auszuschmücken. Er fängt sein philosophisches Gedicht Zlatna, oder von der Ruhe des Gemüthes mit einem wohlgeschmückten Gleichniß an, das sehr bequem war, die Lieblichkeit und Anmuth-volle Eindrückung vorzustellen, welche ihm das freye Land-Leben fühlen ließ, wenn er sich einmahl von dem geschäfftigen Gedränge der Stadt loß machen konnte.

Wie wann die Nachtigall vom Kesicht ausgerissen,
Hin in die Lüften kömmt, und an den kalten Flüssen
Mit Singen lustig ist, um daß sie loß und frey
Von ihrer Dienstbarkeit, und nun ihr selber sey:
So dünckt mich ist auch mir, im Fall ich unter Zeiten
Diß was mich sonsten hält, kan werffen auf die Seiten,
Und ausser dieser Stadt, auch nur auf einen Tag
Und einen noch darzu, mit Ruh' erschnaufen mag.

Jedoch thut dieses Gleichniß mehr als nur allein belustigen, und die Sache schön und lieblich vorstellen; es erhöhet zugleich die

Harm-lose Freude, welche sich bey Opitzen über dem Genuß des freyen Himmels einstellete, auf eine nachdrückliche Weise.

Herr Prof. Gottsched hat in der Ode, der wahre Held betittelt, ein Gleichniß eingeführt, die uneigennützige Freygebigkeit zu beschreiben, welche ohne einige Absicht auf die Wiedergeltung ihre Güter mit den Bedürftigen großmüthig theilet:

Wie dort der Nil Egypten-Land
Mit fettem Schlamme reichlich dünget,
Die Fluren fruchtbar macht, daß auch der heisse Sand
Die Saaten hundertfältig bringet;
Er theilt nur aus, und nimmt nichts mit,
Er schenckt und heischet selbst nichts wieder:
So sind die Helden auch der milden Gottheit Brüder,
Zu welcher man mit Freuden tritt,
Und die von unsrer Hand für alle Huld nichts fodert,
Wenn unser Weyhrauch ihr nur lodert.

Dieses Gleichniß-Bild ist wohl gewehlet, und der Sache recht gemäß, aber die Ausführung desselben kömmt mir um etwas matt und langsam vor. Einige kleine Umstände werden da ausgesetzet, welche zu der Vergleichung nicht mitgehören, ja zum Theil derselben gantz zuwieder sind. Dergleichen findet sich in der zweyten Zeile, worinn des fetten Schlammes gedacht wird, womit der Nil Egypten-Land reichlich dünget. Denn das Nenn-Wort Schlamm, und das Zeit-Wort Düngen, erwecken einen

nen gantz wiedrigen und eckelhaften Begriff anstatt daß natürlicher Weise nur die anmuthigsten Umstände haben sollen ausgelesen werden; alldieweil die gantze Absicht dieses Gleichnisses keine andere seyn kan, als uns einen angenehmen Begriff von der wohlthätigen Mildigkeit eines wahren Helden beyzubringen. Nach meinem Bedüncken hätte der Verfasser anmercken können, daß der Nil sich über das gantze Land von Egypten ergiesset; daß er alles fruchtbar machet, so weit er sich ergiesset; und daß er dagegen keine Wiedergeltung bekömmt. Dieses waren bequeme Umstände, die mächtige Neigung jedermann ohne eigennützige Absichten gutes zu thun, zierlich abzubilden. Und auf diese hätte in der Apodosi oder dem Nachsatz vornehmlich sollen gesehen werden. Die sechste Zeile ist gantz und gar müssig, und sonst allzu figürlich; und der letzte Vers scheinet die von Eigennutzen entfernten Absichten der wahren Freygebigkeit zu läugnen, und also dasjenige über einen Hauffen zu werffen, was die unmittelbar vor denselben her gehende Zeile fest gesetzet hatte. An dessen Statt hätte nach meinem Erachten sollen gesagt werden: Daß die wahre Freygebigkeit von keiner andern Absicht wisse, als der Wohlfahrt des Nächsten, und daß sie sich vor wohl belohnet halte, wenn sie siehet daß ihre Gutthaten

wohl angeleget worden, und reichlich wuchern. Schier auf dieselbe Weise beschreibet Opitz die grosse Leutseligkeit eines Fürsten unter dem Sinn-Bild der Sonnen, welche ihren gütigen Einfluß über die gantze Erden ausbreitet, in dem Lob-Gedicht auf den König in Pohlen.

- - - - - - Wie auch die klahren Strahlen
Der Sonnen nicht nur bloß Gefild und Berge mahlen,
Nicht nur an einen Ort erstrecken ihren Schein;
So bist du gleichfalls auch: dich dünckt zu wenig seyn etc.

Ich muß noch ein Gleichniß aus dem Helden-Gedichte auf das Lager bey Radewitz anführen, welches nicht zur Erläuterung, sondern zur Zierde und Abwechselung angebracht worden, und etwas kühnes und seltenes in sich begreiffet. Im ersten Gesang, Bl. 49.

Wie manchmahl nur ein Stern den gantzen Himmel schmücket,
Wann man der Wolcken Feld bey Nacht geschwärtzt erblicket;
So ist hier jedes Roß schwartz wie die Mitternacht,
Und nur ein weisser Stern erhebt der Stirne Pracht.

Wann der Poet dieses Gleichniß-Bild nicht aus Homer genommen hat, so hat er gewiß desselben Gedancken gantz richtig getroffen, da er von Diomedes Pferde im drey und zwantzigsten B. der Ilias V. 455. gesagt

sagt hat: „Das Pferd war an Farbe roth, „ und hatte mitten an der Stirne ein run= „ des Zeichen, wie der Mond aussiehet.„ Diese Ubereintreffung giebt uns eine Anzeige von der Richtigkeit des Gleichniß-Bildes; so geschickt aber dasselbe ist, indem es zwey ähnliche Optische Phänomena in eine Parallele setzet, da man also die Aehnlichkeit nicht in der Grösse der Dinge suchen muß, so will ich gleichwohl zu mehrerer Rechtfertigung desselben eine Stelle aus dem critischen Aufsatz des Herrn de la Motte über Homers Ilias anführen, welche darum desto mehr Gewicht haben soll, weil derselbe, wie bekannt ist, mehr als andre Kunst=Richter, genausichtig und an Urtheils=Kraft zart ist. Seine Worte lauten: „Nach meinem Befinden erfordert „ es viel Kunst, wenn man kleine Dinge mit „ grossen vergleichen will; und ich dörffte „ schier glauben, daß man grosse Dinge mit „ kleinen lieber niemahls vergleichen sollte, „ den Fall ausgenommen, da diese kleinen „ Dinge durch ihre Anmuth dasjenige erse„ zen, was ihnen an Hohheit abgeht.„ Ich werde dieses Urtheil in einem folgenden Abschnitte mit mehrerm ausführen müssen; hier bitte ich nur noch, daß man dessen sich erinnern wolle, was ich oben von dem einförmigen Character dieses gantzen Gedichtes Hrn. Königs überhaupt angemercket habe,

und daneben die Stelle und den Ort, worauf das Gleichniß sich befindet, etwas genauer einzusehen; wahrhaftig man wird Ursache finden, den kunstreichen Poeten zu loben, der in einer so einträchtigen Materie, wie die Beschreibung der Pferde ist, gewußt hat die abgemattete Aufmercksamkeit der Leser durch eingeführte ähnliche, und zugleich fremde und neue Bilder, am rechten Orte aufzustützen, und dem Eckel, der sie sonst ohne diese Hülffe hätte befallen mögen, vorzubiegen.

Der vortreffliche Hamburgische Poet, Hr. Rathshr. Brockes, hat gleicherweise diesen Kunstgriff sich eigen zu machen gewußt; Sein gantzes Vorhaben bestuhnd darinne, daß er sich beflisse die Wercke der Natur nach dem Leben abzuschildern, und durch die Betrachtung ihrer Schönheit sich selbst und andere zum Lobe GOttes aufzumuntern. Damit er nun in seinem Vortrag, der durchaus philosophisch-historisch ist, eine Veränderung machete, und seine Schildereyen ohne Abbruch der Aehnlichkeit ausschmückete, hat er sich mit grosser Geschicklichkeit hier und dar solcher zierlichen Gleichnisse bedienet, und damit die allerschönsten Stellen seines Irdischen Vergnügens in GOtt sehr lebhaft ausgebildet: Wenn er zum Exempel in dem Gedichte, das Wasser beniehmet, die Ebbe und Fluth mit dem Kreiß-Lauf des Geblüts vergleichet; in der drey und zwantzigsten Strophe: Wie

Wie man bey den Thieren spühret,
Daß ein fremder Trieb das Blut
Von und nach dem Hertzen führet;
So scheint durch die Ebb' und Flut
Von dem Mittel-Punct der Erden
Auch die Flut geführt zu werden,
Und die Ebbe zu entstehn,
Wenn die Wasser rückwärts gehn.

Und wenn er in einem andern Gedichte das Hervorspriessen des Grases im Anfange des Frühlings beschreibet:

Ein Jüngling, dessen Blut ein männlichs Feuer spühret,
Wenns an zu wallen fängt,
Wird hie und da am Kinn mit sanftem Haar gezieret,
Das aus der zarten Haut zwar schön, doch sparsam, drängt.
Nicht anders drängen sich und spriessen aus der Erden
(So bald ihr Lebens-schwangrer Saft
Sich reget durch der Sonnen Kraft)
Bald hie, bald da, des Grases junge Spitzen 2c.

Diese beyde Gleichnissen erklähren die Begriffe von der Ebbe und Fluth, und von dem Hervorspriessen des Grases keineswegs, und setzen sie in kein helleres Licht; auch sind sie gegen denselben Begriffen, welche sie abbilden sollen, viel zu klein und schwach, als daß sie dem Nachdruck einen Zusatz geben könnten; also dienen sie alleine, die Gemählde des Verfassers mit ähnlichen und annehmlichen Bildern auszuzieren, und den fruchtbaren und Erfindungs-reichen Geist desselben

 an

an den Tag zu legen. Ferner müssen wir die Kunst, so der Poet in der geschickten Wahl der Gleichnisse gewiesen hat, nicht unbelobet lassen, da er sich nicht fürchtete grosse Dinge mit kleinen in Vergleichung zu stellen, aber auch die ähnlichsten Würckungen der Natur und solche Bilder zu erwehlen wußte, welche überaus angenehm sind, und uns die im kleinen eben so wohl als im grossen würcksame Künstlerin, die Natur, zur Bewunderung vor Augen legen, dergestalt, daß sie sich vor seinen Haupt-Zweck trefflich wohl schicken.

Man kan hieraus leicht abnehmen, daß dergleichen Außzierungs-Bilder in Philosophischen Lehr-Schrifften, wo lauter abgezogene Gedancken und Betrachtungen vorgebracht werden, welche ohne fremden Zierrath gantz nacket und saftloß wären, ihren eigenen Platz haben, und ausnehmende Dienste thun. Denn der Poet und Redner unterscheiden sich eben dadurch von dem dogmatischen Lehrer der Welt-Weißheit, daß sie die Begriffe von uncörperlichen und geistlichen Dingen durch sinnliche Vorstellungen unter symbolischen von cörperlichen Wesen entlehnten Bildern abschildern und gleichsam sichtbar machen; wodurch die Harmonie zwischen dem Mundo intellectuali & visibili, der geistlichen Welt und der cörperlichen Welt, nicht ohne Ergetzen wahrgenommen wird. Da die Teutschen an dergleichen philosophi-

losophi-

losophischen Gedichten noch sehr arm sind, will ich meinen Lehr-Satz zu erklähren, einige Exempel aus dem Engell. Poeten Pope entlehnen, welche ich in dem Gedichte von dem Amt eines Critici angetroffen habe.

Es ist eine längst-bekannte Anmerckung und ein gemeiner Gedancke, daß bey einem starcken Gedächtniß insgemein wenig Urtheils-Kraft anzutreffen sey. Aber auf was für eine neue Art, und wie geschickt bildet Hr. Pope diesen Gedancken aus! Er sagt: „Wie das Meer, wann es hier Land weg„nimmt, an einem andern Orte weite Sand„Felder formirt; also verliert sich in der „Seele der gründliche Verstand, je mehr „das Gedächtniß an Stärcke wächset.„ Wie fremd und selten ist das Bildniß, da der Verstand mit einem festen und fruchtbarn Grund und Boden, das Gedächtniß hingegen mit einem weiten und wüsten Felde, das von dem Sand, der von dem andern Bort weggespület worden, nach und nach entstanden ist, vergliechen wird! Also ist auch folgender Gedancke nicht neu: „Witz und Urtheils„Kraft betragen sich nicht wohl mit einander, „wo die eine sich in einem hohen Grade findet, „da fehlt gemeiniglich die andere.„ Aber die Manier, womit Pope diesen Gedancken vorzustellen gewußt hat, ist gantz neu. „Einige „sind vom Himmel mit einem reichen Schatz „von Witz gesegnet worden, aber es fehlet

„ihnen

„ ihnen an einem eben so grossen Vorrath an
„ Verstand, damit sie denselben recht zu ge-
„ brauchen wissen. Dann Witz und Urtheils-
„ Kraft sind allezeit mit einander im Streit,
„ wiewohl die Absicht mit ihnen gewesen war,
„ daß eines des andern Gehülffe seyn sollten,
„ wie Mann und Weib.„ Wenn er sagen
will, eine erhitzte und feurige Phantasie müs-
se durch den Verstand geleitet werden, druckt
ers durch folgendes figurirtes Bildniß sehr
zierlich aus: „Es ist schwerer das Musen-
„ Pferd zu lencken, als anzuspornen, seiner
„ Hitze Einhalt zu thun, als es zum Lauf an-
„ zutreiben. Der geflügelte Gaul zeigt wie
„ ein munteres Pferd seine edle Schlacht
„ alsdann am meisten, wann ihr den Zügel
„ an euch ziehet, seinen Lauf zu unterbrechen.„
Eben so geschickt ist folgendes Gleichniß:
„ Seyd gegrüsset triumphirende Poeten, un-
„ sterbliche Erben eines allgemeinen Lobes!
„ Euer Ruhm wird mit dem Fortgang der
„ Zeit wachsen, so wie die Flüsse im Fliessen
„ sich vergrössern.„ Vires adquirit eundo,
sagte Virgilius von dem Gerüchte insgemein.
Der Gedancke, daß witzlose Köpfe insge-
mein hochmüthig seyn, hat eine besondere
Artigkeit, wann er also ausgedrücket wird.
„ Wie in den Cörpern, also finden wir auch
„ in den Seelen dasjenige, was an Blut
„ und Geistern fehlt, mit Wind angefüllet;
„ Hochmuth stellt sich zu unserm Schutz ein,
„ wenn

„ wenn der Witz ausbleibt, und füllet den
„ leeren Raum im Verstand aus.„ An einem andern Orte trägt er diesen Gedancken
vor: „Ein Kopf ist nur zu einer Wissenschaft
„ aufgelegt; so weitläuftig ist die Kunst, so
„ eingeschräncket der menschliche Witz. Ja
„ er kan sich nicht einmahl von einer absonderlichen Kunst, sondern nur von irgend
„ einem Theile einer Kunst Meister machen.„
Diesen Begriff weiß er sehr geschickt auszuschmücken, indem er das Glück eines Gelehrten, ders in Wissenschaften weit gebracht
hat, wie das Glück eines ehrgeitzigen Land-Bezwingers ansiehet, und heraus bringt, daß
sie dieses mit einander gemein haben, daß sie
beyde mehr verliehren, als gewinnen. „Wir
„ verliehren durch den stoltzen Ehrgeitz, der
„ uns treibet, mehr zu erobern, Königen
„ gleich, auch dasjenige, was wir schon vorher gewonnen hatten.„ Wie scharffsinnig
ist endlich das Bild, in welches er folgenden
Gedancken eingekleidet hat: Der Neid, der
sich am Witze reibet, verräth seine eigene
Grobheit, und erhöhet dadurch nur das Lob
des Witzes; Er sagt: „Der beneidete Witz
„ machet, wie die Sonnen-Finsterniß, alleine die Plumpheit des Cörpers, der dazwischen steht, nicht seine eigene kund.

Mit dergleichen Bildern ist die vorerwähnte Schrift dieses vortrefflichen Dichters
aller Orten ausgeschmücket; in denselbigen
ver-

vereinigen sich zwo sonst wiederwärtig-scheinende Eigenschaften, indem sie auf einmahl gantz bekannt, gantz deutlich und lehrreich, und doch dabey gantz seltzam und neu sind.

Indessen muß ein Verfasser in Ausspendung dieses Zierrathes zwey Klippen sorgfältig vermeiden, die Kargheit und die Verschwendung. Dem ersten Fehler sind insgemein phlegmatische, furchtsame, träge und frostige Köpfe ergeben; der andere hängt hergegen lebhaften und feurigen Geistern an, welche mit einem grossen Vorrath von sinnreichen Gleichniß-Bildern versehen sind. Jene haben des Spornes, diese des Zügels vonnöthen. Hier ist nun unstreitig, daß die freygebige Einführung ähnlicher Bilder, dadurch die Gedancken gleichsam vercörpert werden, einer sonst seichten und kahlen Schrift einen grossen Glantz und Werth zulegen kan, dergestalt, daß ich fast den Uberfluß und die Vergeudung in Wercken von einem truckenen Inhalt weit erträglicher nennen dörfte, als den Mangel und die Kargheit; Alldieweil jener Fehler wenigst den Vorsatz und das Bestreben des Verfassers, den Leser durch die Neuigkeit der Gedancken zu belustigen, voraus setzet, und zu erkennen giebt. Nichtsdestoweniger muß man seinen Reichthum niemahls ohne Maß und Ziel verschwenden; denn es ist nichts gemeiners, als daß man in die Pe-

dan-

danterie und ein gezwungenes Wesen verfällt, wenn man immer etwas neues und dasselbe auf eine neue Weise sagen will. Der Uberfluß führet auch in den angenehmsten Dingen Eckel und Uberdruß mit sich. Wie der Schatten das Licht angenehmer vorstellt, also setzet es auch besser ab, wenn Sittsamkeit und Leichtigkeit mit Feuer-reichem Witz untermischet werden. Wahrhaftig, die Schriften können etwann mehr Geist haben, als ihnen wohl bekömmt, wie die Leiber wegen überflüssigen Geblütes erkrancken. Wann der Poet die Gleichnisse mit Bescheidenheit anbringet, so erquicken sie den Leser, den die kahle Erzehlung müde gemachet hatte; aber wenn sie allzuhäufig gesetzet werden, so muß umgekehrter Weise die Erzehlung das Gemüth, das von der Menge Gleichnisse ermüdet worden, wieder erquicken. Der allzureiche Zierrath verbirgt uns die Materie, und weil man nicht Ziel und Maß zu halten weiß, wird man seicht und verdrüßlich, welches doch eben der Fehler ist, den man zu vermeiden gesucht hatte. Alleine ich bin gesonnen, von dieser Materie in einem eigenen Abschnitt zu handeln. Alsdann werde ich meine Gedancken von dem Masse, in welchem die Gleichnissen anzubringen sind, mit mehrerm und ausführlicher aus einander setzen.

Der dritte Abschnitt.

Von den nachdrücklichen Gleichnissen.

Nützen der Gleichnisse einen Gedancken tief genug einzudrücken. Wie Opitz durch ein solches Gleichniß das Ansehen des Burggrafen zu Dohna an dem Kaiserl. Hof abgeschildert. Wie Virgil uns in einem solchen die gäntzliche Verwüstung der Stadt Troja nach einem langen Wiederstand und den Grimm ihrer Eroberer vor Augen sehen läßt. Wie er durch dasselbe Gleichniß-Bild, das er zu diesem Ende gebraucht hat, den unbeweglichen Vorsatz des Eneas ausdrüket. Wie Opitz die Ankunfft eines mächtigen Heeres Barbaren aus einem abgelegenen Land durch ein erschreckliches Sinnbild nachdrücklich beschreibet. Wie Postel dasselbe Gleichniß-Bild anwendet, den barbarischen Sinn eines barbarischen Volckes vorzustellen. Wie Opitz den Feuer-speyenden Vesuvius durch Gleichniß-Bilder von dem Krieg, und hingegen den Krieg durch Gleichniß-Bilder von dem Vesuvius erschrecklich vorbildet. Wie Besser die Bombardierung der Stadt Stettin mit Schrecken anfüllet. Wie Pietsch dasselbe Gleichniß-Bild, das Bessern zu diesem Ende gedienet, poetischer doch schwächer angewendet, die Bestürmung der Festung Temeswar zu beschreiben. Nuzen dieser Gleichnisse die besondern Grade einer Gemüths-Bewegung zu bestimmen. Also setzet Homer die Freude Ulysses, als er mitten in dem Meer schwimmend das Ufer erblickete, auf den gehörigen Grad der Höhe, in einem gewissen Ebenmasse mit der vorigen Todes-Angst. Aus diesem Zustand des erretteten Ulysses formiert dieser Poet ein Gleichniß-Bild, die Hertz-empfindliche Freude der Penelope uber seine Zurückkunft nach Hause und Erkanntniß zu beschreiben. Wie Gottsched ein gleichmäßiges Gleichniß gebraucht,

der

der Sachsen Freude über die sichere Nachricht von Frie-
derich Augusts Leben auszudrücken. Wie Homerus
das ungedultige Verlangen, das Ulysses nach der an-
gesetzten Stunde seiner Abreise in das Vaterland em-
pfand, ausdrücket. Das Maß der stummen und
sanften Leidenschaften ist von ihren Beweg-Ursachen zu
bestimmen, wenn diese mit andern Beweg-Ursachen,
die eine solche Leidenschaft auf einen gleichen Grad er-
hoben haben, verglichen werden. Wie Homer die
Lust des Eumeus in Anhörung der Begegnisse, die
ihm der unbekannte Ulysses erzehlet, auf diese Weise
vorbildet. Seine Beschreibung der Aufwallung, die
in der Brust Ulysses bey Anhörung des Gesanges De-
modoci von der Uberrumpelung der Stadt Troja, durch
Ulysses Anordnung, entstanden war. Homers Gleich-
niß von Nestors Unschlüßigkeit. Virgils Beschreibung
der Bestürtzung des Eneas, als ihn das Getümmel
der einbrechenden Feinde in die überrumpelte Stadt
aus dem Schlaf aufgewecket. Königs Nachahmung
des Virgilianischen Gleichnisses, in der Beschreibung
der Bestürtzung über den Einbruch der Türcken in Un-
garn. Virgils Beschreibung des Entsetzens eines Men-
schen, der sich einsmahls mitten unter einem Hauffen
Feinde siehet. Wie er die ungleichen Grade dieser bey-
den Bestürtzungen durch ähnliche Fälle ausgedrücket
hat. Anmerckung, daß die Grösse einer vorgestellten
Gefahr so genommen werden muß, wie sie von einer
Person angesehen wird, nicht wie sie an sich selbst ist
oder andern vorkommen mögte. Homers und Virgils
Kunst die Umstände anzuführen, die eine Person nach
ihrem Stand am hefftigsten rühren. Das Maß der
ausbrechenden Leidenschaften ist von ihren Würckun-
gen zu bestimmen, so fern diese mit andern Würckun-
gen, die von einer solchen Leidenschaft entstanden
sind, in Vergleich gestellet werden. Also beschreibet Ho-
merus den hohen Muth Ulysses in der verübten Rache

an den Freyern durch die Verheerung, die ein Habicht unter einer Schaar kleiner Vögel anstellet. Und Virgil beschreibet das Niederhauen in der eroberten Stadt Troja durch den verderblichen Durchbruch eines Flusses. Günthers schwächere Nachbildung dieses Gleichniß-Bildes. Postels glücklichere Nachahmung desselben. Pietschens übel ausgebildete Vergleichung seines verheerenden Helden mit den Würckungen des Nordwindes. Bessers Gleichniß die Wiedersetzlichkeit der Schwedischen und Brandenburgischen Truppen in der Warschauischen Schlacht vorzustellen. Ein gleichmäßiges Gleichniß Homers, von welchem Besser seines nachgemachet hat. Wie Homer Hectors grimmigen Einbruch in die Truppen der Griechen von seinen Würckungen, und das Schrecken dieser von seiner Ursache abschildert. Mehrere Gewißheit die Höhe der Leidenschaften aus ihren Würckungen, als aus ihren Beweg-Ursachen zu erkennen. Virgils Beschreibung eines verwegenen Muthes durch ein solches Gleichniß-Bild, wo zugleich die Ursache und die Bewegung angezeiget werden. Amthors gleichmäßiges, allein übel ausgeführtes Gleichniß, womit er die Gefangennehmung der Steinbockischen Armee beschreiben will.

Ich habe in zwo Abhandlungen gezeiget, wie unentbährlich eines Theils die Gleichnisse in Beschreibungen und Erzehlungen sind, und was für angenehme Dienste sie andern Theils daselbst thun können. Anjetzo will ich weiter gehen, und ausführlich erweisen, daß sie ferner bequem sind, einem Gedancken Nachdruck und Gewicht, und einen mercklichen Zusatz an Kraft und Leben mitzutheilen, dergestalt daß derselbe sich in das Gemüth tief

tief genung eindrücket. Der Leser ist nicht allezeit gleich aufmercksam, er ist zuweilen allzuflüchtig, zuweilen allzu ungedultig und eilfertig. Er läuft oftmahls aus allzuheftiger Begierde, den Verfolg und Ausgang der Geschichte zu vernehmen, einen Umstand achtloß vorbey, welcher ihm zwar klein und gering vorkömmt, und dennoch im Zusammenhang von sonderbarer Wichtigkeit ist. Dazu kömmt, daß jedes Ding zwar mehr als eine Seite hat, nach welcher mans ansehen kan, unser Endzweck aber die wenigsten mahle haben will, daß wir eine Sache völlig zergliedern, und von allen ihren Seiten und Theilen vorstellen. Es ist uns mehrmahls genung, daß wir sie nach derjenigen Seite vor Augen legen, welche zu unserm Vorhaben am meisten dienet. Derowegen haben sich geschickte Scribenten des Kunst-Griffes besonnen, durch wohl-erfundene und nachdrückliche Bilder der achtlosen Eilfertigkeit an denen Orten, wo die Aufmercksamkeit am nothwendigsten ist, gleichsam ein Band anzulegen, und die Gegenstände nach dem rechten Puncto Optico, oder Gesichts-Puncten, und nach derjenigen Seite, welche unsrer Zuneigung und Neugierigkeit ein Genügen thut, vorzustellen. Uberdiß saget man oft in der Hitze der Affecten eine und dieselbe Sache zwey und mehrmahl, weil man fürchtet, daß sie nicht recht gefasset werden mögte.

Ein Gedancke setzet sich durch eine gedoppelte Vorstellung in dem Gemüthe desto tiefer und fester, wie ein Nagel durch einen verdoppelten Schlag desto tiefer in das Holtz hineingehet. Wahr ist, daß der Leser, der nicht im Affecte ist, eine und dieselbe Sache sich nicht gerne zweymahl nach einander vorsprechen läßt, weil dieses ihn eines langsamen Verstands anzuklagen scheint: Aber er nimmts zu Danck und Vergnügen auf, wenn ein gleicher Gegenstand ihm in einem veränderten Aufputz gedoppelt vorgestellt wird. Wenn auch ein Verfasser, zumahl in einer Bewegungs-vollen Schrift, sich einmahl von dem Gemüthe des Lesers Meister gemachet, so lieget ihm dann weiter ob, die angenehme Unruhe des Affects, in welchen er ihn gesetzet, zu unterhalten, denselben auf einen gewissen Grad zu erhöhen und auf ändernde Weisen anzugreiffen. Nun kan dieses nicht besser geschehen, als mittelst herrlicher und schöner Bilder, welche uns solche Umstände lebhaft vorstellen, wodurch das Gemüth kan gerühret, und der Affect angeflammet werden. Wir werden von diesem Punct mehr Licht und Uberzeugung bekommen, wenn wir einige besondere Stellen nach dieser Absicht untersuchen werden.

Opitz, der Vater der deutschen Poeten, hat in dem Gedichte an den Burg-Grafen von

von Dohna, im ersten B. der P. W. ein zierliches und zugleich nachdrückliches Gleichniß angebracht, womit er das Ansehen und den Glantz, so derselbe sich am Kaiserlichen Hof erworben hatte, mehr mahlet, als beschreibet.

Hier hat dein Glantz, du Licht der Zeiten! mehr geschienen,
Als wann sich Hesperus macht an des Himmels Dach
Und zeucht der Sternen Heer ihm sämtlich hinten nach.

Welchen Zusatz von Licht und Glantz streuet dieses Gleichniß-Bild, da der Schimmervolle Abend-Stern vorne an die Spitze und das Haupt des Sternen-Heeres gestellet wird, über den nacketen Begriff! Und was für ein Nachdruck wird damit vereiniget, wenn es heißt: Eben so weit übertraf der Graf das gantze Heer der Hof-Leute. Ja der Poete fand in diesem Verhältnisse noch keine genugsame Gleichförmigkeit, derowegen er, aus Furcht, daß er zu wenig gesagt hätte, hinzusetzet: Er habe noch mehr geschienen. Bey alle diesem Reichthum von Glantz und Nachdruck, welchen er so künstlich auf seine Schilderey ausgegossen hat, ist noch die bescheidene Mässigkeit und Eingezogenheit des Poeten am meisten zu loben. Ein anderer hätte kein geringeres Bild, als der Sonnen, erwehlet, alleine die Wahrscheinlichkeit, welche aus der Aehnlichkeit entspringet, wäre dadurch verletzet

 worden;

worden; denn die Sonne ist der Kaiser unter den Sternen, und in ihrem Begleit ist Hesperus der vörderste, und ihr beständiger Gefehrte, welchem dann das gantze Heer der Sternen nachfolget.

Virgil beschreibet die gäntzliche Umkehrung von Troja im zweyten Buche der Eneis mit diesen Zeilen; V. 624.

> Tum vero omne mihi visum considere in ignes
> Ilium & ex imo verti Neptunia Troja.

Es war dem Poeten viel daran gelegen, daß der Umstand von dem gäntzlichen und äussersten Untergang dieser Stadt wohl bemercket und ins Gedächtniß gefasset würde. Weil er nun besorgete, das ex imo verti, womit er diesen Umstand ausgedrücket hatte, mögte viel zu schwach und undeutlich seyn, als daß es einen genugsamen Eindruck in dem Gemüth des Lesers machen sollte, so bildete er denselben mit folgendem ausführlichen und nachdrücklichen Gleichniß aus, in welchem wir so wohl den Grimm der Feinde, als die gäntzliche Verwüstung der Stadt Troja mit Erstaunung vor Augen sehen:

> Ac veluti summis antiquam in montibus ornum
> Cum ferro accisam crebrisque bipennibus instant
> Eruere agricolæ certatim; illa usque minatur,
> Et tremefacta comam concusso vertice nutat,
> Vulneribus donec paullatim evicta supremum
> Congemuit, traxitque jugis avulsa ruinam.

Indessen

Indessen muß man hier die Aehnlichkeit und Ubereinstimmung nicht in dem Bild suchen, so fern es vor sich abgesondert genommen wird, denn da fände man zwischen einem Baume und einer Stadt, wie Troja war, eine grosse Ungleichheit. Die Ubereinstimmung stecket in der ähnlichen Handlung, welche bey beyden mit gleich grossem Eifer und Bestreben vorgenommen, und bey beyden mit einerley Erfolge, nemlich dem gäntzlichen Untergang und Fall, begleitet wird. Der Poet sah hier nicht auf das Schreckliche, womit diese Verwüstung verknüpfet war, dann in solchem Fall wäre dieses Bild nicht richtig gewesen; sondern er wollte alleine den Begriff von der völligen Umkehrung dieser Stadt, den er nur schlechterdings mit den Worten ex imo verti ausgedrucket hatte, erhöhen. Ferner kan man hier anmercken, daß Virgil in Ausbildung dieses Gemähldes den Fall des Baumes sehr schwer macht, und lange verzögert, er läßt ihn nicht von wenigen Streichen fallen, crebris bipennibus instant, und zwar um die Wette, certatim, und ungeachtet dieser sauren Arbeit trutzet der Baum noch, illa usque minatur; und die Wörtlein donec paulatim in der fünften Zeile zeigen noch klärer, daß es den Arbeitern viel Zeit und grosse Müh gekostet habe, eh und bevor sie zu ihrem Zweke gekommen sind, und den Baum gefället haben. Endlich drucket er den Fall dessel-

ben überaus lebhaft und kräftig mit diesen Worten aus:

> - - - - - - - - - - - - - Supremum
> Congemuit, traxitque jugis AVVLSA RVINAM.

Ich kan hier nicht unterlassen, den fertigen, biegsamen und gelenckigen Geist des Poeten zu loben, der ein und eben dasselbe Bild eines Baumes so geschickt zuzurichten gewußt hat, daß er an einem andern Orte einen gantz widrigen Begriff damit ausgebildet hat. Denn wenn er im vierten Buche V. 441. den steiffen und unerbittlichen Vorsatz des wegeilenden Eneas nachdrücklich ausdrücken will, so thut ers ebenfalls durch die Vergleichung mit einem Eich-Baume:

> Ac velut annoſo validam cum robore quercum
> Alpini Boreæ nunc hinc nunc flatibus illinc
> Eruere inter ſe certant; it ſtridor, & alte
> Conſternunt terram concuſſo ſtipite frondes:
> Ipſa hæret ſcopulis: & quantum vertice ad auras
> Ætherias, tantum radice in Tartara tendit.

Wenn Opitz den Schrecken nachdrücklich erhöhen will, damit er uns denselben in den Busem jagete, thut ers mit vieler Geschicklichkeit durch das Mittel der Sinn-Bilder von erschrecklichen Dingen. Auf diese Weise beschreibet er in dem Lob-Gedichte auf den König in Pohlen die Ankunft eines mächtigen Heeres von Barbarn:

Wie

Wie wenn ein kalter Sturm den Schloß den er gebieret,
Hoch aus den Wolcken her durch Thal und Wälder führet,
Und auf die Saate wirft, daß ihm der Ackers-Mann
Zur Ernde keinen Trost noch Hoffnung machen kan:
So kam der Heiden Volck weit von dem Nilus-Strande
Von Taurus Klippen her. - - - - - - - -

Der Poet wollte hier nicht allein die unzehlige Menge der Barbaren, und zugleich die Verheerung, so sie bey ihrer Ankunft angerichtet, vorbilden, wie denn dieselben im buchstäblichen Verstande die Saat auf dem Feld ohne Verschonen zertreten und ausgerissen haben, sondern zugleich als in einer Allegorie ihren grausamen und barbarischen Sinn characterisiren. In derselben Absicht hat Postel dieses Gleichniß im dritten Buche seines Wittekinds angewendet, V. 376.

Dieß Wort war kaum geredt, als ich schon konnte sehn
Des Feindes erstes Glied gequetscht zu Boden liegen,
Als wann bey Sommer-Zeit gefrorne Schlossen fliegen
Aus schwartz-bewölckter Luft, dadurch der Ackers-Mann
In einem Augenblick zerschmettert schauen kann
Die Hoffnung-reiche Ernd. - - - - - - -

Auch ist hier nicht zu vergessen, daß Opitz in dem erst-angeführten Gleichniß-Bilde die Ankunft dieser Barbaren von weit-entlegenen Gegenden deutlich bezeichnet, wenn er die Schlossen hoch aus den Wolcken herunter steigen läßt; man wird Mühe haben, ein anderes bequemes Bild zu finden, diesen Umstand anzudeuten.

Wenn eben dieser belobte Poet in dem vortrefflichen Gedichte, Vesuvius, das grimmige Wüthen dieses Feuer-speyenden Bergs nach seinen schrecklichen Umständen beschreiben will, so nimmt er das Bildniß vom Kriege:

- - - - - - Bald kömmt ein solches Krachen,
Als wann der Jupiter mit Donner in die Sachen
Der schnöden Menschen schlägt, daß aller Grund der Welt
Erzittert, oder auch im Fall ein kühner Held,
Der für die Freyheit steht, und seine grosse Thaten
Auf gute Sache pflantzt, mit feurigen Granaten
Ergrimmet um sich wirft, und zwinget eine Stadt,
Die noch an Billigkeit der Waffen Zweiffel hat,
Zu glauben was ihr dient. - - - - - - - -

Hingegen wenn er im ersten B. der P. W. den Jammer beklagen will, den der Krieg in seinem Vaterlande angerichtet hatte, so dienen ihm eben diese schrecklichen Würckungen des wüthenden Vesuvius, die Verheerung des Kriegs schrecklich vorzubilden.

Wir können freylich nicht fürbey, mein Vaterland,
Und müssen nur gestehn, der Himmel sey entbrandt,
Aus dessen Zorn-Gericht so viel und schwere Plagen
Von allen Ecken her bey dir zusammen schlagen;
Als wann Vesuvius gepichte Steine speyt,
Und den Tyrrhener-Strand mit Flammen überschneyt,
Daß Feld u. Wald verdorrt, daß Vieh u. Menschen zittern,
Aus Zweifel ihrer Flucht, daß gantze Städte splittern,
Und fliegen in den Rauch. - - - - - - -

Und

Und wenn der Herr von Besser die Bombardierung der Stadt Stettin beschreibet, ist er in dem Gleichniß-Bilde davon sehr sorgfältig, alle die erschrecklichen Umstände, so dabey vorgekommen, heraus zu streichen.

Gleichwie wenn unverhofft bey schwüler Frühlings-Zeit
Drey Wetter auf einmahl, als wie zu einem Streit,
Von Süden, Ost und West zusammen aufgezogen,
Und nun der Himmel brennt mit lichten Feuer-Bogen:
Denn alles zagt und starrt, bey der entbrandten Luft,
Wenn der erwachte Blitz auch seinen Donner ruft,
Und beyde Schlag auf Schlag schnell durch einander streichen,
Daß in der Finsterniß die Schatten selbst erbleichen.
Die Thiere stehn bestürtzt, die Hindin die verwirft;
Als wenn sie ihrer Frucht nun weiter nicht bedürft:
Nun gar die Wolcken fliehn, der Erden Feste zittern,
Und in den Alpen sich die Stein-Gebürge splittern;
So gieng es dir Stettin, als gegen Mitternacht,
Die an sich schrecklich ist, der grossen Mörser Macht,
Von allen Lägern her, auf dich began zu wettern,
Und mit der Felsen-Last die Mauren zu zerschmettern.

Wiewohl dieses Gleichniß ziemlich historisch, und von poetischem Zierrath entblößt ist, so ists dennoch überaus nachdrücklich und voller Schrecken. Hr. Doctor Pietsch hat dasselbe Gleichniß in seinem Gedichte auf des Hertzogs Eugenius Feld-Zug gebraucht, die Belägerung und Bestürmung von Temeswar zu schildern:

Wie wenn der Donner-Gott, indem sein Zorn erwacht,
Um seinen Feuer-Thron die Schrecken-volle Nacht

Der

Der schwartzen Wolcken zieht, die ihn verhüllen müssen,
Wenn er die Pfeile schärft, und in den Finsternissen
Den lichten Blitz gebiehrt, und durch das schnelle Licht
Den Eifer sehen läßt, des Himmels Veste bricht
Und alles niederschlägt, biß in den Ungewittern
Die Riesen untergehn, und Meer und Felsen zittern.
So bebet, o Eugen, bey des Geschützes Knall
Der Mauren Gegenstand, der unbezwungne Wall.
Das Volck, das freche Volck befällt ein kaltes Grauen,
Wenn ein zerschmetternd Feur aus unsers Adlers Klauen
Auf ihre Scheitel fällt, wenn sich sein Zorn ergiest,
Wenn Licht, wenn Finsterniß, wenn alles schrecklich ist,
Der gantze Himmel brennt, der durch gehäuftes Krachen
Dem festen Räuber-Sitz ein Ende dreut zu machen.

Die Zubereitungen zu dem erschrecklichen Ungewitter sind wohl und poetisch ausgedrücket, ausgenommen daß in der dritten, vierten und fünften Zeile einige müssige Ausdrücke, welche der Reim mag ausgehecket haben, eingeschoben werden. Diese Verse bekommen weit mehr Nachdruck, wenn diese Umstände ausgelassen werden. Aber wenn er ferner die verderblichen und erschrecklichen Würckungen des Ungewitters beschreiben will, ist er überaus kurtz und matt, auch ist er nicht sonderlich glücklich in der Wahl der Umstände. Das Zeit-Wörtgen Biß in der siebenden Zeile hemmet die Schnelligkeit dieser Würkungen. Der Untergaug der Riesen in der folgenden Zeile ist in Vergleichung dessen, was er bloß zuvor gemeldet, daß das Wetter alles niederschlage, ein viel zu kleiner Umstand, als

als daß er insbesondere hätte bemercket werden sollen. Endlich ist auch das Stück, worauf die Vergleichung hat beruhen sollen, oder das Tertium comparationis nicht wohl ausgedrücket, und der Poet saget nicht was er sagen gewollt.

Dieses ist nicht aller Nutzen, welcher von diesen Gleichnissen herfleußt; sie dienen überdieß trefflich, die verschiedenen Gemüths-Bewegungen gleichsam sichtbar zu schildern, und die besondern Grade der Höhe, auf welche eine Leidenschaft gestiegen ist, deutlich zu bestimmen, damit das Gemüthe dadurch in der angenehmen Unruhe und Aufwallung nach denen jedes mahl herrschenden Umständen unterhalten werde. Nachdem die Gleichnisse sehr oft in dieser Absicht vorkommen, so wird sichs wohl der Mühe lohnen, daß wir diesen Gebrauch derselben mittelst Untersuchung etlicher Exempel aus alten so wohl als neuen Poeten etwas sorgfältiger erklären.

Homerus beschreibet die Freude, welche Ulysses Hertz eingenommen, als er einsmahls von weitem Land erblicket, nachdem er schon zween Tage und eben so viel Nächte auf einem Balcken mitten in dem erboßten Meere herum getrieben worden, und jetzo gantz abgemattet allen Muth zugleich mit den Kräften verlohren hatte, wie folget, im fünften Buche der Odyssea V. 394.

„Wie

„ Wie wann wohlgeartete Kinder mit in-
„ nerlicher Zufriedenheit ihren Vater sich
„ erhohlen und wieder aufleben sehen, wel-
„ cher lange Zeit an einer schweren Kranck-
„ heit danieder gelegen war, und hefftige
„ Schmertzen ausgestanden hatte, weil eine
„ feindselige Gottheit ihm heftig zugesetzet
„ hatte, aber jetzo von gütigern Göttern
„ ihrem Wunsch gemäß von seiner Kranck-
„ heit befreyet wird, mit eben so grosser
„ Zufriedenheit sah Ulysses nach seinem
„ Wunsch das Land und waldichte Gebürge
„ erscheinen.„ Homer hätte einfältig sagen
können: Eine ungemeine Freude stellete sich
in Ulysses Hertze ein, als er das Land er-
scheinen sah: Alleine damit hätte er uns ei-
nen viel zu matten und ungewissen Begriff
gemachet. Ich bitte ferner hier anzumer-
ken, daß der Poet in den vorhergehenden
Zeilen die ungedultige, mitleidige und Kum-
mer-volle Sorge des Lesers für den Ulys-
ses durch eine umständliche Beschreibung
der anwachsendeu Gefahr, worinn er sich
befand, langsam und allmählig erwecket,
ernehret, und zuletzt auf das höchste getrie-
ben hatte. Daher ließ er ihm jetzt ange-
legen seyn, daß er den Leser in dieser Be-
wegung behielte, und ihn nicht plötzlich,
sondern nach und nach wieder beruhigte.
Das menschliche Gemüthe ist so geartet,
daß es mit Lust in der Bewegung ist, es
gehet

gehet gerne von einer Leidenschaft zur andern fort, und eine wird immer von der andern vertrieben. Gleichwie das aufgebrachte Meer, das die Wellen wie Berge aufthürmet, nicht gählings wieder fällt, sondern Staffel-Weise sich leget und besänftigt, also wird auch das Gemüthe, das von unangenehmen Leidenschaften beunruhiget worden, nur allmählig befriediget und zur völligen Stille gebracht. Dieses geschieht durch das Mittel angenehmerer Leidenschaften. Wann widerwärtige und hohe Leidenschaften unmittelbar auf einander folgen, muß allemahl je die letztere desto empfindlicher seyn, und dieser Absatz ist überaus angenehm für die Leser. In diesem Absehen hat Homerus in dem angeführten Gleichniß des Ulysses Hertz gleichsam aufgeschlossen; er läßt uns darinnen schier vor Augen sehen, wie die Todes-Angst, die seine Brust ohne Hoffnung der Errettung beklemmet hatte, der plötzlichen Freude, so die anscheinende Hoffnung sich noch zu retten, in ihm aufglimmen lassen, nachgeben muß; diese Freude war um so viel grösser, je grösser vorher die Gefahr, und je weniger Hoffnung zur Errettung übrig gewesen war. Dadurch wird das Gemüthe des Lesenden, so wohl als des Ulysses, in eine angenehme und unerwartete Veränderung gesetzet, welchen Absatz die Franzosen mit einem

nem Mahlerischen Wort, Contrast, zu benennen pflegen; die mitleidens-volle Sorge wird in eine ergetzende wiewohl unruhige Zufriedenheit verwandelt. Ob hier gleich die Gefahr, worinn die Kinder in dem Gleichniß-Bild vorgestellet werden, dem Scheine nach mit der Gefahr, welche Ulysses überstanden, wenig gemein hat, so ists dennoch sehr geschickt ausgelesen worden, die zärtliche und doch dabey vernünftige Liebe Ulysses für sein Leben auszudrücken. Kinder lieben ihre Eltern aus Trieb der Natur und aus Pflicht; nicht anderst liebete Ulysses sein eignes Leben. Hierunter lieget die Lehre verstecket, man müsse die Eltern eben so hoch lieben, als sein eigenes Leben, welches man auch durch ihr Mittel empfangen hat. Falls nun Ulysses Liebe für sein Leben nicht grösser gewesen, als die Liebe der Kinder für ihrer Eltern Leben ist und seyn soll; so war folglich Ulysses Freude über die anscheinende Erhaltung auch nicht grösser als die Freude der Kinder ist, wenn ihnen ein liebreicher Vater wider Verhoffen wieder geschencket worden; denn die Liebe für ein Gut, das uns genommen werden sollte, ist auch das Maß der Freude, die wir fühlen, wenn dasselbe uns gegen alles Hoffen bleibet.

Was sonst Ulysses hier mitten in den Wellen für Gefährlichkeit ausgestanden, hat der Poet an einem andern Orte sehr geschickt in einem Gleichniß zu verfassen gewußt, um die Hertz-

Hertz-empfindliche Freude zu beschreiben, welche seine Gemahlin überfallen, als sie ihn nach seiner so langen Abwesenheit, da sie ihn längst für todt beweinet, in ihrem Pallaste wieder anheimisch gesehen, und für ihren Gemahl erkennt hatte. Dieses Gleichniß findet sich im drey und zwanzigsten B. der Odyss. v. 233. „Wie wann verunglückte Schiffer „ mit inniglicher Zufriedenheit das Land an- „ sehen, im Fall der zornige Neptunus ihr „ starckes Schiff, nachdem es von den Win- „ den und ungestümen Wellen herumgeja- „ get worden, endlich an einer Klippe zerstos- „ sen, so daß nur wenige aus dem schäumen- „ den Meer ans Land schwimmen, welche „ dann, am gantzen Leibe mit Saltz besudelt, „ nach überstandenem Unglück frölich auf das „ Gestade heraus springen. Also ward Ulys- „ ses von seiner Gemahlin mit inniglicher Zu- „ friedenheit empfangen, welche ihn unauf- „ hörlich ansah.„ Homer hat ohne allen Zweifel auf die oben angezogene Begebenheit gesehen, als er dieses Gleichniß-Bild verfertiget. Und fürwahr, dasselbe ist überaus bequem, Penelopen Freude über die Wiederkunft ihres Gemahls, welchen sie nicht hatte hoffen dörffen jemahls wieder zu sehen, nachdrücklich zu beschreiben. Ihr könnet darinnen lesen, wie ihr zu Muth gewesen, als sie ihn das erste mahl wieder gesehen, nemlich nicht anderst, als ob man ihr das eigene

 Leben

Leben geschencket hätte. Ihr sehet da die freudige Aufwallung in ihrer Brust gleichsam vor Augen. Ein solch geschickter Mahler ist Homerus, daß er auch selbst die verborgensten Regungen des Hertzens gleichsam sichtbar machen und empfindlich vorstellen kan. Das Gleichniß-Bild ist desto richtiger, weil es vom Meer hergenommen, welches Ulyssen in der That auf seinen Reisen am fatalsten gewesen war, und ihn immer weiter von seinem väterlichen Reiche verschlagen hatte. Man kans als eine Allegorie ansehen, worinne das abentheurliche Schicksal dieses Helden kurtz-begriffen vorgestellet wird.

Hr. Professor Gottsched hat in der Ode, Sachsens völlig ersetzter Verlust, Homer hierinne glücklich nachgeahmet, wenn er Sachsen-Lands Freude über die sichere Nachricht von Friederich Augusts Leben, den man fälschlich todt gesagt hatte, also beschreibet:

Wie eine zarte Braut erwacht,
Wenn sie des Liebsten Stimme höret,
Nachdem der Hochzeit-Kertzen Pracht
Ein trauriges Gerücht von seiner Gruft gestöret;
Sie richt sich auf, und sieht umher,
Und horcht bestürtzt und zweifelt sehr,
Ob irgend sie darbey ein süsser Traum betrogen:
Doch endlich gläubt sie, was sie sieht;
Und weil ihr Glück nun wieder blüht,
So wird im Augenblik der Braut-Schmuk angezogen.

* * *

So seh' ich Sachsens matten Blick
Auf einmahl hell und munter werden:
Der blosse Ruf von solchem Glück,
Gesetzt es wäre falsch, erweckt es aus der Erden.

Dieses Gleichniß ist wohl gewehlet, und nicht unglücklich ausgebildet. Es giebet dem nacketen Begriffe von der frohen Bestürtzung, in welche das ungewisse Gerücht von des Königs Leben Sachsen-Land gesetzet hatte, einen grossen Nachdruck, und es läßt uns desselben zärtlichste Triebe, den König in hoher Wohlfahrt zu sehen, in einem ähnlichen Bilde gleichsam abmessen.

Wenn Homerus gleicher Weise das ungedultige Verlangen, womit Ulysses in Pheacien die Stunde seiner Abreise nach dem so sehnlich gewünschten Vaterland erwartet, recht deutlich beschreiben will, so nimmt er das Gleichniß von einem Ackermann, welcher mit heissem Verlangen auf den Untergang der Sonnen wartet, weil er dann zu der gewünschten Ruhe kommen soll. Im dreyzehenden B. der Odyssea, v. 31. „Wie einer sich nach dem Nachtmahl sehnet, welcher den gantzen Tag „die Pflug-Schaar geleitet und von seinen schwartzen Ochsen tiefe Furchen in „dem Acker graben lassen; Er siehet das „Licht der Sonnen mit Freude untergehen, „und die Stunde des Nacht-Essens her-

„ bey kommen, die Knie sincken ihm schier „ ein, indem er nach Hause geht; also sah „ Ulysses mit Vergnügen die Sonne unter„ gehen.„ Der Poet hatte im neun und zwantzigsten Verse Ulysses Ungedult also beschrieben: „Ulysses lenckete das Haupt öf„ ters nach der helle-leuchtenden Sonnen, „ und wünschete, daß sie bald untergehen „ mögte, denn er verlangte sehnlich in das „ Schiff zu steigen.„ Scilic. animo cupido nunquam satis festinatur. Diejenigen stummen und sanften Leidenschaften, die sich entweder gar nicht durch äusserliche Merckmahle oder nur ziemlich undeutlich offenbaren, als z. E. die Freude, die Bestürzung, das Verlangen 2c. können unmöglich nach dem wahren Masse und dem Grad, worauf sie sich befinden, anderst beschrieben werden, als durch eine Vergleichung, oder ein ähnliches Beyspiel. Also wird hier gesagt: Ulyssens Verlangen abzufahren war so groß, als zum Exempel die Sehnsucht eines Ackermanns der den gantzen Tag sich müde gearbeitet hat, nach dem Feyerabend ist. Die Aehnlicheit beruhet hier alleine auf der Höhe der Begierde, welche bey beyden auf einen gleichen Grad angewachsen war, ob sie gleich nicht von einerley Ursache bey beyden herrührete.

Eine gleiche Bewandtniß hat es mit dem Gleichniß im siebenzehenden B. v. 518. womit

mit Eumeus Penelopen nachdrücklich will zu verstehen geben, mit welcher empfindlichen Lust er die selzamen Begebenheiten seines fremden Gastes angehöret habe:
„Wie man einen Poeten mit unverwand-
„ten Augen anschauet, der unter sterbli-
„chen Menschen süß-schallende und liebliche
„Verse singet, in welcher Kunst er von
„den Göttern unterwiesen worden, man
„wünschet, weil er singet, daß er niemahls
„aufhören mögte. Also belustigte mich die-
„ser Fremdling, indem er bey mir sitzend
„mir seine Begegnisse erzehlete.„ Wer die Mühe nehmen will der Sache nachzusinnen, der wird finden, daß eine Erzehlung uns aus folgenden Ursachen gefallen wird, entweder hat sie einen anmuthigen und reitzenden Inhalt, oder die Glücks- und Unglücks-Fälle wechseln darinnen auf eine verwundersame Weise ab; oder endlich geschieht sie mit einer geschickten und ans Hertz dringenden Art der Vorstellung. Es ist wahrscheinlich, daß alle diese Eigenschaften sich in des unbekannten Ulysses Erzehlung vereinigt gehabt haben. Das erste läßt sich daraus abnehmen, weil derselbe sich bey Eumeus für einen vertrauten Freund des Ulysses ausgegeben *, und daneben bezeuget **, daß Ulysses noch im Leben wäre; welches dem guten Alten sehr angenehm

 war

* Vers 522. ** Vers 525.

war zu hören. Das zweyte giebt der Poet damit zu verstehen, daß er Eumeus sagen läßt: Ulysses habe in drey Tagen die Erzehlung von seinen Begebenheiten, oder wie es heißt von seinem Jammer, nicht vollenden können *. Und am dritten wird niemand zweifeln, dem Ulysses Ruhm in der Wohlredenheit nicht verborgen ist.

Ich muß diesem Gleichniß noch eines aus dem achten B. v. 522. beyfügen, wo der Poet beschreiben will, wie schmertz-empfindlich Ulysses durch den entzückenden Gesang des göttlichen Sängers Demodocus gerührt worden; welcher von der listigen Uberrumpelung der Stadt Troja, unter Ulysses Anführung, lautete: „Ulysses quälete sich und badete die Wangen in Thränen, wie eine „Frau ihren werthesten Ehegatten beweinet, „und ohne Scheue sich auf den Mund des halbentselten wirft, welcher im Angesicht seiner „Vater-Stadt und seiner Mit-Bürger zu „Boden geschlagen worden, alldieweil er mit „grosser Tapferkeit gestritten, den fatalen Tag „von der Festung und seinen geliebten Kindern abzuwenden. Indem sie ihn röcheln „und sterben siehet, stürtzet sie sich gantz und „gar auf ihn, und heulet überlaut. Die grausamen Feinde schlagen sie nichtsdestoweniger von hinten mit den Spiessen auf die „Schultern und den Rücken, und führen sie „in

* Vers 515. 517.

„ in die Sclaverey, wo Kummer-volle und
„ beschwerliche Tage auf sie warten. Die
„ Wangen fallen ihr von Hertz-brechendem
„ Leid ein. Also ließ Ulysses Kummer-volle
„ Zähren über die Wangen hinunter tropfen.„
Dieweil der Poet eine äusserst-empfindliche
Betrübniß, welche Ulyssen das Hertz durchschnitten
hatte, und sich unmöglich unterdrücken
ließ, ausdrücken wollte, so erwehlet
er sehr bequem eine Weibsperson zum
Vorbild, nachdem die Frauen insgemein
weichere, zärtere und empfindlichere Seelen
haben, und damit er dieselbe in einen gerechten
und höchst-empfindlichen Schmertzen versetzete,
so erdichtete er die beweglichsten Umstände,
welche vermögend waren sie am schnellesten
und heftigsten zu rühren; Er stellte ihr
ihren geliebten Ehegatten vor das Gesicht,
der in einem Gefechte umgekommen, und zwar
im Gefechte für das Vaterland und seine Kinder.
Und damit ihr noch klärer sähet, wie
empfindlich ihr dieses Schau-Gericht vorkomme,
so erzehlt er euch ferner, wie diese Hertz-durchschneidende
und mitleidens-volle Liebe
sie zu unbesonnenen und verwegenen Unternehmungen
verleitet habe, so daß sie sich
mitten unter die Streitenden begeben, sich
auf ihn geworffen, und dem Schmertzen sich
gantz ergebend, ohne Fürsorge für ihre eigene
Wohlfahrt, überlaut geschrien. Lauter
Umstände, welche die Schmertzens-volle

Empfindung dieser Frauen unendlich vergrös-sern. Da nun Ulysses Wehmuth-reiche und innigliche Empfindung mit dem Gemüths-Zustand derselben vergliechen wird, so hätte solche schwerlich triftiger und nachdrücklicher können ausgedrücket werden. Dergestalt wird hier nicht Ulysses mit einer Frauen, sondern seine Empfindung mit der ihrigen, welche von Natur heftiger ist, nach ihrer wahren Grösse vergliechen und abgemessen. Weiter, wann Homerus, da es ihm frey gestanden war Umstände nach seinem Belieben zu erdichten, gedencket, daß dieser Ehemann im Gefechte, zum Schutz seiner Vater-Stadt, seiner Mit-Bürger und Kinder, das Leben eingebüsset, so wollte er damit andeuten, daß insonderheit die Erinnerung von dem Verlust so vieler wackerer Helden, die vor Troja geblieben, Ulyssen so tief zu Hertze gegangen und solche Kummer-reiche Thränen ausgepresset habe. Endlich, wenn er sie selbst zu einer sehenden Zeugin dieses schrecklichen Anblickes machet, so ist darunter ein geheimes Lob des kunstreichen Dichters Demodocus enthalten, welcher die berühmte Einnahme der Stadt Troja so nachdrücklich und beweglich besungen hatte, daß Ulysses geglaubt, er höre nicht bloß einen poetischen Gesang, sondern sehe die Geschicht selbst vor Augen, und habe aufs neue Theil daran; welches wahrhaftig ein Werck der vollkommenen Wohlredenheit ist.

Gleich-

Gleichwie die Odyssea uns Exempel von Gleichniß-Bildern leyhet, welche die zärtlichern und sanftern Leidenschaften zu erhöhen dienen, so wird man in der Ilias hingegen dergleichen Vorbilder von wildern und ungestümern Aufwallungen in grosser Menge wahrnehmen können. Dieses vermochte der ungleiche Character dieser beyder Gedichte. In der Ilias herrschet der Zorn und der Grimm, man sieht da aller Orten Todte und Sterbende, die Helden darinnen folgen insgemein ihren Affecten und Begierden, welche verderbliche Würckungen nach sich ziehen, und Beyspiele abgeben, wie gefährlich es sey, sich ihrer Herrschaft zu überlassen. Die Odyssea ist ruhiger und stiller, sie sollte ein Beyspiel von Klugheit, Gelassenheit und Beständigkeit vorweisen, und der Held darinnen ist ein Bild der Tugend.

Gleich zu Anfang des vierzehenden Buches der Ilias beschreibet der Poet Nestors Unschlüssigkeit mit diesem Gleichniß: „Wie „wann das weit-gestreckte Meer sich überschwärtzet, und jetzo noch mit stummen „Wellen in der Stille zusiehet, wie die „Winde, die in der hohen Luft pfeiffen, „über ihre Gräntzen durchbrechen; dasselbe „beweget sich weder her- noch hinwerts, bevor daß irgend ein Wind vom Jupiter herunter zu steigen kömmt. Also überlegete der „alte Greiß bey sich, ob er sich lieber in das

„ Gefechte mengen, oder den Feldherrn „ Agamemnon aufsuchen wollte, mit ihm sich „ zu berathschlagen.„ Anstatt meiner eigenen Gedancken, will ich lieber anführen, was die Frau Dacier bey diesem Gleichnisse erinnert hat. Es ist, sagt sie, nach meinem Bedüncken kaum möglich, die Unentschlossenheit eines Menschen in einer ungemeinen Gefährlichkeit durch ein erhabeneres und richtigeres Gleichniß auszudrücken, welches daneben von einer gründlichern Wissenschaft natürlicher Dinge Anzeige gebe. Ein wenig vor dem Ungewitter fängt das Meer an schwartz und dunkel zu werden, doch bleibet es stille, bis daß der Wind aus den Wolcken durchbricht, und seine Wellen in Bewegung bringt. Das Meer ist hier Nestor, seine stummen und schwartzen Wellen sind sein Geist, der von dem bevorstehenden Anfall der Feinde und den verschiedenen Gedancken, so deßwegen bey ihm entstehen, und ihn unschlüssig machen, verdüstert wird. Der Wind, der vom Jupiter herunter gestiegen, ist der Hauch, der vom Himmel kömmt, und den Helden zu einem Entschluß vermag.

Auch dem römischen Poeten war es nach der Erhabenheit seines Geistes ein leichtes, solche Sinn-Bilder zu seinen Vergleichungen zu erwehlen, welche vortrefflich bequem waren, die Sache, wozu er derselben benöthiget war, nachdrücklich zu erhöhen, und das Ge-

Gemüthe mit hohen Gedancken anzufüllen, damit es beständig in der Bewegung unterhalten würde. Das zweyte B. der Eneis ist an dergleichen Nachdrucks-vollen Bildern sehr reich, denn die pathetische Materie erfoderte sie allda. Wann Virgil V. 302. des Eneas Bestürtzung beschreiben will, als er bey Uberrumpelung der Stadt Troja von dem kriegerischen Getümmel aus dem Schlafe aufgewecket worden, so heißt es also:

- - - - - - - - Armorum ingruit horror:
Excutior somno & summi fastigia tecti
Ascensu supero, atque arrectis auribus adsto;
In segetem veluti cum flamma furentibus austris
Incidit, aut rapidus montano flumine torrens
Sternit agros, sternit sata læta, boumque labores,
Præcipitesque trahit sylvas: stupet inscius alto
Accipiens sonitum saxi de vertice pastor.

Welches Gl. Hr. Hofr. Joh. Ulrich König in dem Helden-Lob Friederich Augusts sehr glücklich nachgeahmet, die Bestürtzung über den Einfall der Türcken in Ungarn zu schildern:

Wie wann ein wütender und ausgetretner Fluß,
Indem ihn aufgeschwellt ein starcker Regen-Guß,
Hochmüthig sich erhebt aus seinen engen Dämmen,
Hier Joch u. Brücken pflegt, dort Mühlen wegzuschwemmen,
Die Wiesen überspielt, der Hirt alsdann verzagt
Die Heerde vor sich her, der Strohm den Hirten jagt,
Sich in die Thäler stürtzt, und immer weiter rücket,
Des armen Landmanns Saat u. Hofnung gantz ersticket,

Schäumt,

Schäumt, sauset, brauset, rauscht, und alles mit sich reißt;
Die Mauren untergräbt, die Häuser niederschmeißt,
Das nahe Dorff verheert, das abgelegne schrecket,
Den Städten Schaden bringt, und allen Furcht erwecket.
So hatte dazumahl die ungeheure Macht
Des wilden Türcken-Heers das Land in Angst gebracht;
Was lauffen kan, entflieht.

Sonst hat uns Virgil in eben demselben B. noch eine Beschreibung von dieser Gemüths-Bewegung gegeben, wo er das Entsetzen eines Menschen abbildet, welcher einesmahls gewahr wird, daß er sich mitten unter einem Hauffen Feinde, welche er für Freunde angesehen hatte, befindet:

- - - - - Sensit medios delapsus in hostes:
Obstupuit, retroque pedem cum voce repressit.
Improvisum aspris veluti qui sentibus anguem
Pressit humi nitens, trepidusque repente refugit
Attollentem iras, & cœrula colla tumentem.
Haud secus Androgeus visu tremefactus abibat.

Wobey ich gedencken muß, daß das Original von diesem Gleichniß in dem dritten Buche der Ilias V. 33. gefunden wird.

Bey diesen Exempeln aus dem Lateinischen Poeten können wir lehrnen, daß desselben Kunst, womit er eine gleiche Gemüths-Bewegung durch nachdrückliche Sinn-Bilder recht nach dem Leben ausdrücket und erhöhet, darinne bestehet, daß er in beyden Stellen einen ähnlichen Unglücks-Fall, wodurch eine

gleiche

gleiche Bestürtzung in dem Menschen gezeuget wird, mit grosser Geschicklichkeit beschreibet; also daß er im ersten Gleichnisse insbesondere auf die Grösse und Ungestümigkeit der Noth, im andern auf den unvermutheten Uberfall derselben gesehen hat. Denn weil die Bestürtzung den Menschen stumm, starr und steiff machet, so kan sie von ihren äusserlichen Merckmahlen und Würckungen nicht deutlich genung, und in dem eigentlichen Grad ihrer Häftigkeit beschrieben werden, wie die zornigen, feindseligen und gewaltthätigen Leidenschaften. Man kan nichts mehrers davon sagen, als was der Poet hier gesagt hat:

Obstupuit, retroque pedem cum voce repressit.

Oder wie er sich weiterhin in diesem andern Buch V. 774. ausdrücket:

Obstupui steteruntque comæ & vox faucibus hæsit.

Mithin weil die Bestürtzung so wohl als alle andern Gemüths-Bewegungen ihre verschiedenen Grade und Stuffen hat, je nachdem das Unvermuthete oder Erschreckliche in einem Zufall mehr oder weniger groß ist, so konnte der wahre Grad, worauf die Bestürtzung sich befand, nicht gewisser und deutlicher ausgedrücket werden, als durch die Abbildung eines ähnlichen Falles von einer gleichen Gefahr, denn wo die

die Beweg-Ursache einerley ist, da muß die Würckung oder der Erfolg ebenfalls gleich beschaffen seyn. Auf eine gleiche Gefahr wird nothwendig eine gleich starcke Bewegung im Gemüthe folgen. Man muß aber hier die Gleichheit der Gefahr nicht in der Gleichheit des Zufalles, sondern in der Ubereinkunft der Grösse der Gefahr, oder des Unvermutheten suchen, so sich in Absicht auf eine gewisse Person ereiget, denn einerley Gefahr kan einem Menschen mehr Schrecken als dem andern verursachen. Wenn ihr nemlich in dem zuerst-angeführten Gleichniß aus der Eneis die Gefahr, womit die nächtliche Uberrumpelung der Stadt Troja begleitet war, das erschreckliche Geschrey der Soldaten, denen Mord und Brand allenthalben nachfolgete, mit dem Getöse und der Verheerung, so ein aufgeschwelltes wüthendes Wald-Wasser anrichtet, absonderlich in Vergleichung stellen, und deren beyder Grösse und Verhältniß in eurem Kopf gegen einander ausmessen wolltet, so würdet ihr leicht einen mercklichen Unterscheid wahrnehmen. Zum Ex. der Hirt stehet im Gleichniß ausser Gefahr,

- - - - - - - - - - - alto
Accipiens sonitum saxi de vertice pastor.

Hergegen befand sich Eneas mitten darinnen. Allein neben dem, daß Eneas beym ersten Uber-

Uberfall der Bestürtzung so wenig wußte, daß er mitten in der grösten Gefahr stühnde, als wenig der Hirt wissen konte, daß er in Sicherheit wäre, welches Virgil durch das Wort inscius ausdrücklich anzeiget; muß man die Grösse der Gefahr, so bey diesen beyden Zufällen herrschete, nicht vor sich abgesondert, und wie sie einem in seinem eigenen Kopf vorkommen mögte, sondern nach demjenigen Verhältniß betrachten und abmessen, wie sie nemlich denen Personen, welche sie angehet, natürlicher Weise hat vorkommen müssen. Denn wiewohl die Urtheile von dem Werth der Dinge nach dem verschiedenen Stand, dem Alter, der Wissenschaft, den Vorurtheilen der Menschen sehr verschieden sind, so ist nichtsdestoweniger bey alle diesem Unterscheid die Empfindung einer gleichen Gemüths-Bewegung bey allen Menschen einerley. Auf dieses persönliche Verhältniß weiset uns auch Virgil ausdrücklich, wenn er sagt: Arrectis auribus stupens adsto; veluti pastor stupet, cum, &c. Aus dieser Ursache hat er auch in der ausführlichern Beschreibung der Gefahr eben diejenigen Umstände geschickt ausgelesen, welche die Bestürtzung eines Hirten, Feld- und Landmanns, auf den höchsten Grad empor heben konten.

Sternit agros, sternit sata læta, boumque labores.

Auch kan man bey alle denen angeführten Stellen dieser rechtschaffenen Poeten des Homers und Virgils überhaupt anmiercken, daß sie die Natur der Leidenschaften des menschlichen Gemüthes nicht alleine nach ihrem innerlichen Grund und ihren Würckungen, sondern auch in ihrer Zeugung und Ursprung völlig eingesehen, und daher allemahle, so oft sie eine Gemüths-Bewegung nach ihrer Beweg-Ursache beschreiben wollen, gewußt haben, eine Leidenschaft, je nachdem es der absonderliche Zweck an einem Orte so oder anderst erfoderte, nach ihrem Belieben biß auf einen gewissen Grad zu führen und zu erheben, wie auch in einem erdichteten ähnlichen Falle diejenigen Umstände aufzumutzen, welche eine Person nach ihrem Stand und Umständen am schnellesten und häftigsten zu rühren vermochten. Man wird von mir nicht fodern, daß ich mich hierüber weitläuftiger einlasse; Es ist schon genung, daß ich zeige, worinne die Kunst derer vortrefflichen Poeten, welche jedermann so wohl gefallen, bestehe, und dabey die nöthige Anleitung gebe, wie man sich meine Anmerckungen zu Nutze machen müsse, im Fall man vermittelst derselben die Schönheit einer besondern Stelle, und den Grund, warum sie jedermann so wohl gefällt, entdecken will. Wenn ich selbst ein jedes Exempel, so ich anziehe, auf diese

Weise

Weise so genau untersuchen wollte, so würde mein Werck allzuweitläuftig gerathen, und dem Leser bald Verdruß und Eckel erwecken, welcher lieber hat, daß man seiner eigenen Einsicht etwas überläßt, woran er einen Versuch thun möge, wie weit seine Kräfte langen. Demselben will ich demnach anheim geben, mit solchen Stellen, worinnen verschiedene mildere Gemüths-Bewegungen, zum Ex. eine Freude, ein Verlangen oder eine Sehnsucht, eine Lust oder auch eine schmertzliche Empfindung in einem gewissen Grad ihrer Höhe nach ihrer Beweg-Ursache characterisirt werden, eine Probe anzustellen; ich bin versichert, daß er meine Erinnerungen in denselben gegründet finden wird; Dieses wird ihn dann nicht länger in der Ungewißheit stehen lassen, ob er sein Urtheil von dem, was in einer Schrift schön und angenehm ist, auf eine tumme Empfindung, oder auf gewisse wohl-befestigte Sätze bauen müsse.

Noch giebts gewisse Leidenschaften, so sich schwerlich in der Brust verschliessen lassen, und sich nicht bloß durch geringe und ungewisse Merckmahle in den Gliedmassen erzeigen, wie die Freude, die Bestürtzung, das Schrecken und andere thun, sondern so bald sie im Hertzen erzeuget sind, mit Ungestüm hervor- und loßbrechen, und sich durch schädliche Würckungen offenbaren. Von dieser

schlimmen Art sind alle hitzige, feindselige und wilde Neigungen; Z. E. die Verwegenheit, die Ungedult, die Rache, die Wuth und so fort. Diese Gemüths-Bewegungen haben gleichermassen ihre verschiedenen Grade und Stafeln, welche sich eben durch die besagten Gewalt-übenden Würckungen am deutlichsten entdecken; dergestalt, daß es in Beschreibung derselben, wann man einen gewissen Grad ihrer Höhe genau bestimmen, oder nachdrücklich erhöhen will, hauptsächlich darauf ankömmt, daß man in einem richtigen Bild die gewaltthätige und meistentheils verderbliche Würckungen solcher Gemüths-Bewegungen nach denen dabey vorkommenden, vergrössernden Umständen in dem rechten Masse lebhaft abbilde. Welches auf zweyerley Wege geschehen kan. Entweder entlehnet man diese Bilder von solchen Wesen so einer gleichen Neigung unterwürffig sind, und welchen diese wilden und schädlichen Leidenschaften von Natur angestammet sind, und gleichsam für eigen zugehören, ich meine die Thiere: Oder von gewissen Dingen, so zwar für sich selbst keiner Leidenschaft fähig sind, jedoch nichtsdestoweniger eben dergleichen verderbliche Würckungen zeugen können; welche öfters Werckzeuge der Rache sind, womit die Hand des Allmächtigen auf die verruchten Menschen schlägt. Z. Ex. der Wind, der Donner, der Hagel, das Feuer,

Feuer, das Wasser, und s. f. Denn da sich die Grade der Höhe, auf welche eine solche Gemüths-Bewegung angewachsen, durch deren blosse Würckungen deutlich offenbahren, so sind die Bildnisse dieser Würckungen schon zulänglich, das eigentliche Maß solcher Gemüths-Bewegungen vorzubilden. Lasset uns dieses mit einigen Exempeln erläutern.

Homerus beschreibet im zwey und zwanzigsten B. der Odyssea Ulysses freudigen und hohen Muth, mit welchem er an den Buhlern Rache geübet, dergestalt: „Wie die „Habichte, mit krummen Klauen und ha„kigten Schnäbeln bewaffnet, von dem Ge„bürge herunter steigen und die kleinen Vö„gel überfallen. Diese dörffen sich aus „Schrecken nicht in die Wolcken erheben, „sondern flattern dem Boden nach in der „Irre herum. Jene stellen unter diesen ein „grausames Schlachten an. Denn sie wis„sen sich nicht zu schützen, noch durch die „Flucht zu retten, noch irgend in einen sichern „Ort zu verbergen. Die todten werden den „Menschen zur Ausbeute, welche sich dar„mit gütlich thun. Also fielen Ulysses und „seine Freunde in die Nachwerber, und schlu„gen sich mit ihnen in dem Hauß herum.„ Ein anders Exempel findet man im zweyten B. der Eneas V. 495.

Fit via vi: rumpunt aditus, primosque trucidant
Immissi Danai, & late loca milite complent:
Non sic aggeribus ruptis cum spumeus amnis
Exiit, oppositasque evicit gurgite moles,
Fertur in arva furens cumulo, camposque per omnes
Cum stabulis armenta trahit: vidi ipse furentem
Cæde Neoptolemum. - - - - - - - - - -

In dem ersten Exempel wird die Würckung einer wüthenden Rach-Lust mit den bösen Würckungen eines Vogels, der dieser Neigung ergeben, und gäntzlich darauf abgerichtet ist, (denn das Bild ist, wie es scheinet, von dem Vogel-Beitzen entlehnet,) und im andern mit der Verheerung, so ein ausgetretner Strohm verursacht, welchem durch eine gewohnte Figur eine gleichmässige Neigung beygeleget wird, fertur in arma furens, in Vergleich gestellt.

Dieses letztere Gleichniß haben einige von unsern deutschen Poeten nachgebildet. Wenn Günther in der Lob-Schrift auf König August den muthigen Angriff der Sächsischen Armee beschreiben will, sagt er:

Und wo dein Wort u. Schlag den ersten Angriff thut,
Da schießt es als ein Strohm von Bergen, Klipp- und Hügeln,
Den Schnee, zerschmoltznes Eyß u. Neben-Bäche flügeln,
Und der, wohin sein Fall die wilden Fluten schmeißt,
Aufs allerschleunigste Fels, Holtz u. Damm durchreißt,
Und wenn ihn ohngefehr ein enges Ufer hemmet,
Feld, Gärten, Wiesen, Wald u. Heerden überschwemmet.

Das

Das Gleichniß-Bild ist eben dasselbe, welches Virgilius gebrauchet hat, aber duo cum faciunt idem non est idem. Der Römische Poet hat diejenigen Umstände, welche den reissenden und Gewalt-brauchenden Wuth der Neigung, von welcher er redet, mit Nachdruck vor Augen legen, geschickt aufgemützet; er hat seinem Strohm mit Fleisse viele Hindernisse in den Weg geleget, damit er ihn an denselben seinen Grimm ausüben, und mächtige Proben von seiner durchbrechenden Gewalt ablegen liesse. Aggeres rumpit, oppositasque evincit gurgite moles. Hergegen machet der Deutsche in der Ausbildung seines Gleichnisses den Widerstand sehr gering und schwach, er scheint alleine bemühet die Schnelligkeit seines Lauffes zu vergrössern, er läßt ihn von Bergen, Klippen und Hügeln herab schiessen, der Reim muß ihn flügeln, er heißt den Schnee und das Eyß schmeltzen, und leitet noch Neben-Bäche darein, damit er sein Wasser aufschwelle. In der nächsten Zeile, so auf diese folget, schreibet er seine gantze Kraft dem Fall zu. Anstatt daß Virgilius dieses alles zusammen fasset, und durch das Beywort Spumeus amnis ausdrücket, im übrigen uns die Schnelligkeit seines Laufes, den Grimm und die Gewalt desselben, in dessen mächtigen Würckungen sehen läßt, welche er mit den Worten vorstellet: Rumpit, evin-

eit, fertur furens, cum stabulis armenta trahit, &c. Dergleichen mächtige Würckungen thut Günthers Strohm nicht, derselbe richtet weiter nichts aus, als daß er durchreißt und überschwemmt, welches ja kleine und geringe Sachen gegen die grossen und mühesamen Zurüstungen sind, so der Poet in den ersten Zeilen gemachet hatte. Parturiunt montes. Postel hat eben dieses Gleichniß im neundten B. des grossen Wittekinds weit glücklicher nachgebildet:

Gleichwie ein Regenbach, der von der Felsen Höh
Durch enge Fahrten streicht, und grimmer als die See
In ihrer Weite braußt, von Klippen und von Tämmen,
Von Bäumen und Gebäu nicht seine Strudel hämmen,
Das Rasen brechen läßt, nein, sondern nur mehr dringt,
Je mehr der schmale Gang ihn in die Enge zwingt;
So war der Sachsen Held. - - - - - - - -

Und ein fast ähnliches Bild findet sich in Hrn. Dr. Pietschen Gedicht aus des Hertzog Eugenii Feld-Zug.

Wie wenn der strenge Nord die starcken Flügel hebt,
Und aus der Höhle steigt, der feste Grund erbebt,
Wenn er den rauhen Thon läßt durch das Land erschallen
Ließ Thürme, Thor, Pallast, Schloß, Hauß u. Hütten fallen,
Und dieser Mauren Grauß die Menschen niederschlägt,
Die sein gedrehter Hauch im Wirbel aufwärts trägt,
Wenn er die Wälder selbst aus ihren Wurtzeln dränget,
Und Stein, Baum, Thier und Mensch in einen Klumpen
menget.
So reibt des Helden Arm die Saracenen auf,
Und schlägt die gantze Macht. - - - - - -

Hier

Hier wird die Wuth eines streitenden Helden nach dessen schrecklichen Würckungen, in Vergleichung mit den Lands-verderblichen Würckungen eines starcken Nord-Windes, beschrieben. Alleine die Ausbildung ist nach meinem Ermessen etwas schlecht gerathen. Der Poet verweilet sich mit zu vielen fremden Umständen, die nicht hieher gehören. Dergleichen sind die Erschütterung der Erden im zweyten, und der Schall des rauhen Thones im dritten Verse. In der Zeile:

Biß Thürme, Thor, Pallast, Schloß, Hauß u. Hütten fallen.

Hält das Zeitwörtgen Biß, womit die Rede verknüpfet wird, den Ausbruch der schädlichen Würckungen des Windes allzu lange auf, und es scheinet, als ob er diese Würckungen dem Schall des rauhen Thones zuschreibe. Zudem betrachtet er den Fall der Thürme, Palläste, Schlösser und Häuser nicht lediglich, als eine Würckung der Gewalt und des Grimms des Nord-Windes, denn er hätte sonst ein Verbum activum gesetzt, an dessen Statt er nur einzig sagt: Biß sie fallen; und es also nur als einen historischen Erfolg beschreibet. Dadurch wird der Begriff von der Stärcke und Macht des Windes mercklich verdunkelt und geschwächet. Hierzu kömmt, daß er in der fünften Zeile die Erschlagung der Menschen wiederum gantz historisch, nicht

als eine unmittelbare, sondern als eine bloß zufällige Würckung des Winds beschreibet. Nachgehends verfällt er einesmahls wieder auf die erstaunlichen und erschrecklichen Würckungen des Nord-Windes, und treibet dieselben großsprechend biß auf das Unglaubliche und Ungeheure, in den drey folgenden Zeilen:

Die sein gedrehter Hauch im Wirbel aufwärts trägt,
Wenn er die Wälder selbst aus ihren Wurtzeln dränget,
Und Stein, Baum, Thier und Mensch in einen Klumpen menget.

Hier verliehret sich das wahre Ebenmaß zwischen dem Bild und Gegen-Bild gäntzlich, und zugleich die Wahrscheinlichkeit mit.

Wann der Hr. von Besser in dem Lob-Gedicht Friedrich Wilhelms des Grossen den standhaften und unbeweglichen Muth, mit welchem die Schwedischen und Brandenburgischen Truppen in der Warschauischen Schlacht 1656. der fürchterlichen und sechsmahl stärckern Polnischen Armee widerstanden, und ihren grimmigen Angriff ausgehalten, beschreiben will, bedienet er sich eines nachdrücklichen Gleichnisses:

Wie aber, wenn im Herbst ein Sturm das Meer erregt,
Es seine Tieffen dann auf Berge weltzt und trägt,
Braußt, schäumet, wallt und tobt, mit aufgethürmten Wellen,
Die aus dem innern Grund hin in die Lüfte schwellen;

Und

Und dennoch, wie es raast, mit aller seiner Wuth,
Die Klippen nicht versehrt, die mitten in der Fluth;
Sie stehn, obgleich auf sie, wie andre Klippen fallen,
Die nur in ihren Schlund geschwächt zurücke prallen:
So hielt der kleine Trupp auch den ergrimmten Lauf
Des Wellen-gleichen Heers gantz unbeweglich auf;
Und schleuderte den Feind zurück in seine Schantzen.

Das Gleichniß-Bild ist gantz richtig, und künstlich ausgeführt, ausgenommen daß der Poet ein wenig zu historisch, und in Ausführung der Aehnlichkeiten zu sorgfältig ist. Im übrigen ists eine gute Copie aus Homers Ilias, wo im fünfzehenden B. also stehet, V. 618. „Wie ein grosser Felß, der nahe an „dem weiß-beschäumten Meer steht, unbe„weglich bleibet, und die ungestümlich dar„auf anprallenden lauten Winde und aufge„laufenen Wellen erwartet, welche mit wil„dem Getöse in seinen Schoß zurücke fallen. „Also erwarteten die Griechen die Trojaner „mit festem Fuß, und wichen keinen Schritt „hinter sich.„ Diesem Gleichniß füget der Poet unmittelbar ein anders bey, womit er auf einmahl Hectors grimmigen Anfall auf die Griechen nach seinen fürchterlichen Würkungen, und das deßwegen bey den Griechen entstandene Schrecken nach dessen Beweg-Ursache abschildert. Dasselbe ist desto merckwürdiger, weil der berühmte alte Criticus, der die Abhandlung von dem Erhabenen geschrieben, selbiges im zehenden Capitel ange-

führt hat, zu zeigen, daß die Umstände, so am rechten Ort ausgesetzet, und mit verständiger Wahl zusammen gestellet werden, am allermeisten beytragen, einen Vortrag erhaben zu machen. Es lautet wie folget: „Aber „Hector rannte voller Feuer auf diesen Hauf„fen an, und stürtzete sich mitten in densel„selben, wie wann die Fluth von den Wol„ken mit aller Macht in ein Schiff hinunter „stürtzet, und Kraft und Nahrung von dem „Winde bekömmt. Das Schiff ist vom „Schaume gantz bedecket; und in den Se„geln pfeiffet eine gefährliche Winds-Braut. „Die schiffenden zittern, die Furcht beklemmt „ihnen das Hertz, da sie dem Tod so nahe „sind. Also zerspaltete den Griechen das „Hertz in der Brust vor Schrecken.„ Man beliebe anzumercken, daß das Schrecken der Griechen hier zugleich nach seiner Beweg-Ursache und nach seiner Würckung vergrössert wird. Die Beweg-Ursache, welche die Griechen in Angst und Schrecken gesetzet hatte, war Hectors Stärcke, und bevorab sein Grimm, welchen der Poet seinen Würckungen nach in seiner Grösse und Heftigkeit characterisirt, da er mit grosser Geschicklichkeit nur die schrecklichsten Umstände in dem allegorischen Bilde zu erwehlen, und dadurch den Affect auf denjenigen Grad hinan zu treiben gewußt, der zu seinem Endzweck am bequemsten dienete. Alle diese absonderlichen

Umstände

Umstände sind gleichsam so viele Wind-Stürme, womit die Heftigkeit des Affectes immer mehr aufgetrieben und erhöhet wird. Er vergrössert denn ferner das Schrecken auch nach seinen Würckungen, wenn er hinzu setzet: „Die Schiffer zittern, die Furcht „beklemmt ihnen das Hertz, da sie den „Tod so nahe vor ihnen sehen.„ Die Beweg-Ursachen, von welchen ein Affect gezeuget und entzündet wird, bestimmen zwar desselben Grad und Staffel, denn nach der Stärcke der Beweg-Ursachen verhält sich auch die Stärcke des Affectes: Alleine, da die Gemüths-Arten sehr ungleich sind, indem einige leichter Feuer fangen, als andere, und folglich einerley Ursachen nicht in einerley Grade auf alle Gemüther würcken; so kan man die Grösse und Stärcke der Affecte viel gewisser aus den Würckungen derselben abnehmen; non enim plus est in effectu quam in causa; Gleichwie man die Höhe der Hitze oder des Windes am allerdeutlichsten aus ihren Würckungen ermessen kan. Das macht, daß die Poeten auch öfters, wenn sie eine Beschreibung desto lebhafter und genauer ausarbeiten wollen, einen Affect nicht alleine nach seinen Beweg-Ursachen alleine, sondern zugleich von seinen Würckungen abbilden. Wenn also Virgilius im zweyten Buch der Eneis einen verwegenen Muth, der sich in die augenscheinlichste Gefahr wagt, beschreiben will, so sagt er V. 355.

Sie

Sic animis juvenum furor additus. Inde Lupi ceu
Raptores atra in nebula, quos improba ventris
Exegit cœcos rabies, catulique relicti
Faucibus expectant siccis; per tela, per hostes
Vadimus haud dubiam in mortem. - - - -

Er nennt die Leidenschaft, so hier herrschet, furorem, und vergrössert dieselbe im Gleichniß-Bilde in Absicht auf die Beweg-Ursache, indem er einen Wolf wehlet, der von Natur räuberischer Art ist, daher er ihn auch Raptorem heißt, ferner wenn er von dessen unbarmhertzigen Hunger, improba ventris rabie, und seiner Liebe zu den Jungen, Meldung thut, qui relicti faucibus exspectant siccis. Aber er vergrössert sie noch mehr in Absicht auf die Würckung, wenn er sagt: Wie ein Wolf, so gehen auch wir in den augenscheinlichen Tod; und zwar, per tela, per hostes.

Amthor hat in dem Gedicht auf Friederich den Vierdten bey Gelegenheit der Gefangen-Nehmung der gantzen Schwedisch-Steinbockischen Armee ein Gleichniß angebracht, welches mit Virgils seinem einige Verwandtschaft hat:

Wie wenn ein freches Thier in reiche Wälder setzet,
Und die Gedancken schon mit fettem Raube letzet,
Ihm, da es fangen will, die Freyheit selbst verkürtzt,
Und mit verhängtem Lauf in eine Grube stürtzt,
Wo Durst und Hunger nur die magre Tafel decken,
Und oben um den Rand sich Drach und Löwe strecken,

Daß

Daß Fliehen und Verziehn ihm gleich gefährlich ist,
Weil es der Sieger hier und dort der Mangel frißt;
Alsdann sein kecker Geist sich in sich selbst verzehret;
Und gantz Verzweiflungs-voll, bald vor- bald rückwärts fähret:
So quälte sich der Feind mit zweifelhaftem Rath,
Seit dem er seinen Fuß bestrickt gefühlet hat.
Bald soll ein mürber Rest von halb zergangnen Schollen
Ihm noch zum Brücken-Bau die letzte Hülffe zollen,
Dem Tritons Eigensinn doch keinen Beyfall giebt;
Vielleicht weil Wasser nicht des Feuers Freunde liebt.

Gesetzt, daß dieses Gleichniß noch so geschickt ausersehen wäre, so ist es gleichwohl sehr übel ausgeführt; da der Poet mit des Thieres Stürtzung in die Grube die Noth und Gefahr desselben durch nachdrückliche Wörter und Redens-Arten hätte vergrössern sollen, so ist er lustig und kaltsinnig genung, uns mit einer wunderlichen Metaphora zum Lachen zu bewegen, wenn er Durst und Hunger in der Grube eine magere Tafel decken läßt; und die weitere Ausführung des Gleichnisses ist mit ungereimten Metaphoren und falschem Witz übel verderbt. Z. E. Die Schollen, die zum **Brücken-Bau Hülfe zollen.** Und die beygefügte Ursache, weil Wasser nicht des Feuers Freunde liebt, ist recht wunderlich. Was mögen das für figürliche Feuers-Freunde seyn, welche das Wasser nicht lieben kan.

Der Vierte Abschnitt.

Von den lehrreichen Gleichnissen.

Widerlegung einiger, welche der Wohlredenheit die Gabe zu unterrichten absprechen. Gebrauch der Gleichnisse zur Unterrichtung, wann ein lehrreicher Satz mit einem ähnlichen eben so lehrreichen Satz verglichen wird; oder eine Handlung mit einer andern. Annehmlichkeit solcher Gleichnisse. Behutsamkeit, in der Einmengung eines fremden Gedanckens zu gebrauchen. Ihr Sitz und Platz sind die Lehr- und Straf-Gedichte. Wie Pope den Satz, daß ein Monarche sich selbst Gesetze schreibe, bey einem ähnlichen physicalischen Satz angebracht hat. Wie Buttler die politische Anmerckung, daß grosse Staaten unter ihrer eigenen Grösse einsincken, unerwartet in eine andere eingewebet hat. Wie Horatius den Satz, daß ein Feldherr seinen fertigen Geist in plötzlicher Gefahr am besten weise, bey einem lustigen Zufall eingetragen hat. Kunstgriff ein Urtheil der Menschen durch ein ähnliches aber widerwärtiges zu widerlegen. Lehrreiche Vergleichung des menschlichen Lebens mit einer Mahlzeit, von Horaz, Opitzen und Günthern angestellet. Wie Opitz die Furcht der Gerechten für dem Tod, und den Grimm der Tyrannen gegen ihnen mit einem solchen Gleichniß von ähnlichen Fällen lächerlich machet. Wie Pope so viel Partheylichkeit in den Sachen des Witzes bemercket, als sich in Glaubens-Sachen erzeiget. Wie dieser Poet lehret, woher die Verschiedenheit der Kleidung entsprungen sey, bey Gelegenheit, da er von der verschiedenen Schreib-Art redet. Wie er die Frauens-Personen mitnimmt, da er der Liebhaber gewisser Bücher lachet. Exempel, da moralische Zeitungen die Materie des unterrichtenden Gleichnisses hergeben; aus Pope, Haller, Buttler, Horatius und König.

Schon

Schon in dem entfernten Alterthum sind Leute gewesen, welche aus einer philosophischen Kaltsinnigkeit die Wohlredenheit vor eine Dienerin der Wollust und abgesagte Feindin der Wahrheit und Weißheit ausgeschrien und verunglimpfet haben. Sie betrachteten dieselbe als eine betriegerische Künstlerin, welche weiß, daß sie sich des menschlichen Gemüthes durch die Erregung der Neigungen bemeistern kan, wann sie unter den Gemüths-Leidenschaften einen Aufstand anzettelt, in welchem die weitsehende Vernunft ihrer Herrschaft entsetzet wird. In diesen Gedancken stuhnd Eratosthenes; er lehrete öffentlich, ποιητὴν πάντα ςοχάζεσθαι ψυχαγωγίας ἐ διδασκαλίας ἕνεκα; die Poesie diene alleine zu bewegen, und nicht zu unterrichten. Alleine Strabo hat auch schon die Mühe genommen, und diese Beschuldigung weitläuftig wiederlegt. Er hat in dem ersten Buche seiner Erd-Beschreibung gezeiget, daß die Wohredenheit eine Pflegerin der wahren Weißheit sey, welche uns ἔθη καὶ πάθη καὶ πράξεις lehret, und daß sie von der gemeinen Lehr-Art nur darinnen abgehe, weil ihre Unterrichte allemahl mit einem gewissen Ergetzen begleitet sind. Ein jeder Unterricht gebiehrt zwar ein Vergnügen, wie das Licht, wenn es das Finsterniß vertreibet; und wann wir wahrnehmen, daß die Gräntzen unserer Erkänntniß erweitert werden,

werden, so bringet es uns eben so wohl Vergnügen, als einem Monarchen die Erweiterung seiner Herrschaften. Alleine das Ergetzen, welches die Wohlredenheit dem Unterrichte mittheilet, ist von einer andern Natur, seine Würckungen sind ein grosses sinnlicher und fühlbarer, und daher wird es auch weit stärcker und nachdrücklicher empfunden. Die Wohlredenheit machet, wie die Magie, die uncörperlichen Dinge sichtbar, sie giebet den Todten das Leben, und machet den Sinnen begreifflich, was der Verstand sonst, ob er gleich in sich selbst hinein gekehret ist, nicht ohne ein tiefes Nachdencken erreichen kan, und eben dadurch bringet sie zuwege, daß die unbändigen Leidenschaften sich der Einsicht der Vernunft nicht wiedersetzen, sondern ohne Empörung ihren Befehlen gehorchen. Denn eben darinnen bestehet der Character der ächten Wohlredenheit, daß sie die Harmonie und das gute Vernehmen der verschiedenen Arten des Vermögens in den menschlichen Gemüthern unterhält, und die streitenden Gedancken befriedigt. Wenn sie sich für die Affecten parthevet, und dieselben in ihren aufrührischen Factionen und Zusammenschwerungen wider die Vernunft unterstützet, und mit Waffen versiehet, so wird ihr der Nahme der Wohlredenheit unverdient beygeleget, und die Lust, welche sie dann verursacht, kan nicht richtig und voll-

kom-

kommen seyn, weil die reine Vernunft, die alleine des höhern von der Wahrheit begleiteten Ergetzens fähig ist, ihr beständig widerspricht.

Die Gleichnisse sind ein besonderes Stück, womit die Wohlredenheit auch den abstractesten und abgezogensten Gedancken ein fühlbares Wesen mittheilet, die unterschiedlichen Grade unsichtbarer Dinge eben so leicht als die Grösse der Cörper ausmißt, und das Gemüthe des Lesers durch die künstliche Vorbringung eines sonst nicht gar angenehmen Gedanckens, der unter dem fremden Bild einer ergetzlichen Sache vorgestellet wird, mit einer empfindlichen Lust anfüllet und an sich zieht. Alle diese Würkungen und Absichten der Gleichnisse, welche ich in den vorhergehenden Abschnitten ausführlich abgehandelt habe, dienen auch vornehmlich die Einbildung zu erleuchten, und das Gemüthe zu rühren, folglich εἰς ψυχαγωγίαν, daher die Bilder auch bey diesen Absichten meist von cörperlichen Dingen entlehnet werden. Alleine es giebt noch eine besondere Art Gleichnisse, deren Absicht höher und edler ist, zumahl sie alleine oder vornehmlich εἰς διδασκαλίαν, zu unterrichten dienen. Ich halte mich vor verbunden, von dieser Absicht der Gleichnisse mit einem verdoppelten Fleisse zu handen, weil sich nicht nur in den Schriften unserer Landes-

leute, sondern auch bey Scribenten fremder Nationen gar selten Exempel von dergleichen antreffen lassen, und weil insonderheit philosophische Köpfe, welche sich nach einem höhern und feinern Ergetzen, als dasjenige ist, das von den Sinnen entstehet, umzusehen pflegen, einen Geschmack daran finden.

Man kan zwar in einem weitläuftigen Verstand sagen, daß alle Gleichnisse Unterricht in sich haben, in so ferne sie uns jedesmahl anstatt einer Sache oder einer Wahrheit zwo vor Augen legen, von welchen eine in dem Zusammenhang der ganzen Rede alleine in Absicht auf ihre Verwandtschaft mit einer andern Sache in einem gewissen Stücke, einen Platz fodern kan; hernach auch, in so fern die Gleichnisse uns allemahl das Verhältniß und die Verwandtschaft zwischen zwey Dingen eröfnen: Alleine diese Würckung ist bey allen andern Gleichnissen nur zufällig, und der Scribent richtet sich weder in der Wahl noch in der Ausführung seines Bildes darnach, sondern er achtet sich nur nach der besondern Absicht, die er sich vorgesetzet hat, er mag mit einem Gedancken erklären, ergetzen, oder beleben wollen. Hingegen ist in derjenigen Gattung Gleichnisse, von welcher hier gehandelt wird, die erste und vornehmste Absicht eines Verfassers bey Veranlassung

sung eines Gedanckens, den die Materie an die Hand giebt, einen andern eben so lehrreichen Satz und Gedancken, welcher mit dem erstern eine gewisse Aehnlichkeit hat, in die Rede einfliessen zu lassen, und dadurch noch eine Wahrheit zu lehren, welche doch eigentlich zu dem Haupt-Zweck der Schrift nicht gehörte. Hier ist das Gleichniß-Bild allemahl ein angenommener philosophischer, moralischer, oder politischer Satz, der bekannter ist, als derjenige, mit welchem er verglichen wird; daß uns also diese Gleichnisse jedesmahl zwey ähnliche Sätze, Urtheile, Absichten, oder auch moralische Handlungen vorstellen. Wann ein geistreicher Kopf seiner Materie mit einem ernstlichen Nachdencken nachhängt, da er die gantze Reihe der Wissenschaften innen hat, und daneben eine grosse Fertigkeit des Verstandes besitzet, die Verwandtschaften der Dinge geschwinde zu entdecken, muß er natürlicher Weise aus Veranlassung der Aehnlichkeit zwischen den Dingen öfters von seiner Materie zu vielen fremden Gedancken und Wahrheiten, die zu seinem Haupt-Zweck nicht dienen, abgezogen werden. Alleine da er zugleich mit einer wahren Liebe zu seiner Materie eingenommen ist, welche ihm nicht zuläßt seinen Zweck aus den Augen zu setzen, da er daneben mit einem gesunden Wehl-Urtheil

 begabet

begabet ist, so wird er aus der Menge der ihm aufstossenden ähnlichen Gedancken nur die bequemsten und lehrreichsten zu erwehlen, und in seine Rede einzutragen wissen. Diese Gleichnisse sind so viel kurtze Abwege, welche den Leser zwar von dem geraden Pfade abführen, und von dem vorgesetzten Ziel, doch nur auf eine kleine Zeitlang, entfernen, inzwischen aber ihm die Beschwerlichkeit der Reise durch die Eröfnung fremder und unerwarteter Gegenstände, und ändernder Durchsichten und Gefilde, versüssen und einiger massen verbergen. Die menschliche Wissens-Begierde wird trefflich wohl vergnüget, wenn sie, wie im Vorbeygehen und ohne sich von dem Haupt-Zwecke zu entfernen, etwas neues und fremdes lernen kan; Wenn der Verfasser, indem er einen Gedancken ausbildet, uns in dem emblematischen Bilde solche Wahrheiten und Aehnlichkeiten entdecket, die wir selbst nicht wahrgenommen hätten, und uns also unterrichtet, daß es doch den Schein nicht hat, daß er uns unterrichten wolle; Wenn er einem Gedancken und Urtheil, welches neu und fremd ist, bloß durch die Vergleichung mit einem bekanntern Urtheil einen Schein der Wahrheit mittheilet.

Ich halte vor überflüßig hier zu erinnern, daß ich mit diesem keinem Verfasser die Freyheit gebe, alle Neben-Einfälle und Umschweiffe,

schweiffe, auf welche ein anhaltendes Nachdencken führen mag, in seine Schrift einzuflicken. Ein jeder kan selbst gedencken, daß viel Kunst und Behutsamkeit dazu gehöret, zuweilen einen fremden Gedancken in das Gewebe der Rede also einzutragen, daß niemand so leicht wahrnimmt, daß er an dem Orte fremd ist; und daß die Gleichheit und Harmonie im Gantzen dadurch nicht verderbet wird. Ein solcher fremder Gedancke muß nicht eingeschoben, sondern aus der Materie selbst hervorgewachsen scheinen; er muß auch nicht zu weit aus einander gedehnet werden; die Ausführung muß so künstlich seyn, daß wir unvermerckt wieder auf die Haupt-Materie kommen, und nur nicht wahrnehmen, daß wir sie jemahls verlassen haben.

Wie nun diese Gleichnisse in allen Gattungen Schriften Platz haben können, so kan ich ihnen doch ihren eigenen Sitz in den Lehr-den Sitten- und den Straff-Gedichten anweisen. Es ist vonnöthen, daß ich dieses mit Exempeln erläutere, und ich will mich an diese Arbeit machen, ungeachtet ich zuvorsehe, daß es mir ziemlich viele Mühe und Zeit kosten wird, die Beyspiele von dieser Art aus verschiedenen meist fremden Scribenten zusammen zu lesen.

Der Engelländische Poet Pope, dessen Gedicht von dem Amt eines Critici mir schon oben etliche seltsame Exempel von Gleichnissen

gelehret hat, wird uns auch in gegenwärtiger Dürftigkeit die wichtigsten Dienste thun. Man dörfte sagen, daß seine Schriften der Grund und Boden wären, auf welchem dergleichen philosophischen Einfälle am liebsten wachsen. In besagtem Gedichte finde ich folgendes: „Die Natur, wie die Monar„chie, wird durch keine andere, als diejenigen „Gesetze eingeschräncket, welche sie „selbst zuerst angeordnet hat.„ Diese Vergleichung leget euch zwey Sätze vor Augen, einen politischen, und einen philosophischen. Der politische lautet: Die Monarchie wird alleine durch die Gesetze eingeschräncket, welche sie selbst zuerst gewehlet hat. Der philosophische bestehet aus eben demselben Urtheil, welches da von der Freyheit der Natur in ihren Würckungen geführet wird. Der erstere dienet zu dem Zwecke des Poeten nicht, und wird alleine um des letztern willen angebracht. Er stehet hier wegen der engen Verwandtschaft mit dem andern, da beyde, die Monarchie und die Natur, in der Freyheit ihrer Handlungen und Würckungen auf eine gleiche Weise, nemlich durch sich selbst eingeschräncket sind. Der politische Satz ist schier durchgehends angenommen, und daher auch bekannter als der philosophische, jedoch nur bey Gelehrten, und es mag wohl seyn, daß die Vorstellung desselben den Poeten auf den philosophischen Satz geführet hat, der weit selte-

seltener und neuer ist. Wie geschickt weiß er aber diesen politischen Satz, der mit seinem Hauptzweck nichts gemeines hat, in die Rede einzuflechten, und dadurch theils seinem Gedancken von der Freyheit der Natur einen mehrern Grad der Wahrscheinlichkeit mitzutheilen; theils dem Leser, wie im Vorbeygang einen zwar fremden aber richtigen Lehr-Satz beyzubringen, ohne daß er von dem Haupt-Zweck abgeführet werde. Ihr könnet die Worte, **wie die Monarchie**, ohne Abbruch der Klarheit und des Nachdruckes des Gedanckens weglassen; aber in dergleichen abgezogenen Vorstellungen ist eine geschickte Veränderung der Gegenstände dem Verstande des Lesers eben so angenehm, als dem Auge die Veränderung der Aussicht. Die Strengigkeit des Nachdenckens, welche eine philosophische Schrift erfodert, kan sich von ihrer Mattigkeit, in welche sie durch das lange Verweilen bey einem gleichen Gegenstand nach und nach verfällt, an dergleichen künstlich-eingetragenen lehrreichen Anmerkungen gleichsam erquicken. Ich finde schier ein gleiches Exempel in Buttlers Hudibras, in dem ersten Gesang des zweyten Theiles V. 269. 270. „Grosse Geister und grosse Helden sincken zuweilen, gleichwie grosse Staaten, unter ihrer eigenen Grösse.„ Der künstlich-eingeflochtene politische Satz lehret euch eine Wahrheit, die ihr an diesem Orte nicht

nicht würdet gesuchet haben; und welche euch desto mehr Vergnügen machet, weil der Poet euch mit der Vergleichung lehret, daß dasselbige Urtheil sich auch vor andere Dinge schicke. Die politische Anmerckung von dem Staat gründet sich auf die Erfahrung, und ist von den besten Scribenten angenommen worden. Also sagt Livius, in seinem ersten Buche, von der Römischen Republik: Ab exiguis profecta initiis eo crevit, ut jam magnitudine laboret suâ; und ein wenig weiterhin: Jam pridem prævalentis populi vires se ipsæ conficiunt. Diese Vergleichung führet mich auf eine andere, welche sich bey Horatz in der Satyre findet, wo er die Tafel-Gespräche des ruhmräthigen Nasidienus lächerlich machet; er führet den Balatro ein, welchen er mit den Worten suspendens omnia naso charactерisiret, und sagt von ihm, daß er seinen Sorges- und Kummer-vollen Gast-Wirth auf eine spöttische Weise damit getröstet habe:

Adde hos præterea casus; aulæa ruant si,
Ut modo, si patinam pede lapsus frangat agaso.
Sed convivatoris, uti ducis, ingenium res
Adversæ nudare solent celare secundæ.

Der Satz, daß ein Feldherr erst in der Gefahr seine Geschicklichkeit zeige, ist bekannt, doch dienet er nicht im geringsten den andren Satz, der gantz neu und ungewöhnlich ist, zu erklären, also daß er in dieser Absicht

gantz-

gäntzlich könnte aussengelassen werden; sondern er dienet alleine den Nasidienus, der sich mit seiner Küche-Wissenschaft eben so groß dünckete, als ein Feldhauptmann an der Spitze seines Heeres, und welcher wegen des währender Mahlzeit eingefallenen Getäfels gantz kleinmüthig geworden war, wie ein Heerführer nach einer schweren Niederlage, wieder aufzurichten, und zu lehren, daß dieser Unfall ihm zum Vortheil gedienet, weil er ihm den schönsten Anlaß gegeben, seinen fertigen Verstand und grossen Muth an den Tag zu legen. Des Poeten Kunst des Nasidienus zu spotten, und seine hochmüthige und ungereimte Wollust-Sorge zum Gelächter zu machen, indem er desselben ruhmräthige Einbildung mit dieser hohen Vergleichung speiset, ist nicht genung zu bewundern; zumahl das lächerliche eben in der Vergleichung zwischen einem Feldherrn und einem Gast-Wirthen stecket, zweyen Lebens-Gattungen, welche einander an Würde und Ansehen so ungleich sind. Diese lustigen Gäste des Nasidienus bringen mir ein Beyspiel von einer andern lehrreichen Vergleichung dieser Art in den Sinn; welche sich bey demselben Poeten in der ersten Satyre des ersten Buches befindet:

Inde fit, ut raro qui se vixisse beatum
Dicat & exacto contentus tempore vitæ
Cedat, uti conviva satur, reperire queamus.

Auch dieses eingemischte Gleichniß giebt dem Schluß des Poeten nicht den geringsten Zusatz an Klarheit. Aber das ist ein besonderer Kunstgriff derjenigen Scribenten, welche das Laster zum Gespötte machen wollen, daß sie ofte zwey widerwärtige Urtheile, welche die Menschen zu verschiedenen Zeiten aber in gantz ähnlichen Fällen zur Richtschnur ihres Betragens annehmen, in eine Vergleichung stellen, dieselben dadurch zu lehren, daß sie gewiß in einem oder dem andern Fall thöricht gehandelt haben. Wie lehrreich insbesondere dieses Gleichniß von einem Gast sey, soll uns Opitz anzeigen, welcher es in dem letzten Buche der Trost-Gedichte, Bl. 400. dergestalt angebracht hat.

Das Leben muß dir seyn, wie wann du einen Gast
Und guten werthen Freund in deinem Hause hast.
Da thust du was er will: geliebet ihm zu bleiben,
So kanst du ihn auch nicht mit Ehren von dir treiben;
Gedenckt er denn hinweg, so stellst du ihm es frey,
Du reissest ihm darum den Mantel nicht entzwey.

Ich zweifle nicht, daß Günther dieses Gleichniß in seinen letzten Gedancken vor Augen gehabt habe, wo er sich dasselbe recht eigen machet:

Doch

Doch da Schickung u. Gewalt keinem etwas neues machē,
U. das alte Muß erklingt, nehm ich unter Schertz u. Lachen,
Meinē Abschied von der Erdē, wie ein Gast bey später Zeit
Lustig von dem Schmause wandert, und noch manchen
Jauchzer schreyt.

Horatz selbst hat in dem Poetischen Schreiben an Jul. Florus auf dasselbe zurücke gesehen:

Vivere si recte nescis, decede peritis;
Lusisti satis, edisti satis atque bibisti:
Tempus abire tibi est: ne potum largius æquo
Rideat, & pulset lasciva decentius ætas.

Eben derselbe Opitz, den ich niemahls ohne Hochachtung nenne, leyhet uns aus dem erst angezogenen Buch noch ein schönes Beyspiel von dieser Art:

Wie wañ man etwan uns durch einen schwartzen Mohren
Sehr schöne Gaben schickt, so hat auch GOtt erkohren
Den ungestalten Tod, den schickt er auf uns zu,
Nach vieler Müh und Angst, mit steter Lust und Ruh,
So allen Frommen wird. Wer den vermeint zu tödten,
Der seinem Schöpfer traut in allen seinen Nöthen,
Und auf den Himmel denckt, der schaffet gleich so viel,
Als der so einen Fisch im Zorn ersäuffen will,
Und schmeißt ihn in den Fluß. - - - - - -

Der Poet bedienet sich hier sehr geschickt des oben erwähnten Kunstgriffes, damit er die Furcht der Frommen vor dem Tod,
und

und die Wuth der Tyrannen gegen dieselben recht lächerlich machete, und die Thorheit, welche den Menschen verleitet, von ähnlichen Dingen gantz verschiedene Urtheile zu fällen, beschämete. Er hat vor jedes von diesen beyden Stücken einen ähnlichen Fall erfunden, mit welchem er sie gantz geschickt vergleicht.

Der oben belobte Engelländer, Hr. Pope, hat in dem erwähnten Gedichte noch mehr dergleichen Stellen. „Einige verachten, sagt „er, die französischen, andere die einheimischen Scribenten; loben alleine die „alten oder alleine die neuern; also leget „jedermann den Witz, wie den Glauben, „nur seiner Secte zu, und verwirfft alle „andern.„ Diese wenigen eingeschobenen Worte, wie den Glauben, lehren uns eine an diesem Orte fremde Wahrheit, ohne daß sie uns im wenigsten von der Haupt-Materie entfernen. Es ist ein bekannter und angenommener Satz, daß man in dem Punct des Glaubens gemeiniglich alle andern, welche einer andern Secte zugethan sind, als Irr- und Falschgläubige verdamet: Aber daß sich dieser Parthey-Eifer auch in Ansehen des Witzes mercken lasse, ist eine gantz seltene Anmerckung, welche durch diese Vergleichung wahrscheinlich gemachet wird. Ein wenig weiterhin machet er über eben dasselbe Capitel eine gantz neue Betrachtung,

wann

wann er sagt: „Den gemeinen Mann ver-
„ führet die Liebe zur Nachahmung, so wie
„ den Gelehrten die Begierde eine eigene
„ Meynung zu haben. Diese haben so viel
„ Verachtung vor den grossen Hauffen, daß
„ sie in einem Fall, da der Pövel den rech-
„ ten Weg getroffen hat, aus Vorsatz irre
„ gehen. Also sondern sich die Schismatici von
„ den Rechtgläubigen, und ziehen sich die
„ Verdammniß nur damit auf den Kopf,
„ weil sie zu viel Witz haben.„ Eben dieser
Verfasser sagt an einem andern Orte: „Ein
„ schlechter Gedancke, der in hohen Worten
„ vorgetragen wird, ist einem Bauren ähn-
„ lich, der in königlichen Purpur gekleidet
„ gehet; denn vor unterschiedene Sachen
„ gehören unterschiedene Schreib-Arten, wie
„ verschiedene Kleider vor das Land, die
„ Stadt, und den Hof.„ Die Vergleichung
mit einem in Purpur gekleideten Bauern ma-
chet die hohe Schreib-Art in niedrigen Mate-
rien recht lächerlich: Und da es scheinet, als
wenn der Poet in dem Verfolge alleine vor-
habe sein Gleichniß zu rechtfertigen, berichtet
er euch, woher die Verschiedenheit in der
Kleidung entsprungen sey; Eine Anmerckung,
welche hier nur zufälliger Weise wegen einer
entfernten Aehnlichkeit Platz hat, zumahl der
Wohlstand wie für die Leiber der Menschen,
also auch für ihre Reden verschiedene Klei-
dungen eingeführet hat; weichet man in ei-
nem

nem oder dem andern von den Gesetzen desselben Wohlstandes ab, so wird man lächerlich.

An einem andern Ort heißt es bey demselben: „Einige schätzen die Bücher um des Putzes willen, wie die Weiber die Männer.„ Hier werden wieder zwey närrische Urtheile der Menschen, da sie von dem Werth einer Sache nach ihrem äusserlichen Schein urtheilen, in Vergleichung gestellet. Solche Vergleichungen aber sind meist Früchte eines satyrischen Kopfes, der in Bestraffung der menschlichen Thorheiten aus Veranlassung einer Aehnlichkeit unvermuthet einen Stich oder Schlag seitwerts anbringet, und mit einem Streiche zwo Wunden machet, die heilsam sind. Wer hätte erwartet, daß die Weiber hier sollten mitgenommen werden? Noch auf einer andern Stelle findet sich folgendes Exempel: „Es hat mit unsern Urtheilen einerley Bewandtniß wie mit unsern Uhren, keine gehet vollkommen richtig, doch glaubt ein jeder seiner eigenen.„ Ich muß mich hier erklären, daß ich unter dem Nahmen des Unterrichtes, den ich diesen Gleichnissen vornehmlich als ihren Hauptzweck zuschreibe, Lob, Tadel und Bestraffung mitbegreiffe. Das Gleichniß-Bild muß also nicht immer eine philosophische oder politische Maxime in sich enthalten, sondern auch eine seltene moralische Zeitung oder Anmerckung von einer mora-

moralischen Handlung, sie mag jetzo Lob oder Tadel verdienen, kan schon eine bequeme Materie zum Unterricht abgeben, wie die gegenwärtige hier ist, daß ein jeder seiner eigenen Uhr am besten trauet, wiewohl keine vollkommen recht gehet. Von dieser Gattung ist auch die folgende bey eben demselben Dichter. „Die thörigten Liebhaber des Thones „bewundern an der liebreitzenden Muse alleine die Stimme; sie besuchen den Parnaß „alleine, damit sie die Ohren kützeln, nicht „damit sie den Willen verbessern; wie viele „Leute in die Kirche gehen, nicht um der „Predigt, sondern um des Gesanges willen.„ Sehet, da stehen in einer Vergleichung mit einander zwo verschiedene Handlungen, welche von einer ähnlichen Absicht herrühren. Das Gleichniß-Bild, welches uns eine seltene moralische Zeitung anzeiget, könnte ohne Abbruch der Klarheit, des Nachdruckes, und des sinnlichen Ergetzens wegbleiben.

Ich bin nicht zu verdrüßlich noch einige Beyspiele von dieser Gattung anzuführen, weil sie gar selten zum Vorschein kommen, und allezeit etwas angenehmes und lehrreiches mit sich führen. Der Ruhm der Schweizerischen Nation, Hr. Doctor Haller, dessen hohen und tieffsinnigen Character der Urheber der critischen Schrift von den Kennzeichen der deutschen Gedichte sehr glücklich mit diesen Worten ausgedrücket hat:

Sieh

Sieh dann, wie Haller dort mit starck-gesetztem Muth
Verrätherische Blick' ins Menschen Busem thut,
Und selbst auch der Vernunft, die uns zu Menschen machet,
So wie der Tugenden und ihrer Ohnmacht lachet;

Ob er gleich mit dieser Figur der Vergleichungen sehr sparsam umgehet, soll uns gleichwohl auch ein paar Exempel zollen, in welchen er zwo moralische Handlungen neben einander stellt, beyde lächerlich zu machen. Das erste steht in dem Gedichte von dem Ursprung des Ubels, im zweyten Buch:

Wir streiten in der Welt um diese falschen Güter,
Der Eifer, nicht der Werth, erhitzet die Gemüther;
Wie Kinder, (wer ist nicht in einem Stück ein Kind?)
Oft um ein streitig Nichts sich in den Haaren sind,
Bald diß bald jenes siegt, und trotzet mit dem Ballen,
Bey keinem bleibt die Lust, und der Verdruß bey allen.

Das Gleichniß-Bild von einem Kind wird durch eine künstliche Beschreibung aus einander gesetzet, den Unterricht desto vollständiger zu machen; und wie lehrreich ist die eingeschobene Anmerckung: Wer ist nicht in einem Stück ein Kind. Die andere satyrische Vergleichung findet sich in dem Gedichte über die verdorbenen Sitten. Bl. 77.

So wie nun allzulang gewohnt sich schön zu sehn,
Die Toasten alter Zeit den wahren Spiegel schmähn,
Und auf dem hellen Glaß der Jahre Fehler suchen,
So wird ein jeder eh den groben Witz verfluchen,
Der sich ihm macht verhaßt, eh daß sein Stoltz sich schämt,
Und was ein andrer schilt, zu bessern sich bequemt.

Hier

Hier verlangte ich nur, daß das Gleichniß-Bild neuer und ungewöhnlicher wäre. Durch diese Eigenschaften stechen vor andern folgende zwey hervor, welche ich in Buttlers satyrischem Gedichte auf die Fanaticos und Independenten zur Zeit Carls des ersten in Engelland, angetroffen habe. Im zweyten Gesang des ersten Theiles V. 11. „Unsere Geschicht-Schreiber, heißt „es da, sind wahrhaftig zu tadeln, damit „sie einen wohlklingenden Helden-Nah-„men zu einem tüchtigen Modell für un-„sere heutigen Ritter machen, solches in „einem Gefechte oder Scharmützel abzucopie-„ren, achten sie es nicht groß, wie viele „andere Leute sie um das Leben bringen, „wenn sie nur einen eintzigen unsinnigen Mör-„der an das Tages-Licht stellen können, wie „diejenigen, welche eine gantze Gasse nie-„derreissen lassen, nur damit sie auf die-„selbe Stelle einen eintzigen Pallast bauen.„ Ich bin versichert, daß der Leser durch diesen Seitenstreich, der auf die übermässige Bausucht geführet wird, so wohl als diejenigen, denen es hier gilt, überfallen und getroffen werden. Es schien, daß der Satyricus seine Feder nur wider die Verfasser der Helden-Bücher gespitzet hätte, doch indem er auf dieselben loßschmeisset, thut er einen Nebenstreich auf andere

Die mit so leichter Müh die herrlichsten Palläste
Als Karten-Häuser baun.

Welche gewiß nicht gedacht haben, daß sie ihm hier so nahe in dem Streiche stuhnden. Das andere in demselben Gedichte in dem dritten Gesang des ersten Buches ist überaus seltzam und fremde. Er sagt von Hudibraß, welcher sein Held ist: „Er „liebete, aber er dorffte sichs gegen die „geliebte Wittib nicht mercken lassen; da„mit er seine Ehrfurcht und Andacht ge„gen sie bezeugete, sollte sie nichts davon „wissen, wie ein Ubelthäter mit dem An„gesicht gegen den Schwantz gekehret rei„tet, einen Weg schauet, und nach einem „andern zielet.„ Das verächtliche in dem Gleichniß-Bilde kömmt da sehr bequem in einem Gedichte, wo man von Anfang den Vorsatz heget, in großscheinenden Sachen Niedrigkeit zu entdecken; eine Kunst, welche dieser comische Satyricus in der grösten Vollkommenheit besessen hat. Ich habe noch ein paar dergleichen Gleichnisse bey Horatius in seiner Dicht-Kunst angetroffen, welche ich nicht mit Stillschweigen übergehen kan: Doch will ich meinen Lesern überlassen, selbst Anmerckungen darüber zu machen. Das erste ist dieses:

Ut qui conducti plorant in funere, dicunt
Et faciunt prope plura dolentibus ex animo; sic
Derisor vero plus laudatore movetur.

Und das andere lautet:

Ut præco ad merces turbam qui cogit emendas
Assentatores jubet ad lucrum ire poeta.

Als ich im Begriff stuhnd, diesen Abschnitt zu beschliessen, fiel mir noch ein Exempel von dieser Art in einem von unsern Poeten ins Gesicht, welchen ich vor einem Hauffen anderer hochschätze. Der Hr. Hof-Rath König sagt in dem Vorbericht zu seiner Auflage der Canizischen Gedichte von gewissen Buchladen-Poeten, die er zu geringe schätzet, als daß er ihre Nahmen, ob es auch gleich zu ihrem Nachtheil wäre, verewigen sollte: „Ich halte dafür, man könne dergleichen Leute nicht ärger bestraffen, als „daß man sie immer in den Tag hinein „schreiben, das ist, sich selber beschimpfen „und lächerlich machen lasse. Sie sind wie „die Kräusel, die sich nur so lange aufrecht „halten können, so lange sie von dem gepeitschet werden, der Lust hat sie ein wenig herum zu tummeln, aber so bald man „sie dieser Züchtigung nicht mehr würdiget, „von sich selbst im Staube liegen bleiben.„

Der fünfte Abschnitt.

Von der Vereinigung der Absichten in einem Gleichniß.

Verbindung vieler Ursachen eine Würckung hervorzubringen, und verschiedene Würckungen einer Ursache. Gleichnisse, da verschiedene Absichten in einem Bild verbunden werden. Werth derselben. Wie Virgil das Geschrey Laocoons von zwo Seiten beschreibet, von seiner Ursache und von seiner Grösse, dadurch es in ein helleres Licht gesetzet wird, und zugleich einen grössern Nachdruck empfängt. Original des Bildes, das Virgil da gebraucht hat. Wie Homer und Virgil ihre Absichten vornehmlich in der Ausführung ihrer Gleichniß-Bilder ausbreiten. Langgeschwänzte Vergleichungen. Wie Homer den Schmerzen eines Verwundeten in einem Gleichniß nach seiner Grösse bestimmet, und ferner in demselben eine gewisse Nachricht giebt, und selbst das Gleichniß-Bild nachdrücklich erhöhet. Wie er das Gleichniß-Bild von dem fallenden Simoisius in eine symbolische Parabel ausdehnet. Wie er ein Gleichniß-Bild in einer fast gleichen Absicht öfters braucht, und doch in der Ausbildung gantz verschiedene Umstände vorbringet. Wie er in einem Gleichniß-Bild den Geist mit Schrecken über die Verwüstung des menschlichen Geschlechtes anfüllet, und dabey Anlaß nimmt die Vorsehung zu rechtfertigen. Wie er die weisse Farbe der Gliedmassen des Menelaus in einem Bild erhöhet, und uns an demselben Ort von einer vortrefflichen Arbeit der Frauens-Personen in Lydien Nachricht ertheilet. Nutzen dieser Gleichnisse das erregete Gemüthe des Lesers wieder zu besänfftigen. Wie Virgil durch ein solches seinen Helden aus der Gefahr herausführet, und den Leser dißfalls zufrieden stellet.

let. Wie er den Stof zu dem Gleichniß, das er da brauchet, in Homers Text gefunden. Wie Homer mit einem solchen Gleichniß den Achilles aus einer grossen Noth in Sicherheit gebracht hat. Wie Virgil die Materie dieses Gleichnisses in seinen Text verwendet hat.

DJe Erforscher der Natur haben längst angemercket, daß sich zuweilen unterschiedliche Ursachen zusammen verbinden, und einander hülffliche Hand bieten müssen, wenn eine gewisse Sache hervorgebracht werden soll; nicht anderst als wie aus verschiedenen Quellen, die sich mit einander vereinbaren, zuletzt ein Fluß formiret wird. Auf gleiche Weise entspringet das Ergetzen, das ein geschicktes Werck der Wohlredenheit in dem Gemüthe des Lesers erreget, nicht von einer alleine, sondern von vielen und gantz verschiedenen Ursachen. Was in einer wohlgeschriebenen Schrift gefällt, fleußt aus mancher Quelle, und es sind verschiedene Wege, die zu denselben führen. Nach einem andern Licht haben dieselben Lehrer der Natur auch erinnert, daß andere mahl verschiedene Würckungen von einer eintzigen Ursache herrühren, gleichwie von einer Quelle unterschiedene Brunnen können hergeleitet werden. Diese letztere Anmerckung kan ein Redner sich in der Ausführung seines Vorhabens trefflich zu Nutze machen, wenn er die verschiedenen Ursachen und Quellen, welche sonst,

das Ergetzen hervorzubringen, in einer ganzen Schrift, als in einem grossen Fluß verstreuet werden, beflissen ist in einen Gedancken zu vereinigen, und mit einander zu verbinden. Auf diese Weise verknüpfet, dringen sie zugleich und auf einmahl auf das Gemüthe, mit einer starcken Gewalt, und füllen dasselbe mit unterschiedenen Empfindungen an.

Ich habe in den vorhergehenden Abschnitten die unterschiedenen Absichten, in welchen die Gleichniß-Bilder gute Dienste thun, entdecket. Das sind so viel absonderliche Quellen, aus welchen das Ergetzen in diesem Theile der Wohlredenheit hervorfließt. Und ich habe gewiesen, wie eine Schrift mittelst der geschickten Austheilung solcher Bilder, und der klugen Mischung der mancherley Absichten auf einem hohen Grade Licht, Nachdruck und Leben erhalten kan. Bevor ich diese Materie aufgebe, muß ich noch einen geheimen Vortheil grosser Meister entdecken, womit sie den äussersten Fleiß des Geistes und die höchste Kraft der Redekunst, was dieses Stuck derselben anbelanget, an den Tag legen. Dieser besteht darinne, daß sie zuweilen in einem eintzigen Gleichniß-Bilde alle diese unterschiedlichen Absichten oder doch die mehrern davon vereinigen und auf einmahl anbringen. Da auf diese Weise die Absichten in einem eintzigen Bilde verbunden werden,

den, wächst das Ergetzen zu einer mercklichen Höhe, und erhält seine Vollkommenheit. Denn, weil das Schöne und Vollkommene aus der Harmonie und Ubereinstimmung des Mannigfaltigen entsteht, so wird nothwendig ein Gedancke, in welchem so viele unterschiedene Absichten, die so viele Quellen der Schönheit sind, sich vereinigen, ein so viel schöneres Ansehen gewinnen, und das Ergetzen, so er mit sich bringt, desto vollkommener werden. Ein Gleichniß-Bild, das einen Gedancken alleine erkläret, ist dem Licht des Mondes gleich, das die Erden zwar helle macht, jedoch nicht erwärmet. Hingegen sind in einem Bilde, das einen Gedancken nicht nur erkläret, sondern auch durch seinen Nachdruck erhöhet, Licht und Hitze, wie in den Strahlen der Sonnen, vereiniget. Ferner, gleichwie ein Gemählde einen grossen Zusatz an Werth bekömmt, wenn es neben dem Glantz der Farben und den kunstreichen Pinsel-Zügen, auch noch an wohlerfundenen und wohlgesitteten Vorstellungen reich ist, also sind in einer Schrift die Gleichniß-Bilder vor andern hoch zu schätzen, welche nicht alleine den Geist erfreuen, sondern auch die Wissens-Begierde befriedigen; welche einen Gedancken mit Schönheit ausschmücken, und zugleich den Verstand mit neuen Begriffen und Wahrheiten bereichern.

Wenn ich gesagt habe, daß die Gleichniß-Bilder dienen können einen Gedancken zu erklären, oder auszuzieren, oder nachdrücklich zu erhöhen, oder endlich uns von einer Wahrheit zu unterrichten, so verstuhnd ichs nicht anderst, als daß eine oder die andere von diesen Absichten den Scribenten vor andern bewegen soll, ein ähnliches Bild zu Vorstellung eines Gedanckens zu suchen und anzubringen, dergestalt, daß immer eine Absicht vor den andern die Oberhand behält. Denn da sonst diese Absichten in einer nahen Verwandtschaft stehen, wird man von einem jeden Gleichniß-Bild, dessen förderste und Haupt-Absicht ist, einen Gedancken zu erklären, in einem gewissen und weitläuftigen Verstand sagen können, daß es zugleich den Gedancken auszziere, ihm Nachdruck mittheile, und einen gewissen Unterricht in sich fasse. Die Aehnlichkeit, die sich zwischen zweyen Begriffen in einem gewissen Puncten befindet, wenn ein Gedancke im andern gleichsam wiederscheinet, muß natürlicher Weise ein Licht über den Gedancken streuen: Ist ferner das ähnliche Bild, womit der Gedancke erkläret wird, von einer Beschaffenheit, daß es von sich selbst den Geist vergnüget, so kans nicht fehlen, der Gedancke muß an desselben Glantz und Zierde Theil bekommen: Alle Bilder und Beschreibungen, insonderheit wenn sie ein wenig ausführlich gemacht werden, sind drit-

tens

tens mit Unterricht begleitet: Und endlich ist die Vorstellung eines gleichen Gedanckens unter einem fremden Bilde nimmer ohne Nachdruck. Weil nun alle Gleichnisse die Aehnlichkeit zwischen zweyen Dingen entdecken; weil in allen ein Bild oder eine Beschreibung anzutreffen ist; weil da allezeit ein Gedancke unter einem fremden Bild vorkömmt; so kan man von einem jeden Gleichniß-Bilde sagen, daß es in diesem weitläuftigen Ansehen allen diesen Absichten zugleich ein Genügen thut. Alleine wann ich von der geschickten Verbindung dieser unterschiedenen Absichten in einem Gleichniß-Bilde rede, so richte ich meine Gedancken nicht auf die jetzt-erwähnte weitläuftige Verwandtschaft dieser Absichten, welche in jedem Gleichnisse anzutreffen, und in der Natur und Art dieser Figur der Rede gegründet ist; sondern ich meine eine solche Verbindung, welche alleine von der Kunst des Redners herrühret, und in der verständigen Wahl und kunstreichen Ausführung eines Gleichniß-Bildes besteht. Ich sehe vor gut an, meine Gedancken mit einem Exempel zu erläutern. Ich habe in einem vorhergehenden Abschnitt zu einem Beyspiel eines Gleichnisses, dessen förderste Absicht ist zu erklären, die Stelle aus dem zweyten B. der Eneis angeführt, wo v. 222. das gräßliche Geschrey des Laocoons beschrieben wird:

Clamores simul horrendos ad sydera tollit.

Der Poet giebt da zwey Merckmahle dieses Geschreys; die Ursache desselben, und seine Grösse. Die Ursache drücket er sehr wohl mit dem Beywort horrendos, gräßlich, aus. Dieses läßt euch begreiffen, daß das Geschrey von einem Horrore animi, von einem inwendigen Grauen entstanden sey, und so beschaffen gewesen, daß es auch andern eben dergleichen Grauen eingejaget habe. Die Grösse desselben wird durch die Worte, ad sidera tollit, bezeichnet. Diese beyden Umstände setzet das Gleichniß, dessen der Poet sich bey dieser Gelegenheit bedienet hat, nicht nur in ein helleres Licht, sondern giebt dem Begriff auch einen grossen Nachdruck und ein neues Leben:

Quales mugitus fugit cum saucius aram
Taurus & incertam excussit cervice securim.

Das Opfer-Thier, welchem der opfernde Priester vor dem Altar einen ungewissen Streich beygebracht, so daß es mit Erschütterung des Nackens das Schlacht-Beyl aus der Wunde, wo es nicht gar tief saß, hinaus geworffen, und blutend und verwundet davon geflohen, indem es die Luft mit einem gräßlichen Gebrülle anfüllete, bildet euch den Zustand von Laocoons Gemüthe, das auf einmahl von Gefahr, Schrecken, Angst, Grauen und Schmertzen überfallen, in dieses Zeter-Geschrey ausbrach, mit

mit solchem Nachdruck vor Augen, daß eine weitläuftigere Beschreibung bey weitem keinen so strengen Eindruck zu thun vermocht hätte. Dadurch bezeichnet dieses Gleichniß-Bild die Grösse des Geschreys nach seinem Masse, und giebt euch die Ursachen davon deutlich zu ermessen; nicht nur das, sondern es unterhält und erhöhet die Mitleidens-volle Bestürtzung, welche Laocoons Unfall, der euch jetzt in einem so ähnlichen Bilde zum andern mahl vorgestellet wird, schon zuvor in der Brust gezeuget hatte. Ferner ist die Erwehlung dieses Sinnbildes überaus geschickt, und vor Laocoons Person und Umstände gantz gemäß; es entfernet das bestürtzte Gemüthe nicht von den beweglichsten Umständen der Geschichte, und führet es nicht auf abweichende Begriffe. Der Platz, wo die Tragödie mit Laocoon vorgegangen, war vor dem Altar, die Person, die der Unfall betroffen, war ein Priester, das Geschäft, über welchem ihn derselbe ergriff, das Schlachten, und das Opfer-Vieh, ein ungemein grosser Stier. Denn so heißt es v. 201.

Laocoon ductus Neptuno sorte Sacerdos
Solemneis Taurum ingentem mactabat ad aras.

Diese Verrichtung des Laocoons muß dem Dichter das Bild leyhen, welches er mit grosser

grosser Kunst zuzurichten weiß, den Unfall, der denselben mitten in dieser heiligen Handlung betroffen hat, abzubilden. Er führet euch nicht von der Stelle hinweg. Er unterhält euch mit Begriffen von einerley Natur:

> Quales mugitus fugit cum saucius aram
> Taurus, & incertam excussit cervice securim.

Wenn er den Priester Laocoon gleichsam in das Opfer-Thier verwandelt, und ihn unter diesem Bilde vorstellet, so giebt er zu verstehen, daß derselbe durch dieses unerwartete Geschicke ein Schuld-Opfer der Rache der erzörnten Götter geworden, er bereitet euch damit vor, daß das Urtheil der Bürger von Troja über diesen Zufall euch desto wahrscheinlicher vorkömmt. v. 229.

> - - Et scelus expendisse merentem
> Laocoonta ferunt, sacrum qui cuspide robur
> Læserit & tergo sceleratam intorserit hastam.

Dabey ist insbesondere auch dieser Umstand zu bemercken, daß der Fall, welchen der Poet in dem Gleichnisse abbildet, nach dem Irr-Glauben der Heiden allezeit etwas Ungerades bedeutet hat, wenn nemlich das Opfer-Vieh dem Priester unter der Hand entrunnen war, oder nachdems einen Streich empfangen, noch gebrüllet hatte.

Dieses

Dieses können wir von Festus vernehmen: Piacularia vocabant, schreibt er, quod sacrificantibus tristia portendebant, cum aut hostia ab ara profugisset, aut percussa mugitum dedisset, aut in aliam partem corporis, quam oporteret, decidisset. Im übrigen mag Virgil das Urbild zu dieser Vorstellung bey Homer im zwantzigsten B. der Ilias gefunden haben. Daselbst v. 402. wird das Geschrey des Hippodamas, der das Leben ausbläßt, mit dem Gebrülle eines Stieres verglichen, welcher von etlichen starcken Jünglingen vor den Altar des Neptuns gezogen wird, die sich daran müde arbeiten, da er inzwischen brüllete, und den Gott, der Meer und Land erschüttert, dadurch vergnügete. Der Poet braucht von beyden, von dem Hippodamas und von dem Stier, das Wort ἤρυγεν, er brüllete. Allein Virgil an seinem Lob nicht zu kräncken, müssen wir anmercken, daß er dasselbe Bild in sein Eigenthum verwandelt, indem ers gantz anderst zugeschnitten, und in einer gantz andern Absicht gebraucht hat.

Diese beyden Poeten haben ihre Gedichte vor andern mit auserlesenen Gleichniß-Bildern angefüllet; Insonderheit haben sie denselben eine ausserordentliche Schönheit durch diese Kunst die unterschiedenen Absichten in einem Bilde zu verbinden mitgetheilt, indem sie nicht nur in der Wahl der Bilder, sondern

dern auch in der Ausführung derselben vortrefflich sind. Ihr findet bey ihnen nicht wenig ausführlich aus einander gesetzte Gleichnisse, welche neben demjenigen, was nothwendig zu der Vergleichung gehört, und worinnen die Dinge einander ähnlich sind, sich ferner in der Ausbildung mit historischen Begriffen oder sonderbaren merckwürdigen Umständen ausbreiten. Diese berühmten Männer geben das Gleichniß niemahls auf, biß es zu einem wichtigen Gedancken fortgestiegen, welcher oft die Sache, so dazu Anlaß gab, nichts angehet. Die Aehnlichkeit währet etwan nicht über eine oder zwo Zeilen; aber der Poet treibet den Einfall weiter, biß er daraus einen herrlichen Gedancken hervor leitet, der bequem ist, das Gemüthe des Lesers zu entzünden, und das erhabene Ergetzen darinne zu erzielen, welches der Natur eines heroischen Gedichtes gemäß ist. Perraut, der Zoilus unter den Neuern, fand an diesen Gleichnissen keinen Geschmack, und nennte sie zum Spott comparaisons à longue queüe, lang-geschwänzte Vergleichungen, alleine Boileau hat den Unfug seines Gespöttes sattsam dargethan; Er hat ihm gewiesen, wie unzeitig und eitel sein Gelächter wäre, indem er sich über Sachen lustig machete, welche billig vor die grösten Schönheiten gerühmt würden. „Vergleichungen, sagt er,

„werden

„ werden in Oden und Epischen Gedichten
„ nicht angebracht, nur alleine die Re-
„ de zu erklären und zu schmücken, sondern
„ das Gemüthe des Lesers angenehm zu un-
„ terhalten, zu erquicken und aufzuwecken;
„ indem sie ihn von Zeit zu Zeit der allzu-
„ mühsamen Aufmercksamkeit auf die Haupt-
„ Materie entledigen und auf andere anmu-
„ thige Vorstellungen führen. Homer war
„ in diesem Stücke vortrefflich, zumahl seine
„ Vergleichungen voll solcher Schilderungen
„ der Natur sind, welche seine Materie be-
„ leben und artig absetzen. Er ist allezeit der
„ vorige, und dennoch erscheinet er allezeit in
„ einer andern Gestalt. Er belehret und un-
„ terrichtet den Leser immerfort, und leget
„ ihm auch in Sachen, welche er alle Tage
„ vor Augen hat, Umstände zu betrachten vor,
„ welche er sonst von sich selbst niemahls wahr-
„ genommen hätte.„

Man wird es ohne Zweifel von mir zu Dancke aufnehmen, wenn ich diesen Kunst-Griff durch einige Exempel, so ich aus den Schriften dieses rechtschaffenen Poeten entlehnen will, in ein helleres Licht setzen werde.

Im eilften B. der Ilias v. 270. vergleicht Homerus Atridens Schmertzen, so ihm eine noch blutende Wunde verursachte, mit den Wehen einer gebährenden Frauen. Das gantze Gleichniß ist in dem 269sten Vers enthalten. „Wie wann eine Frau in Geburts-We-
„ hen

„ hen scharffe und spitzige Pfeile fühlt.„ Dieses war schon genung den gehörigen Begriff von der Grösse des Schmertzens zu erwecken. Aber der Poet will sich dieser Gelegenheit bedienen, euch zu unterrichten, wer die Vorsteherinnen der Geburt seyen, und von welcher Mutter dieselbigen gebohren worden, darum füget er hinzu: „ Welche die „ Vorsteherinnen der Geburt die Ilithyen „ loßgeschlossen haben, die Töchter der Göt„ tin Juno.„ Uber dieses will er noch die Grösse der Wehen erhöhen, und hängt deswegen noch folgendes an das Gleichniß: „ Die einen Köcher voll bitterer Wehen ha„ ben.„

Im vierten B. v. 481. wird der Fall des von Ajax erlegten jungen Helden Simoisius mit dem Fall eines Pappel-Baums verglichen. „ Er fiel zu Boden in den Staub, wie „ ein Pappel-Baum, der an dem feuchten „ Bord eines grossen Teiches aufgewachsen, „ hoch und zierlich, und dessen Zweyge in „ kurtzer Zeit hervorgesprossen waren, die „ aber ein Wagner mit dem blinckenden „ Eisen umgehauen, eine Speiche zu dem „ Rade einer artigen Kutschen daraus zu „ verfertigen; und jetzo lieget er an dem „ Ufer eines Flusses, damit er recht dürre „ werde. Also erlegete und beraubete Ajax „ den wackern Simoisius.„ Der Poet bildet sein Gleichniß, wie ihr sehet, mit so vielen

len kleinen Umständen aus, daß es einer symbolischen Geschichte oder Parabel gleich siehet. Er hat den Pappel-Baum unter viel andern Bäumen ausgelesen, welcher gern an dem Gestade eines Flusses in sumpfigten Gegenden hervor wächßt; Diese Wahl ist mit grossem Verstande gemacht; man erinnere sich nur dessen, was Homerus zuvor v. 475. von Simoisius erwähnet hat, daß er diesen Nahmen bekommen, weil die Mutter ihn an dem Flusse Simois gebohren, als sie eines Tages mit ihren Eltern von dem Berg Ida herunter gegangen, ihre Heerden zu besichtigen. Ferner streichet der Poet den Pappel-Baum in Ansehen seines schönen Stammes und zierlicher Aeste heraus; damit siehet er auf den 474sten Vers zurück, wo er Simoisius einen aufblühenden jungen Helden geheissen, θαλερόν. Er bildet euch nicht nur den Fall dieses Baumes vor Augen, sondern er meldet über dieses umständlich von wem und in welcher Absicht er mitten in seinem schönsten Wachsthum umgehauen worden. „Den ein Wagner mit einem blinckenden Eisen umgehauen, eine Speiche zu dem Rade einer zierlichen Kutschen zu machen.„ Wo insbesondere die Worte mit einem blinckenden Eisen, euch die Aehnlichkeit in den Sinn bringen, daß Simoisius von Ajax mit einem Spiesse durchstochen worden.

Endlich stellet Homerus den Baum vor, wie er am Ufer der Länge nach ausgestrecket lieget, und sein Schmuck da verdorret. Dieses bildet lebhaft vor, was der Dichter v. 477. und 478. erwähnet hat: Er habe seinen Eltern die Mühe der Auferziehung nicht wieder vergelten können. Denn durch den Fall dieses in der Blüthe sterbenden Helden ist zugleich die Hoffnung seiner Eltern in den Staub geleget worden. Wann wir zulezt noch die Apodosin von diesem Gleichnisse mit Fleisse betrachten, so finden wir da das Wort ἐξενάριξεν, welches ich seinem Ursprung gemäß durch zwey andere gegeben: Also erlegete und beraubete Ajax ꝛc. Und daraus ersehen wir, daß Homerus durch dieses Bild hauptsächlich vorstellen wollen, wie dieser muthige junge Herr, der so grosse Dinge von sich hoffen lassen, vor der Zeit, eh er noch Anlaß bekommen hatte, sich hervor zu thun, auf einmahl alles Schmuckes, den ihm seine blühende Jugend, die schwancke Pracht und Schönheit seiner Gliedmassen, und auch seine herrliche Waffen-Rüstung mittheileten, beraubet worden. Wann man die Umstände, welche gantz unnütze zu seyn scheinen, in diesem Lichte betrachtet, so muß man im Gegentheil gestehen, daß sie gerade zu diesem Endzweck führen, und von dem Poeten nicht ohne Uberlegen ausgelesen worden.

den. Er läßt den Baum von einem Wagner umhauen, der Speichen daraus machen will. Daraus können wir vorhersehen, daß er seiner blühenden Gestalt und Schönheit nicht schonen werde, falls er ihm nur zu seinem Werck anständig zu seyn scheinet, und daß derselbe, so bald er werde umgehauen und gefällt seyn, gleich der Zwenge, seines Schmuckes, werde beraubet werden, damit jener das nöthige Holtz haben könne.

Ich besteiffe mich in der Meinung, daß die Entwaffnung des Simoisius und Beraubung seiner Rüstung der Haupt-Punct sey, welchen der Poet hauptsächlich abbilden wollen, wenn ich ein schier ähnliches Gleichniß-Bild im siebenzehnten B. der Ilias v. 49. betrachte. Daselbst steht: „Euphorbus fiel „ungestümiglich zu Boden, und seine Waf„fen erklangen auf ihm. Seine krausen „Haarlocken, voll Annehmlichkeit, badeten „im Blut, und das Gold und Silber, „womit sie aufgebunden waren, ward da„von beschmützt. So wie ein Landmann „in einem abgelegenen und einsamen Ort, „wo Wasser vollauf hervor quillt, einen „jungen Oliv-Baum wartet und pflegt, „der artig, grün, blühend, und wohl ge„wachsen, mit weisser Blüthe gantz und „gar überkleidet ist; mit welchem die „gelinden Lüfte spielen; aber einsmahls „kömmt ein ungestümer Sturm-Wind,

„ reisset ihn aus dem Grund heraus, und
„ leget ihn der Länge nach auf den Boden.
„ Also schlug Menelaus den tapfern Euphor-
„ bus zu Boden, und nachdem er ihn um-
„ gebracht, zog er ihm die Waffen aus,
„ und machte sie Beute.„ Denn da stehet
im Griechischen ausdrücklich: τοῖον Ἔυφορβον ἐπεὶ κτάνε, τεύχε' ἐσύλα. Ich habe diese
Stelle desto lieber angezogen, weil sie das
Urtheil, das Boileau von unserm Poeten ge-
fällt hat, und das ich schon angeführt habe,
bekräfftigt, nemlich, daß Homerus allezeit
der vorige sey, und doch allezeit in einer an-
dern Gestalt erscheine. Er braucht hier ein
gleiches Bildniß, wie das vorige war, und
in einer fast gleichen Absicht, wie zuvor;
und dennoch ist bey dieser wesentlichen Gleich-
heit alles neu und von einer andern Art; in
so weit, daß wir in der gantzen Ausbildung
nicht zween gleiche Umstände und nicht zwey
gleiche Worte finden.

Im sechszehnten B. fällt er noch einmahl
auf dieses Gleichniß, mit nochmahls verän-
derten Umständen. v. 482. „ Sarpedon
„ stürtzte zu Boden, wie wann ein Eich-
„ oder Pappel- oder Tannen-Baum zu Bo-
„ den fällt, welchen die Zimmerleute auf dem
„ Gebirge mit wohlgeschliffenen Aexten umge-
„ hauen, Plancken für die Schiffe daraus
„ zu machen. Also lag er vor seinem Wagen und
„ Pferden gestreckt auf dem Boden.„ Hier
besteht

besteht die Aehnlichkeit alleine darinn, daß beyde ausgestreckt da liegen.

In demselben sechszehnten B. findet sich ein solches aus einander gesetztes unterrichtendes Gleichniß, das wir auch betrachten wollen; v. 384. „So wie im Herbst die Erde „unter der Bürde eines Sturm-Windes lie„get, wann Jupiter einen starcken Platz„Regen herunter schüttet, weil er auf die „Menschen im Zorn entbrandt ist, welche „auf der Gerichts-Statt gewaltthätiger „Weise das Recht gebogen, und die Ge„rechtigkeit und Billigkeit aus dem Sinn „geschlagen haben, ohne Betrachtung, daß „die Götter alles sehen und hören, die Flut „schwellet sich in allen ihren Flüssen auf, und „der Schwall führet viele Stücke Landes „hinweg, alldieweil er von den Bergen her„unter stürtzet, und schnaubend in das pur„purfarbigte Meer läuft, und die saure Ar„beit der Ackerleute verheeret. Also stürtz„ten die Trojanischen Pferde schnaubend über „das weite Feld.„ Im Griechischen lautet die Apodosis oder der Hintersatz:

Ὣς ἵπποι τρῳαὶ μεγάλα στενάχοντο θέουσαι.

Und beziehet sich auf einen vorhergehenden Vers:

ἐς δ' ἅλα πορφυρέην μεγάλα στενάχουσι ῥέουσαι.

Demnach sind der stürtzende Lauf und das Schnauben der Pferde der Haupt-Punct, worauf das Gleichniß beruhet. Wenn ihr im übrigen begreiffen wollet, mit wie grosser Geschicklichkeit Homerus dieses Gleichniß-Bild gewehlet, so müsset ihr die gantze Beschreibung wohl betrachten, welche er im vorhergehenden von dem verwirrten Zustand der Trojaner gemachet hat. Homerus hat euch da auf ein grosses Feld geführet, wo die Trojaner Reiß-aus gaben, und alle Strassen mit Geheule und Tumult anfülleten; ein Geschwader taumelte über das andre hin; ein wüster Staub drehete sich im Wirbel biß zu den Wolcken; die Leute lagen unter den Wagen-Rädern auf dem Bauche. Mit dieser Beschreibung setzet er den Geist des Lesers in die äusserste Bestürtzung. Und das Gleichniß-Bild ist vollkommen bequem, ihn darinnen zu unterhalten. Der Poet fand in dem Lauf seines Gedichtes einen Weg der Verheerung, nemlich den Krieg, und im Gleichniß stellet er euch noch einen andern dar, nemlich die Uberschwemmung. Nachdem also der Geist mit Schrecken und Grauen über die Verwüstung des menschlichen Geschlechtes eingenommen ist, und die so vielfältigen Wege des Todes und Jammers bey sich erwiegt, so ergreift der Poet sehr verständig diese Gelegenheit ihn etwas zu lehren. Er bringt ihm bey, daß er dergleichen allgemeinen Land-Plagen als

Gött-

Göttliche Gerichte ansehen müsse, welche über die Menschen wegen ihrer Ungerechtigkeit verhängt werden, und dadurch rechtfertiget er zugleich die Göttliche Vorsehung.

Ich muß noch eines Gleichnisses von dieser Art erwähnen, mit welchem der Poet im vierten B. den Begriff, wie des Menelaus weisse Schenckel und Beine von dem darüber rinnenden Blute gefärbet worden, auszuzieren gedencket. „Das Blut lief von den Wunden „nieder, wie wann eine Frau aus Phrygien „oder Carien das Helfenbein mit Purpur „gefärbet hat, ein zierliches Gebiß für ein „Pferd daraus zu verfertigen; sie verwahret es in ihrem innersten Zimmer; viele wa„kere Ritter wünschen dasselbe zu besitzen, „aber es ist für einen König aufbehalten, als „eine Fürstliche Arbeit, und soll dem Reuter „und dem Pferde zu einem herrlichen Zier„rath dienen. Also wurden dir, königlicher „Menelaus, die Schenckel und Hüfften mit „Blut beflecket, welches noch weiter hinnuter „biß auf die wohlgestalteten Beine floß.„ Wer siehet nicht, daß der Poet dieses Gleichniß mit Hinauswerffung aller hieher nicht gehöriger Umstände, gantz kurtz und einfältig also hätte zusammenfassen können: Wie wann das Helfenbein mit Purpur gefärbet wird, also wurden dir die Schenckel mit Blut besprengt. Alleine Homerus wollte diesen Anlaß gebrauchen uns zu melden, daß in den

 ersten

ersten Welt-Altern das Frauenvolck in Lydien und Carien sehr köstliche Wercke von Helfenbein mit Purpur eingesprengt, verfertiget habe, welche theurer als Gold geschätzet worden, und alleine gedient haben, den Staat grosser Herren und königlicher Personen zu verherrlichen. Neben dem sind diese Umstände nicht überall unnützlich, angesehen sie den theuren Glantz des mit Purpur eingesprengten Helfenbeins, und folglich den dadurch vorgebildeten Schimmer der mit Blut befleckten weissen Gliedmassen des Menelaus auf eine angenehme Weise erhöhen. Mit dem allen wollte ich unsern Poeten nicht rathen, dieses letztere Gleichniß des grossen Homers zum Muster ihrer Nachahmung zu nehmen; dergleichen Abweichungen stehn nur grossen Männern wohl an; Homerus selbst hat Bilder von dieser ausschweiffenden Art mit sparsamer Hand angebracht, und der bequeme Ort, wo sie stehen, machet sie allemahl erträglich. So leicht es meinen Landsmännern ankäme, allerley Abwege zu finden, und sich in einem Gleichniß von dem Hauptzwecke nach und nach zu entfernen; so schwer würde es für sie seyn, eben so kunstreich, wie Homerus, auszuschweiffen, dergestalt, daß der Zweck niemahls aus dem Gesicht gesetzet wird. Wann grosse Geister etwan die Regeln der Kunst bey Seite setzen, so glaubet nicht,

nicht, daß es aus Unwissenheit, Unbedachtsamkeit oder Unvermögen geschehe, sie wissen, warum sie es thun, und wann wirs eben so reiflich einsähen, so würden wir finden, daß sie mitten in ihren Abweichungen vortrefflich und verwundersam sind. Ich will zwar nicht verschweigen, daß der genausichtige La Motte in seiner Abhandlung von Homers Ilias, wo er in einem eigenen Abschnitt die Gleichnisse dieses Gedichtes untersucht, eben diese Vergleichung von des Menelaus Blut-gefärbten Schenckeln mit Purpur auf Helfenbein vor eine Probe anführet, auf welche er seine Beschuldigung gründet, daß Homer gewohnt sey, den Leser mit vielen fremden und kleinen Umständen von der Haupt-Sache abzuführen, welche darüber gäntzlich aus dem Gesichte verlohren werde; wozu er ferner hinzusetzet, dieser Poet mische in die Sachen, die er vergleicht, allzu widerwärtige Nebenstücke, es sey ihm genung, daß sein Gleichniß-Bild in irgend einem Stücke mit der Sache übereintreffe, hernach nehme er sich ohne Bedencken die Freyheit, dasselbe weiter von solchen Seiten fortzuführen, welche mit ihr nichts ähnliches haben. Alleine wenn dieser Criticus mehr Achtung auf die Kunst gegeben hätte, womit der Poet dasjenige thut, was er ihm vor eine Schuld zuleget, und was vor herrliche Würckungen er daraus

aus herleitet, so würde er bald gesehen haben, daß seine Beschuldigung auf etwas preißwürdiges fiele, und mehr ein Lob als einen Tadel in sich fassete. Dieses wird sich noch klärer zeigen, wenn wir ferner einen besondern Nutzen betrachten werden, den die Gleichnisse in Epischen Gedichten haben, von welchem wir gleich handeln wollen.

Wann der Poet die Leser mit Schrecken und andern ungestümen Bewegungen angefüllet hat, so kan er sich dieser Figur mit gutem Nutzen bedienen, das Gemüthe desselben nach und nach wieder zu besänftigen, den Geist auf angenehme Bilder abzuführen, und die Materie durch eine artige Abwechselung in ein änderndes Licht zu setzen. Die Gleichnisse sind ein Mittel, und gleichsam eine Brücke, von dem Ungestümen und Wilden zu dem Stillen und Anmuthigen hinüber zu gehen. Wann dieses ohne Zwang geschiehet, empfängt der Leser ein sonderbares Vergnügen dadurch; wie in der Musick, wann nach einem starcken Thon ein sanfter folget. Ich will dißmahl das Exempel aus Virgils Eneis nehmen. In dem ersten B. steht ein solches Gleichniß, welches so zugerichtet ist, daß es seinen Helden allmählig aus der Gefahr heraus führet, und zugleich den Leser des Kummer-vollen Schreckens, worinn er seinetwegen begriffen war, befreyet; v. 148.

Ac veluti magno in populo cum sæpe coorta est
Seditio, sævitque animis ignobile vulgus;
Jamque faces & saxa volant; furor arma ministrat:
Tum pietate gravem ac meritis si forte virum quem
Conspexere silent, arrectisque auribus adstant,
Ille regit dictis animos & pectora mulcet.
Sic cunctus pelagi cecidit fragor, æquora postquam
Prospiciens genitor, cœloque invectus aperto
Flectit equos, curruque volans dat lora secundo.

Der Poet hatte vom 81sten Vers an durch die vortreffliche Beschreibung eines rasenden Sturmes seinen Helden samt dem kleinen Rest, der von Troja übrig blieben war, in die äusserste Gefahr gesetzt, und das Schreken und die Angst-volle Bestürtzung des Lesers biß aufs höchste getrieben. Mit dem 125sten Verse, wo er durch das stürmerische Ungewitter den Neptun selbst aufweket, und an den Rand des Meeres hervor kommen läßt, wird zuerst einige Hoffnung zu ihrer Errettung gegeben; er fängt allgemach an, die strenge Leidenschaft, womit die Brust der Leser gantz beklemmet war, zu besänftigen; und hier dienet ihm dieses Gleichniß vortrefflich den Schritt von dem Sturm zu der Stille auf eine geschickte Art ohne einen Fall zu thun, und das Gemüth des Lesers aufzuklären. Das Gleichniß von einem Aufstand,

- - Wann das wilde Volck aufrührisch stürmt u. jährt
Von seiner blinden Wuth aufs seltzamste bewehrt,
Und Scherben, Holtz u. Stein jetzt durch die Lüfte schicket,

entfer-

entfernet zwar die Gefahr nicht völlig, jedoch vermindert und verringert es dieselbe schon, angesehen die Feinde in dem Ungewitter weit mächtiger, und mit verderblichern Waffen bewehrt waren:

- - - - - - - Es sitzet auf den Tieffen
Ein' ungeheure Nacht; die Donner-Schläge lieffen
Vom Nord- zum Süder-Pol; Es schoß manch lichter Strahl
Mit Feuer durch die Luft; Hier, dort, und überall
Erhebet etwas sich, das nach den Schiffen zielet,
Bewaffnet mit dem Tod. - - - - - - - -

Auch verkürtzet der Poet gleichsam die Gefahr in dem Gleichniß, indem er nur wenig Verse davon machet, wie er hingegen den Sturm von allen seinen Umständen beschrieben hatte. Also bereitet er das Gemüth zu einer erfolgenden Stille. Und wann er hernach einen wohlberedten Mann und weisen Rath einführt, welchem seine Tugend und Verdienste ein Ansehen geben, so daß seine Reden daher ein grosses Gewicht empfangen; wann er bey Erblickung desselben alles stille werden läßt; Statim ac conspexere silent:

Wenns einen weisen Mann und klugen Rath erblicket,
Es plötzlich stille steht, merckt auf, und sich nicht rührt
Der die Gemüther dann besänftigt, lenckt und führt
Mit seiner Reden Krafft; - - - - - - - -

So bildet er das Ansehen des Gottes Neptunus, und die geringe Mühe, die es ihm kostete

kostete den Sturm zu stillen, auf eine nachdrückliche und lehrreiche Art ab. Derselbe schalt nur das Meer, und es schwieg gleich.

- - - - - - - - Er heisset derowegen
Den West-Wind, und den Ost sich ihm zu Füssen legen,
Und fährt sie scheltend an. - - - - - -
Er stillet Angesichts des stoltzen Meeres Wuth.

Im übrigen muß ich noch anmercken, daß dieses Gleichniß-Bild von dem Poeten mit geschickter Wahl ausgelesen worden. Homerus hatte im zweyten B. der Ilias v. 147. die Bewegung eines Volckes mit der Bewegung des Meers vergliechen. „Das versammelte Volck erhob sich, wie die unermeßlichen Wasser-Heere im Icarischen Meer, welche der Ost- und der Sud-Wind, die aus den Wolcken des Vaters Jupiter herunter steigen, aufgebracht hat.„ Man kan ohne mein Erinnern sehn, wie meisterhaft Virgil diese Stelle zu seinem Gebrauche verwendet hat. Was bey Homer den Text ausmachete, giebt ihm den Stof zu dem Gleichniß, und die Materie des Homerischen Gleichnisses ist ein Stück von seiner Geschicht. Homer hat nur auf die Gleichheit in der Bewegung gesehen; welches zu seiner Absicht schon genung war: Virgil hat alle die Umstände, welche ich angeführt habe, darinnen anzubringen gewußt.

Diese

Diese belobte Kunst, die Gleichnisse bey Ubergängen zu gebrauchen, war sonst Homer schon vollkommen bekannt. Nur ein einziges Exempel zum Beweise anzuführen, so macht er im ein und zwantzigsten B. der Ilias, wo er den Achilles aus einer grossen Noth errettet, den Ubergang mit diesem angenehmen Gleichniß: „Wie wann ein Gärtner aus einer „Quelle das lautere Wasser mit der Spathe „in der Faust zwischen Blumen-Beten und „Geländern hinleitet, und die Sachen, so „das Wasser an seinem Lauffe hindern wür„den, heraus wirft; indem der Bach an„werts läuft, schmiegen sich auf dem Grun„de alle Kißlinge, das Wasser fließt mur„melnd dem Graben nach, und überholt „seinen Leiter. Also ergriff der Strohm den „Achilles, wiewohl er heftig eilete, denn „die Götter sind mächtiger, als die Men„schen.„ Ehe der Poet mit diesem Gleichniß kam, sahen wir den Achilles sich mitten im Scamander überwerffen, und aus aller Macht mit dem Strohm kämpfen; doch, als wir jetzt fürchteten, daß ihn die Gewalt der Wellen fortschleppen würde, lencket der Poet unsre Gedancken auf den anmuthigern Gegenstand eines stillern Wassers, womit er die Hoffnung, daß Achilles aus dieser Gefahr werde gerettet werden, bey uns wieder rege macht, und uns einiger massen beruhigt, so daß wir nun seine Noth mit mehr

Ruhe

Ruhe ansehen, biß er endlich durch den Beystand der Götter derselben entrissen wird.

Dieses Gleichniß hat dem lateinischen Poeten so wohl gefallen, daß ers als eine Beschreibung in das erste B. von der Feld-Arbeit versetzet hat.

Deinde satis fluvium inducit, rivosque sequentes,
Et cum exustus ager morientibus æstuat herbis,
Ecce supercilio clivosi tramitis undam
Elicit. Illa cadens raucum per levia murmur
Saxa ciet, scatebrisque arentia temperat arva.

„ Er führet den Fluß in seine Felder, viele
„ Bäche gehen ihm mit folgsamen Wellen
„ nach; wann dann das Land vor Hitze
„ schmachtet, und die Kräuter darauf ster-
„ ben, so leitet er das Wasser von einer ge-
„ linde abschiessenden Höhe herab auf das-
„ selbe nieder; Indem es fällt, rauscht
„ es mit einem heisern Murmeln über die
„ glatten Kiesel-Steine, und erlabet das
„ verdorrete Feld mit seinen kühlen Brunn-
„ Adern.

Der

Der sechßte Abschnitt.

Von dem rechten Ort und Sitz der Gleichnisse.

Nothwendigkeit den Gleichnissen in einem Werck Ort und Maß zu setzen. Vergleichung der Wohlredenheit mit der Koch-Kunst. Mangel einer Untersuchung dieser Materie. Die Gleichnisse schi-ken sich an dem Orte nicht, wo die Regung selbst als redend eingeführet wird; ausgenommen die erleuchtenden Gleichnisse. Wie Virgil von der Dido Bewegung über Eneas Einschiffung mit einem Gleichniß redet, aber da er sie selbst davon reden läßt, ihr gantz andere Figuren in den Mund leget. Amthors seichte Verdeutschung ihrer Rede. Homers Geschicklichkeit die Sprache der Affecte und des Geistes zu verändern. Wie Homerus die wenigen ausgeführten Gleichnisse, die er in den Reden seiner Personen einfliessen läßt, an dem rechten Ort gesetzet, ohne Verletzung des Characters der Regung; in einer ruhigen Unterredung, bey einem gesetzten Gemüthe, und über der Taffel. Vertheidigung eines Gleichnisses, das Homerus dem Asius in einer hefftigen Gemüthes-Bewegung desselben zugeschrieben hat.

Was ich in einigen Blättern von den unterschiedenen Absichten, in welchen die Gleichniß-Bilder mit Nutzen können angebracht werden; wie auch von der künstlichen Austheilung und Mischung so wohl als der geschickten Verbindung dieser Absichten biß-dahin ziemlich ausführlich vorgetragen habe, wird

wird meines Erachtens schon zulänglich seyn; und jetzo wird man von mir erwarten, daß ich auch einige Anleitung gebe, an welchem Ort und mit welchem Masse diese Figur der Rede, von der wir reden, müsse gebraucht werden, wenn sie den Zweck nicht verfehlen soll. Es ist leicht zu begreiffen, daß eine gründliche und deutliche Unterweisung über diesen Punct eben so nothwendig als wichtig ist. Wer daran noch zweifeln wollte, dem gebe ich zu bedencken, daß am unrechten Orte gesetzte Gleichnisse den natürlichen Character der Rede eben so häßlich verstellen und verderben, als die Schmincke ein schönes Angesicht; daß die Oeconomie einer Schrift in Ausspendung der Figuren ein gewisses Maß und häußliche Ordnung erfordert; daß der Geist des Menschen von Natur gantz ruhmräthig und geneigt ist, seinen Reichthum, worinn der auch bestehen mag, auszulegen; daß die Verschwendung auch dann straffwürdig sey, wann sie von einer guten Absicht herrühret. Insbesondere wird ein gemessener Unterricht von diesen Stücken meinen deutschen Lesern vor andern nöthig seyn, nachdem sie durch das Ansehen und berühmte Exempel des gelehrten Lohensteins geblendet sich in die übermässige Pracht seiner Schreibart so unglücklich verliebet haben, daß sie das wahre Maß der Natur gröstentheils vergessen haben. Es hat mit der Wohlredenheit einer-

ley Bewandtniß, wie mit der Koch-Kunst. Der vornehmste Kunstgriff eines Kochverständigen bestehet darinne, daß er durch eine geschickte Vermischung und Verbindung unterschiedener Arten von Geschmack, welche sich am besten mit einander vertragen, eine solche Symmetrie und Ubereinstimmung der Säfte zuwege bringe, dadurch die Zunge und Kehle auf eine angenehme Weise gekitzelt, und die Lust zu essen, inzwischen daß sie befriedigt, zugleich auch erhöhet wird. Diesen Zweck kan er nicht erhalten, wann er die Kunst nicht innen hat, wie jegliche Art von Geschmack an ihrem rechten Ort und in gewissem Masse anzubringen, welches dieser Ort sey, und worinn dieses Maß bestehe, welche Speise angenehm sey, wann sie in einer gewissen Brühe lieget, und welche besser schmecke, wann sie gebraten ist:

Nec sibi cœnarum quivis temere arroget artem,
Ni prius exacta tenui ratione saporum.
Nec satis est cara pisces avertere mensa
Ignarum, quibus est jus aptius, & quibus assis
Languidus in cubitum jam se conviva reponet.
HOR. L. II. Sat. 8.

Die Gleichnisse und andere Figuren sind wie das Saltz und Gewürtz, wird es mit allzu karger Hand über eine Speise gestreuet, so bleibet sie ungeschmackt; wird es dann am unrechten Orte verschwendet, so folget Eckel dar-

darnach. Eine solche unzeitige und übermässige Verschwendung des Gewürtzes in Zubereitung der Speise zeuget zwar von dem Reichthum u. der Freygebigkeit des Hauß-Wirths; aber sie verräth zugleich desselben verderbten Geschmack. Auf gleiche Weise sind die Gleichnissen überaus bequem, eine Schrift herrlich auszuzieren; Jedoch wann sie am unrechten Ort und ohne Maß verschwendet werden, so thun sie nicht nur den reichen Witz des Verfassers, sondern auch die Armuth seines Verstandes kund. Nach diesem Licht vergleicht sich Lohensteins berühmtes Werck, Arminius genannt, einer kostbaren Mahlzeit, wo der reiche Wirth auf keine Kosten geachtet, und ohne Spahren auftischen lassen, was Garten, Heerde, Wald und Meer Niedliches und Leckerhaftes dargeben kan; wo insbesondere die entferntesten Theile der Welt auf die Tafel senden müssen, was sie seltenes und theures haben; bey alle diesem Uberfluß aber die Speisen so übel zubereitet, die Gerichte so ungeschickt gegattet, und so ungereimt vermischt sind, die Brühe so versaltzen, die Würtze so übermässig verschwendet ist; daß die Gäste vor lauter Eckel bey überladener Tafel hungerig sitzen, wie dem Tantalus wiederfahren ist. Uberdiß vermehrt den Uberdruß die unbescheidene und ungestüme Prahlerey des Wirthes, der euch unaufhörlich zum Essen

 nöthigt,

nöthigt, indem er euch nicht nur erzehlt, wie viel ihn eine jede Tracht zu stehen komme, sondern auch die Natur und das Wesen desselben mit ruhmräthiger Weitläuftigkeit berscheibet; dergestalt, daß die unwilligen Gäste an seiner thörigten und geschmacklosen Kostbarkeit sich nicht besser zu rächen wissen, als dort Nasidieni Gäste gethan haben, wie in ihrem Nahmen Fundanus bey Horatius erzehlet:

- - - - - - - Quem nos sic fugimus ulti,
Ut nihil omnino gustaremus : velut illis
Canidia afflasset pejor serpentibus Afris.

Oder, damit ich mich mit einem Gleichniß von Plautus seinen kürtzer ausdrücke, so ist besagtes Buch des von Lohenstein einer übergrossen Schüssel gleich, ubi una multa jura confudit coquus; und siehets darinnen aus, falls mir vergönnet ist, kleine Dinge mit grossen zu vergleichen, als dort in der Chaotischen Materie:

Non bene junctarum discordia semina rerum.
- - - - - Nulli sua forma manebat;
Obstabatque aliis aliud : quia corpore in uno
Frigida pugnabant calidis, humentia siccis,
Mollia cum duris, sine pondere habentia pondus.
OVID. METAM. L. I.

Wiewohl nun ein bestimmter und deutlicher Unterricht von diesen Puncten höchstnoth-

nothwendig ist, so muß ich doch klagend erwähnen, daß ich mich bißdahin nach dergleichen vergebens umgesehen habe. Die Lehrer der Rede-Kunst gehen nicht weiter, als daß sie die Gleichnisse und Vergleichungen auch unter die Zahl der poetischen Figuren einschreiben, und nach einem kahlen Nahmen-Register ein paar Exempel, die ersten die besten, hinzuthun. Damit lassen sie euch in der vorigen Ungewißheit stecken. In Betrachtung dessen will ich mich die Mühe desto weniger dauren lassen, welche darauf gehen muß, diese Materie in das gehörige Licht zu setzen, und den ungewissen Geschmack, was dieses Stücke anbelanget, in bestimmte und gemessene Regeln zu fassen.

So bequem die Gleichnisse sind, den Schwung, die Grade und Würckungen einer Gemüths-Leidenschaft deutlich und nachdrücklich abzubilden; so übel schicken sie sich hingegen, wo die Regung selbst als redend eingeführt wird. Je heftiger die Bewegung ist, je weniger Zeit wird man übrig haben, je weniger Müh wird man aufwenden, die Aehnlichkeiten der Dinge hervor zu suchen; Die Leidenschaft ist voller Ungedult, sie wollte gerne viel Dinge auf einmahl sagen, die gemeine Sprache, da man sich nach den syntactischen Regeln der Fügung und Verbindung achtet, daucht ihr allzu matt und langsam, sie bedienet sich darum ihrer

eigenen Figuren, meistens lauter abgekürtzter, gebrochener, halber, unausgeführter Sätze, z. E. des Ausruffes, der Frage, der Anrede, u. s. f. Einer der in der Hitze redet, ist einem Fliehenden gleich, welchen ein Feind, oder die Obrigkeit, die Rächerin der Ubelthaten, verfolget; Gefahr und Schrecken hengen ihm Flügel an, er nimmt den Weiten mehr durch Sprünge als durch gemessene Schritte, er verläßt die zwar gebähnte und gemächliche aber krumme Strasse, und schlägt in einen neuen aber kürtzern Weg ein, durch ebene oder holperichte, steinigte oder strauchigte Gegenden; er säumt sich nicht die abwechselnden und mit jedem Augenblicke ändernden angenehmen Aussichten zu betrachten, oder die Ordnung und Symmetrie der Palläste und Gärten, die ihm auf dem Weg aufstossen, mit den Augen zu messen. Es fehlet ihm an einem ruhigen und aufgeräumten Gemüthe, das hierzu erfodert wird. Hieraus folget, daß die Gleichnisse nicht zu der Sprache der Gemüths-Bewegungen gehören. Sie schicken sich alleine vor ruhige Leute, welche Zeit und Weile genug haben sich gemächlich zu erklären. Die Gleichnisse werden formiert, indem die Einbildung dem Verstande mancherley Bilder gerade zu vorleget, welche er dann gegen einander hält, und aus ihrer Vergleichung dasjenige, wo-

rinne

rinne sie einander ähnlich sind, sorgfältig hervorsuchet: Nun ist dieses wohl unleugbar die Arbeit eines ruhigen Geistes. Die Gleichniß-Bilder dienen, wie ich oben gezeiget habe, entweder einen Gedancken mit einem ähnlichen Bild zu erklären, oder selbigen auszuschmücken, oder zu verstärcken, oder endlich einen Unterricht von etwas zu geben: Nun ist die Leidenschaft zu eilfertig und zu eigensinnig, als daß sie den Gegenstand, der sie aufgebracht hat, aus den Augen setzen, und zu Betrachtung fremder Bilder ausschweiffen sollte. Wann das Gemüth erhitzet ist, so hört alle Kunst und Verstellung auf, die Vernunft ist gefesselt, die ungestümen Triebe der Natur brechen mit Gewalt hervor, aller Zierrath und weitgesuchter Schmuck wird als etwas Nichtswürdiges weggeschmissen und mit Füssen getreten, der schönste Putz, die Haare, werden ausgerauffet; so fern ists, daß ein solcher Mensch eine gesetzte Doctoralische Mine annehmen, und mit einer dogmatischen Gelassenheit Lectionen geben könne. Alldieweil nun eine heftige Leidenschaft alle diese angeführten Absichten ausschließt, so wird daraus mehr als klar, daß die Gleichnisse sich vor die Ausdruckung der Gemüths-Bewegungen nicht schicken.

Wann ich aber diese Figur der Gleichnisse aus der Sprache der Leidenschaften

will hinausgeworffen wissen, verstehe ich alleine die ausführlichen und aus einander gesetzten Gleichnissen, welche die Frucht eines sinnreichen Verstandes sind, und in die Rede eingeflochten werden, entweder für einen blossen Zierrath zu dienen, oder die unersättliche Begierde nach Wissenschaft zu befriedigen, oder einen Gedancken nachdrücklich zu erhöhen. Denn was die kurtzgefaßten Vergleichungen anbelangt, so stehen dieselben an jedem Orte wohl, und können in allen Gattungen Schriften Statt und Platz haben, angesehen sie, wie ich im ersten Abschnitt gezeiget habe, unentbehrlich nothwendig sind, danckele und ungewisse Begriffe zu erläutern, als zum Ex. wann ich sage: Die Feinde sind in nicht geringerer Anzahl vorhanden als die Blätter auf den Bäumen, und als das Sand am Gestade; oder mit Homer im fünften B. der Ilias: „Sie verbergen sich, wie forchtsame „Hunde vor einem Löwen.„ Selbst in den erhitzten Reden der Gemüths-Bewegungen können dergleichen nicht gemisset werden. Denn da hat man sie vonnöthen die Umstände einer Sache zu vergrössern, alldieweil man sich in der Gemüths-Bewegung ein Ding niemahls nach seinem wahren Verhältniß vorstellet.

Homer und Virgil haben dieses überaus wohl in Acht zu nehmen gewußt. In ihren Erzeh-

Erzehlungen oder Beschreibungen, wo der Poet oder eine andere Person bey gesetztem und stillem Gemüthe redet, lebet alles bey der Menge Bilder und Gleichnisse; aber so bald die Leidenschaft, womit ein Held eingenommen ist, selbst als redend eingeführet wird, können wir nicht ohne Verwunderung wahrnehmen, was vor ein grosser Unterscheid zwischen der Sprache des Geistes und der Ausdruckung des Hertzens befindlich ist, wann dort die Kunst und hier die Natur redet. Wahrhaftig, man wird da keine gekünstelten Zierrathen von ausführlichen Gleichnissen antreffen. Lasset uns nur, als ein Exempel, die Beschreibung von Eneas Untreue, im vierten Buche der Eneis, mit Fleisse betrachten. Wenn Virgil die Gemüths-Regung beschreiben will, welche die Dido auf den Bericht von der Trojaner unvermutheten Abreise überfallen hatte, so bedienet er sich folgenden Gleichnisses, v. 300.

Sævit inops animi, totamque incensa per urbem
Bacchatur; qualis commotis excita sacris
Thyas, ubi audito stimulant trieterica Baccho
Orgia, nocturnasque vocat clamore Cithæron.

Aber so bald als er die Gemüths-Bewegung selbst redend vorstellt, wie Dido anfänglich ihre zärtliche und noch mit Hoffnung begleitete Liebe durch Klagen, Be-

 straf-

straffungen, Beschwörungen, bittliches Ansuchen, Vorstellungen ihrer Verdienste, ausdrücket, und nichts verabsäumet, den Eneas zum Mitleyden zu bewegen, und auf andere Gedancken zu leiten; wie sie hernach, als sie seinen hartnäckigten Sinn nicht biegen können, voll Verzweifelung und Raserey, bald ihre eigene gutherzige Leichtglaubigkeit und seinen schnöden Undanck aushöhnet, bald ihren aufs höchste gestiegenen Unmuth auslässt, bald die vorgewendeten Ursachen seines Aufbruches als erdichtetes Zeug verwirft, und endlich ihre unversöhnliche Rachgier, die auch der Tod nicht auslöschen kan, in erschrecklichen Verwünschungen an den Tag leget, da hören alle Kunst-Streiche des Witzes auf, da verschwinden alle allzu symbolische Figuren, alle ausgeführten Gleichniß-Bilder: Hingegen hören wir die eigene Sprache der Natur, welche durch manche Frage, manchen Ausruff, durch Ironien, Hyperbolen und dergleichen mit grosser Geschicklichkeit in einander geflochten, und ohne den geringsten Zwang abgebrochen, abgeschnitten und verwirret ist, so daß mans ohne die empfindlichste Bewegung nicht lesen kan, ein jeder fühlt, was Canitz fühlete:

Und hör' ich Dido dort von Lieb' und Undanck sprechen,
So möcht ich ihren Hohn an den Trojanern rächen. *

Der

* Ich muß hier einen Fehler rügen, der in Herrn Gottscheds critischer Dicht-Kunst, wo diese zwey Verse

Der berühmte Tragödien-Schreiber Peter Corneille, der die Natur der Leidenschaften so gründlich erkannt hatte, hat in seinem Polyeuctes eine Anmerckung einfliessen lassen,

welche

angezogen werden, eingeschlichen ist. Daselbst lauten sie also:

Und hör ich Dido dort von Hohn und Undanck sprechen,
So möcht ich ihren Schimpf an den Trojanern rächen.

Durch diese Veränderung wird alle die sorgfältige Betrachtung umgestossen, mit welcher Canitz auf den verschiedenen Character der beyden Reden, so Virgilius der Dido zugeschrieben, gesehen hatte. Man schlage dieselben nach, so wird man sehen, daß die erste auf die Liebe der Dido und den Undanck des Eneas hinausläuft; und die andere, nachdem die erste bey Eneas nichts verfangen hatte, von Zorn wegen des empfangenen Hohnes angefüllt ist. Nun werden diese gehörigen Grade in den Versen, wie sie in dem angezogenen Orte stehen, durch einander geworffen. Der Hohn gehet vor dem Undanck her, welcher doch den Anlaß dazu gegeben hatte, der Liebe wird nicht gedacht, und das Wort Schimpf vermindert den Begriff von dem Hohne zur Unzeit. Wiewohl ich gern glaube, daß diese Veränderung in denen beyden Canitzischen Zeilen ohne Vorsatz gemacht worden, habe ich doch diesen Anlaß gebrauchen wollen, zu zeigen, mit was für Sorgfalt und Fleisse grosse Poeten die Wörter wehlen und setzen; so daß sich davon keines wegnehmen, oder umsetzen, oder verstellen läßt, ohne daß der Verstand, der Nachdruck, und die Ordnung der Gedancken dabey leiden müsse. Gemeine Scribenten wissen von dieser Sorgfältigkeit nichts, und verkehren ohne Nachsinnen die Bedeutungen der Wörter so wohl als die Begriffe selbst.

welche diese Art einer verzweifelten Liebe, der alle Hoffnung abgeschnitten ist, nach der Natur beschreibet:

Un Amant qui perd tout n'a plus de Complaisance,
Dans un tel entretien il suit sa Passion,
Et ne pousse qu'injure & qu'imprecation.

Nach der Ubersetzung der geschickten Fr. Linkin:

Wer liebt und nichts mehr hofft, vergißt der Höflichkeiten,
Er folgt den Regungen in einem solchen Strauß,
Und stösset nichts als Fluch- und Drohungs-Wörter aus.

Amthor hat das letzte Stück von dieser Hertz-rührenden Rede der Königin Dido samt etlichen andern Stücken aus der Eneis deutsch gegeben, jedoch so matt und unglücklich, daß ich vor nöthig halte, bey dieser Gelegenheit einige Fehler in seiner Ubersetzung, wodurch der Character der Gemüths-Bewegungen verletzet wird, zu berühren.

Wann Dido v. 368. aller Hoffnung beraubet, fortfährt den halsstarrigen und unerbittlichen Sinn des treulosen Eneas zu schelten, spricht sie:

Nam quid dissimulo? aut quæ me ad majora reservo?
Num fletu ingemuit nostro? num lumina flexit?
Num lacrimas victus dedit? aut miseratus amantem est?

Dieses giebt Amthor in sechs Zeilen also:

Ich rede was ich muß; verstellen hilfft mir nicht,
Weil aller Hoffnungs-Grund auf ewig mir gebricht.

Hat

Hat dieser heisse Bach, der meine Wangen nässet,
Ihm auch den kleinste Hauch von Seufzern ausgepresset?
Wirfft sein verstockter Sinn auch wohl noch einen Blick
Durch diese Flut erweicht, auf seine Braut zurück?

Man beliebe zuförderst anzumercken, daß Virgils drey Verse aus sechs absonderlichen Fragen bestehen, welche Amthor gröstentheils in dogmatische Sätze und Schlüsse ausgedähnt, so daß er nicht mehr als zwo Fragen beybehalten hat. Man erinnere sich anbey, daß diese Figur der Frage ein vornehmes Merckmahl und Kennzeichen der Sprache eines entrüsteten und erzörnten Menschen ist, dadurch sie sich von den gelassenen Sätzen eines ruhigen unumfangenen Gemüthes unterscheidet. Löset man nun diese Fragen in der Dido Rede auf, und knüpfet die Sätze durch die Verbindungs-Wörtgen an einander, so redet nicht mehr die Leidenschaft, sondern ein stiller, ruhiger Geist. Nachdem die Gemüths-Bewegungen bey allen Menschen unter der Sonnen, sie mögen eine Sprache reden, welche sie wollen, einerley Würckungen thun; und dem gemäß die Figuren der Rede eben die allgemeine Sprache der Leidenschaften ausmachen, und keineswegs einer absonderlichen Sprache eigen sind; so können sie in der Ubersetzung niemahlen wegbleiben, soll das Feuer der Gemüths-Bewegung nicht zugleich ausgelöschet werden. Je heftiger die Aufwallung ist, in welcher man redet, je häuffi-

ger

ger stellen sich diese Figuren ein; werden sie nun in der Ubersetzung zum Theil weggelassen, und vermindert, so wird dadurch zugleich die Hitze der Leidenschaft auf einen geringern Grad gesetzet. Ein ruhigeres Gemüthe würde den Gedancken, welchen Dido bey Virgil mit sechs Fragen aufs beweglichste ausgedrücket hat, ungefehr in folgenden Schluß verfaßt haben: „Weil denn meine Klage und „wehmüthige Vorstellung diesem Treulosen „nichts angewinnen, und nicht anderst, als „ob ich ihm gäntzlich fremd und unbekannt „wäre, ihm kein Zeichen einiger Reue, „Scham, Liebe, Zärtlichkeit oder Mitlei„dens, weder Seufzer noch Thränen ab„nöthigen mögen, so bleibet mir keine Hoff„nung mehr übrig, daß er sich durch einiges „Mittel werde erweichen lassen; und darum „würde es nichts helffen, wenn ich gleich „meinen Unwillen verbergen, und ihm noch „länger schonen wollte.„ Einen solchen förmlichen Schluß würde ein stilles Gemüth abfassen, bey welchem die Hitze der Leidenschaft allbereit gröstentheils verflogen, und doch noch eine kleine Lust sich mit Worten an seinem Feinde zu rächen übrig blieben ist; aber die ungestüme Regung löset die Bande auf, womit der ruhige Verstand diese Sätze in einer regelmässigen Fügung verknüpft hat, sie trennet ihre Ordnung; sie verfällt einsmahls auf den Schluß, daß ihr nichts übrig gelassen

gelassen sey, womit sie sich an ihrem treubrüchigen Feinde rächen könnte, als Worte und Klagen, nachdem sein entschlossener Sinn nicht zu bewegen ist; und erst hernach sucht sie diesen Schluß durch Gründe zu rechtfertigen, indem sie ihr vorstellt, daß sie mit allem ihrem Bitten und Klagen bey ihm nichts ausgerichtet, und daß er kein Zeichen von einiger Veränderung seiner Gedancken habe blicken lassen. Und alle diese Sätze verwandelt sie endlich in so viele Fragen, dadurch dieselben erst in der gehörigen Lebhaftigkeit und Heftigkeit hervorbrechen. Sie drückt sich ungefehr, wie folget, aus. Was soll ich ihm länger ohne alle Hoffnung verschonen? Werde ich doch durch die freye Entdeckung meiner Gedancken nichts weiter verschertzen können! Oder hat mein Flehen ihm nur einen Seufzer abgedrungen? Hat er die Augen jemahls vor Scham untergeschlagen? Oder aus Empfindlichkeit mit Thränen genetzet? Oder sonst durch einiges Mitleiden zu verstehen gegeben, daß er mich jemahls geliebet habe?

In Versen mögte dieses auf eine erträgliche Weise also gegeben werden:

Was soll ich länger mich ihm zu verschonen zwingen,
Der Hoffnung gantz beraubt? Was Nachtheil kan mirs bringen,
Wenn mein beklemtes Hertz sich ohne Furcht erklärt!
Hielt er mein bittlich Flehn auch eines Seufzers werth?

Sah

Sah man die Augen ihn vor Schame unterschlagen?
Und stuhnden sie bethrånt bey allen meinen Klagen?
Erzeigt' er sonsten sich auf andre Weiß betrübt,
Woran zu mercken war, daß er mich je geliebt?

Ich finde nöthig bey dieser übelgerathenen Ubersetzung Amthors ferner zu erinnern, daß er durch eine matte Weitläuftigkeit, die von unnöthigen Beywörtern, figürlichen Umschreibungen und kleinen nichtswürdigen Umständen herrühret, die Kraft und Deutlichkeit des Hertz-rührenden Ausdruckes Virgils geschwächt hat. Die Reden eines erhitzten Gemüthes sind einem hoch aufgelauffenen Strohme gleich; so lange derselbe eingesperrt und gefangen fließt, stürtzen sich seine Wellen mit Schrecken-vollem Getöse fort, und reissen alles, was ihnen aufstößt, mit sich dahin; aber so bald er frey wird, und sich auf einem ebenen und weiten Felde geraume ausbreiten kan, so wird die Strengigkeit seines Lauffes dadurch gehemmt, und er ergiesset sich dann mit einem matten Geräusche. Was die Virgilianische Dido mit vier Worten ausdrücket, nimmt Amthors Dido Zeit in zwo gantze Zeilen auszudähnen. Was jene einfältig fletus nostros nennt, das giebt diese weit prächtiger:

Der heisse Bach, der meine Wangen nässet;

Sie ist kaltsinnig genug, die Thränen in einen Bach zu verwandeln, und durch das Beywort

wort heiß den Unterscheid zwischen einem eigentlichen und einem figürlichen Thränen-Bach zu bemercken; Ihr erwartet vielleicht, daß sich dieser Bach als eine Flut ergiesse, und das Wangen-Feld überschwemme, aber ihr betrieget euch, er wird beym Frost des Ubersetzers plötzlich eingefroren seyn, so daß er kaum noch Wasser geben kan, die Wangen zu nässen. Nichtsdestoweniger preßt er im folgenden Verse Seufzer aus, wann Amthor das Wort ingemuit also verdeutschet:

Ihm auch den kleinsten Hauch von Seufzern ausgepresset.

Uber dieses bezeichnet Fletus, welches er durch einen heissen Bach giebt, hier nicht die Thränen, (denn Dido weinte jetzt nicht mehr) sondern der Dido vorhergegangene, wehmüthige und Hertz-rührende Klagen, welche dem Eneas wenigstens einige Seufzer solten abgezwungen haben.

Nebendem finde ich an dieser Ubersezung noch zwey Dinge auszusetzen. Eines, daß Amthor die Frage in der dritten Zeile num lacrimas dedit? gäntzlich weggelassen hat; da doch die Thränen schier das deutlichste Kennzeichen von der empfindlichen Bewegung des Hertzens sind, daher Virgilius den Mangel derselbigen nicht vergebens als ein überzeugendes Merckmahl von

des Eneas fühllosen Härtigkeit ausgesetzet hat. Das andere, daß der Teutsche die beyden Fragen num lumina flexit? aut miseratus amantem est? in eine eintzige zusammen geschmeltzet hat; ungeachtet daß eine jede schon vor sich allein und absonderlich einen grossen Nachdruck hat, und die eine ein Zeichen der Scham, die andere ein Merckmahl der Liebe gegen eine Unglückseelige äussert. Zudem hat er wider allen Verstand die vergangene Zeit, so das Wort flexit bedeutet, in die gegenwärtige oder künftige verwandelt. Dido hatte ja schon bezeuget, daß sie nichts mehr abhalten sollte, ihre Gemüths-Bewegung auszustossen, nachdem sie genung versichert ist, daß kein Mittel übrig sey, den Eneas von seinem einmahl gefaßten Schluß abwendig zu machen; in welcher Meinung sie sich selbst noch mehr zu bestärcken sucht, indem sie die allzu offenbahren Zeichen eines kaltsinnigen Hertzens, so sie aus der Mine gelesen, womit er ihre erste Hertz-rührende und wehmüthige Vorstellung vorüber gehen lassen, bey sich wiederholet und erzehlet. Wie übel hat es nach diesem der Ubersetzer getroffen, da er seine Dido bey so bewandten Umständen sich mit einer zuverlässigen Hoffnung unterhalten läßt:

Wirfft sein verstockter Sinn auch wohl noch einen Blick
- - - - - - - - - auf seine Braut zurück.

Denn

Denn dadurch stößt er um, was sie in der ersten Zeile mit so viel Kühnheit bezeuget hat. Auf diese Weise wird Amthors Dido von Virgils seiner in einem wesentlichen Stücke unterschieden; und er liffert euch statt einer getreuen Ubersetzung einen nach Scarrons Manier verkleideten Virgil. Da diese Ubersetzung so gar übel gerathen ist, so kan ich nicht errathen, wie es doch gekommen, daß jemand in einem gedruckten Lehr-Buche eben dieselbe jungen Leuten vor ein Muster der Hertz-rührenden Reden der Leidenschaft vorgeleget, und mit folgendem Lob angepriesen hat: „Wer aus einer „so Hertz-rührenden Rede den Nachdruck „der Figuren nicht begreiffen kan, der muß „wenig Empfindlichkeit und Nachsinnen be„sitzen.„

Allein es ist Zeit, daß wir den Neben-Weg verlassen, und wieder auf unser Vorhaben kommen. Wir sollen den eigentlichen Sitz und Ort anweisen, welchen die ausführlichen Gleichnisse mit Nachdruck und Ergetzen einnehmen und bekleiden können. Hierüber haben wir droben einige Lehrsätze festgesetzet; jetzo wollen wir noch eine Anmerckung hinzufügen, dieselben noch mehr zu bestätigen. Homerus hat in seinen Gedichten die Sprache der Affecte und des Geistes sehr geschickt zu vermengen gewußt. Wann er, als einer der sich bey der Hand-

lung seiner Helden nicht anderst als ein Kundschaffter und Mahler befindet, die Kleidung, die Gebehrden, die Bewegung, die Stellung, den Affect, die Verrichtungen derselben, in seiner eigenen Person beschreibet, so ist er an Bildern, Gleichnissen, und andern figürlichen Zierrathen der Phantasie überaus reich: Hingegen wird man in den Reden seiner Personen, welche er nicht sparsam, und doch auf so verschiedene als Hertz-rührende Weise eingeführt hat, dergleichen Bilder oder Gleichnisse nicht antreffen; da redet die Natur ohne Kunst, so wie es ihr die Hitze eines gewissen Affectes befiehlt; der Witz des Poeten darf sich hier nicht einmengen. Ich dörfte schier davor gut stehen, daß in so unzehlbarvielen charactermässigen Reden, womit Homer die vier und zwantzig Bücher der Ilias ausgeschmücket hat, kaum mehr als ein Duzend dergleichen ausführliche Gleichniß-Bilder vorkommen würden. Was auch diese wenige anbelanget, so will ich einige zum Beyspiel anziehen, zu zeigen, daß auch dieselben allezeit an einem bequemen Orte stehen, und weder den Character der redenden Gemüths-Bewegung, noch die Wahrscheinlichkeit in einigen Weg verletzen.

Im dritten Buche der Ilias wird in einem Episodio der alte König Priamus eingeführt, wie er sich von Helenen die vornehmsten Helden und Feld-Obristen der Archiven zeigen

zeigen und beschreiben läßt, in der Zeit, da in beyden Armeen die nöthigen Anstalten zu dem Kampf zwischen Menelaus und Paris gemachet werden. Man hatte einen Waffen-Stillstand getroffen; Griechen und Trojaner sassen ruhig, und lehnten sich auf ihre Schilde, neben ihnen stuhnden ihre langen Spiesse, die sie in den Boden eingestecket hatten; Helena war, sie zu sehen, auf den Thurm an der Pforte Scea gestiegen, wo sie den alten König Priamus und etliche andere von seinen Räthen angetroffen hatte. Daselbst ruffet der alte Herr sie zu sich, und erkundigt sich erstlich bey ihr, wer einer wäre, der an Ansehen und majestätischer Person alle andern übertraf. Dieses war Agamemnon. Hernach erblickte er einen andern, und fragte auch nach desselben Nahmen, mit diesen Worten: „Sage mir, wertheste Tochter, „wer ist jener; seine Waffen ligen auf dem „Boden, und er gehet, wie ein Wider, „von einem Hauffen zum andern, sie in eine „geschickte Ordnung zu stellen. Fürwahr er „ist einem Wollen-reichen Wider gleich, der „eine grosse Heerde weisser Schafe führt, „und sie ihm bald dahin, bald dorthin folgen läßt.„ Helena berichtet ihn, daß es Ulysses wäre. Worauf auch Antenor sich in ihr Gespräche miteinläßt, und den Anlaß daher nimmt, weil Ulysses, als er samt Menelaus in einer Gesandtschaft nach Troja ge-

kommen war, Helenen wieder zu fodern, bey ihm eingekehret war. Damahls hatte er Ulyssen kennen gelernet, und daher weiß er von ihm zu erzehlen. Insbesondere beschreibt er, wie Ulysses sich gebehrdete, wenn er in einer offentlichen Versammlung die Rede führete, da der Poet ebenfalls ein Gleichniß einfliessen läßt. „Wann der kluge Ulysses, sagt er, „aufstuhnd zu reden, hielt er sich aufrecht „ohne Bewegung, und schlug die Augen un„ter sich zur Erden, rührete den Stab weder „vor noch hinterwärts, sondern hielt ihn „gantz stille, einem Menschen gleich, der „keine Erfahrung von Staats-Verrichtun„gen hat; ihr hättet gesagt, das wäre ein „verächtlicher, ungeschliffener, thörigter und „plumper Mann, aber wenn er den ernst„haften Thon seiner scharffen Stimme hören „ließ, und die Worte ihm wie Schnee„Flocken von der Zunge fielen, so war nie„mand, der ihm den Preiß im Reden streitig „machen dorfte.„ Bey welchem letztern Gleichniß ich anzumercken habe, daß Plinius Secundus darauf gesehen, als er in dem lehrreichen zwantzigsten Sendschreiben des ersten Buches gesagt: Si detur electio, illam orationem similem nivibus hybernis, id est crebram assiduam & largam, postremo divinam & cœlestem volo. Man kan den Nachdruck und die Aehnlichkeit des Homerischen Gleichniß-Bildes nicht geschickter, als mit eben diesen Wor-

Worten anzeigen. Im übrigen wirds niemanden fremd vorkommen, daß diese Gleichnisse in einer so ruhigen Unterredung vorgebracht werden, in welcher die sprechenden Personen Zeit genug haben, einander die Geschichten vergangener Zeiten zu erzehlen. Also erzehlte Priamus hier, wie er in seiner Jugend mit Hülfs-Völckern zu dem Lager der Phrygier und Mygdonier gestossen, welches sie an dem Fluß Sangarius wider die Heldenmüthigen Amazoninnen aufgeschlagen hatten. Eben derselbe war so gütig, daß er die Schuld des gegenwärtigen unglücklichen Krieges von Helenen ablehnet, und auf die Götter schiebet; so fern ist es daß er in einem hohen Affecte gestanden wäre.

Im sechszehnten B. gleich im Anfange, wo Patroclus sich mit weinenden Augen zu Achilles nähert, erkundigt dieser sich um die Ursache seiner Thränen, indem er sich folgenden Gleichnisses bedienet: „Patroclus, warum weinest du wie ein kleines „Mägdgen, das der Mutter nachläuft, und „sie nöthigt, biß sie es auf den Arm nimmt; „da es sich an den Rock hängt, indem sie „weiter eilet, und sie weinend anschauet, „biß daß sie es mit sich führet. Hast du „etwan eine schlimme Zeitung von Hause „bekommen; Menecius lebet ja noch, und „Peleus ist nicht gestorben. Diese beyde „würden uns durch ihren Tod betrüben;

„ Oder hast du Mitleiden mit den Achеern, „ die doch aus eigenem Versehen sterben.„ Das Gleichniß, womit diese Rede anfängt, sowohl als das übrige Stücke derselben giebt uns genung zu erkennen, daß Achilles im Gemüthe ruhig gewesen sey, und von der Gefahr und Noth, die vorhanden war, nicht das geringste gewußt habe. Zudem läßt er durch dieses Gleichniß die zärtlichste Liebe gegen Patroclus hervorblicken. Aber ihr dörfet nur weiter fortlesen, was Patroclus antwortet und wie er seine Thränen rechtfertiget, so werdet ihr gleich die Sprache eines verwirrten Gemüthes und einer heftigen Leidenschaft erkennen. Insonderheit offenbahrt sich der höchste Unmuth in folgenden Zeilen des Patroclus:

- - - ὀκ ἄρα σοί γε πατὴρ ἦν ἱππότα πηλεύς,
Ὀυδὲ Θέτις μήτηρ. γλαυκὴ δέ σε τίκτε θάλασσα,
Πέτραι τ' ἠλίβατοι ὅτι τοι νόος ἐςὶν ἀπηνής.

Welche Virgilius in einer geschickten Nachahmung der Dido in den Mund geleget hat. Im vierten B. v. 365.

Nec tibi diva parens, generis nec Dardanus auctor,
Perfide: sed duris genuit te cautibus horrens
Caucasus, Hyrcanæque admorunt ubera Tygres.

Im neunten Buche sagt Achilles voll Verdruß und Pochen, v. 324. „ Ich habe „ mit

„ mit aller meiner Arbeit nichts gewonnen,
„ und mein Leben umsonst im härtesten Streit
„ in die Schantze geschlagen; Wie ein Vo-
„ gel die Speise seinen nackenden Jungen
„ heim trägt, und daher sich selbst wenig zu
„ gute thut, also habe ich manche Nacht ohne
„ Schlaffe, manchen Tag im blutigen Streit
„ zugebracht, ihnen ihre Weiber zu schützen.„
Was hier das Gleichniß an sich selbst antrift, so muß ich die Anmerckung, welche der gelehrte Bischof Eustathius darüber gemacht hat, nicht vergessen: „So lieblich, sagt er, dieses
„ Gleichniß ist, so ist es doch mit einigem Trutz
„ begleitet; sehet wie Achilles die Griechen
„ nicht nur mit kleinen, sondern mit nackenden
„ Vögeln, die noch nicht flücke sind, vergleichet,
„ womit er sich selbst erhebet, und sie sämtlich
„ tief herunter setzet.„ Auch wird niemand dieses Gleichniß lesen, der sich nicht gleich entsinne, daß es von dem Heiland geheiligt worden, bey Lucas im 14ten Cap. v. 35. Wollen wir nun ferner untersuchen, ob dieses geschickte Gleichniß an dem gehörigen Ort gesetzet, und der Gemüths-Bewegung des Achilles, der hier redet, gemäß sey; so werden wir uns in dem Urtheil davon nicht betriegen können, wenn wir betrachten, daß die Rede, worinnen es steht, über der Tafel gehalten wird; und daß, ob sich darinne zwar Spuhren von einem starcken Mißvergnügen und Mißfallen finden, jedoch dieses

Mißfallen überall gemässiget ist. Achilles ist nicht mehr in der ersten Aufwallung der Leidenschaft, er hat sich längst gefasset; er ist nicht mehr in der Verwirrung, er ist nicht mehr unschlüssig was er zu thun habe, er hat sich schon bedacht und festgestellet, was er thun wolle; er entrinnt sich auch nicht, sondern ist gelassen genung, seinen Schluß truken und ohne Scheue mit vielen Worten anzuzeigen, und dazu einen Eingang von dem Werth und Lob der Aufrichtigkeit vorhergehen zu lassen.

Es findet sich im zwölften Buche eine Stelle, die man vor andern wider mich anführen könte zu beweisen, daß Homerus auch seinen erhitzetsten und entrüstetsten Personen ausführliche Gleichnissen in den Mund geleget habe. Der Feld-Obriste Asius redet da v. 164. in einer Gemüths-Bewegung, welche der Poet mit grossem Nachdruck in diesen Versen characterisiret.: „Damahls erhob Asius Hyr„tacides ein wüstes Geheule, und schlug sich „selbst in beyde Hüften, indem er die läster„lichen Worte ausstieß.„ Dieses giebt uns einen bittern und mit Zorn und Ereifferung untermischten Unmuth zu erkennen; welche Gemüths-Bewegung sich in folgender kurzen Rede erzeigt: „Vater Jupiter, bist du „denn ebenfalls zum Lügner worden, denn ich „hätte nicht gemeint, daß die Griechen uns „heute Wiederstand halten, und unserm

„sieg-

„ sieghaften Arm sich entreissen würden.
„ Nichtsdestoweniger, wie die bunt-fleckig-
„ ten Bienen oder Wespen ihre Häußgen
„ in heckigten Orten bauen, und ihre hohle
„ Wohnung nicht verlassen, sondern den
„ ankommenden Weidmann erwarten, und
„ zum Schutz ihrer Kinder sich zur Gegen-
„ wehr stellen, also wollen diese Griechen,
„ wiewohl es nicht mehr als zween sind,
„ von ihrem Stand nicht anderst weichen,
„ als todt oder gefangen.„ Wann man
nicht ein übereiltes Urtheil von diesem Exem-
pel fällen will, muß man sich bedeuten las-
sen, daß Homerus durch diese Rede einen
seltzamen Kopf beschreiben will, der in sei-
nen Gemüths-Bewegungen plötzlich von
einem äussersten Ende ohne Mittel aufs
andere verfällt; der einsmahls aufläuft und
sich im Augenblick wieder setzet; der voll
Eigenliebe und Hochmuth sich vor die vor-
nehmste Person in der Trojanischen Armee
hält, und vermeinet, die Götter seyen
schuldig, seine Unternehmung zu beglücken,
daher er sie, nachdem er sich in seiner stol-
zen Einbildung betrogen fand, aus toller
Raserey der Untreue anklagen darf, und
den Sieg vor verlohren giebt. Diesen
Character hätte Homerus wahrhaftig nicht
glücklicher ausbilden können. Seine plötz-
liche Raserey giebt er durch die gottlose
Be-

Beschuldigung an den Tag, da er so wohl den Jupiter als die andern Götter der Lügen straft; seine Tollheit zeigen die Worte: ȣ γὰρ ἔγωγ' ἐφάμην, non putavi futurum; welche Seneca in Consol. ad Marc. Cap. 9. vor die Stimme der Naseweisen ausgiebt. Denn er läßt uns daraus deutlich schliessen, daß seine Raserey aus keiner andern Ursache herrührete, als weil er sich in seiner stoltzen Einbildung betrogen gesehen. Und das Gleichniß, welches er unmittelbar hinzufüget, läßt euch ermessen, daß die Hitze der Raserey schon wieder verflogen, wie ein Irrwisch-Licht, das zu Latein ein Ignis fatuus genannt wird, oder wie ein Stroh-Feuer, das sich zwar in eine grosse Flamme weit ausbreitet, aber sich desto geschwinder verzehrt. Der Poet hat nicht unterlassen, dieses Bildniß durch seine Kunst so auszubilden, daß die Absicht, so er damit vorhatte, niemandem verborgen bleiben kan. Er gedencket nicht nur der Bienen, sondern auch der Wespen, und er beschreibet sie gar sorgfältig von ihrer Zeichnung μέσον αἰόλοι, ihren Stock nennt er κοῖλον δόμον; alles so kleine Umstände, bey welchen sich kein anderes, als ein ruhiges Gemüth aufhalten würde! Darum erinnert Homerus von der schlechten Würkung dieser Rede noch ausdrücklich: ȣ̓δὲ

διὸς

διὸς πεῖθε φρένα. „Asius sprach also, aber
„ Jupiters Sinn ward dadurch nicht über-
„ redet.„

Wer, dem allem ungeachtet, zweifeln wollte, daß dieses Homers Absicht bey dieser Rede gewesen, der darf nur in dem vorhergehenden Blatt des Poeten von dem eiteln Vornehmen des Asius lesen, da er von Pulidamas Einrathen, daß man absteigen und die Brust-Wehr und den Graben der Griechen lieber zu Fuß angreiffen sollte, abweichen dörffen, (wiewohl Hector selbst diesem Einschlag gefolget,) und sich vermessen hat, zu Pferde darüber zu setzen; wovon der Poet urtheilet: „Der albere
„ Mensch! darum sollte er mit seinen Pfer-
„ den und Wagen dem Unglück nicht ent-
„ gehen, noch von den Schiffen triumphi-
„ rend nach dem erhabenen Ilion zurücke
„ kommen.„

Der

Der siebende Abschnitt.

Von dem Gebrauche der Gleichnisse in Trauer-Spielen.

WIe Homerus sich in dem ersten B. der Ilias und den drey ersten Büchern der Odyssea der Einstreuung ausführlicher Gleichnisse enthalten; Virgil hingegen gleich in dem ersten B. der Eneis unterschiedliche angebracht habe. Was vor Ursachen sie davor gehabt. Ob sich vor die Schreib-Art der Tragödie viele Gleichnisse schicken? Eines deutschen Kunst-Lehrers undeutliche Meinung davon. Mißbrauch der Grund-Regel, die befiehlt, auf die Natur zu sehen. Weil in den Tragödien auch Personen von gemäßigten Regungen und gesetztem Gemüthe redend aufgeführet werden, können die Gleichnisse darinnen wohl Platz haben. Daß Orestes und sein Hofmeister, welchen Sophocles etliche Gleichnisse in den Mund leget, ruhigen Gemüthes gewesen. Daß auch die ungestüme Regung der Electra durch eine langwierige Gewohnheit niedergesessen war. Daß der Officier in der Antigone, der in dem Bericht von der Beerdigung Polinices ein Gleichniß einfliessen läßt, nur eine fremde Regung beschreibt. Vorzug der Tragödien des Seneca vor Lohensteins. Geschickte Gleichnisse in dem Mund des ruhigen Ulysses, womit er die erschreckliche Post, die er Andromachen bringet, einigermassen besänfftigt. Mehr Exempel von dieser Art in der Tragödie des Seneca von den Trojanerinnen. Ein paar Gleichnisse in dem Munde der rasenden und verzweifelten Andromacha, wider die Natur und Sprache der Leidenschaft. Schwäche der deutschen Tragödie überhaupt. Character der Trauerspiele Lohensteins und Andr. Gryphen. Ungereimte Einführung der Gleichnisse in denselben. Angenehmes, aber am unrechten Ort angebrach-

brachtes Gleichniß in Junckers Klage dreyer Söhne beym Grabe ihres Vaters. Ein gleichmäßiges Gleichniß-Bild aus Opitzen poet. Wäldern, welches nicht nur vor sich betrachtet, sondern auch in Absicht auf die Person, der es zugeschrieben wird, schön ist.

Es bleibet eine ausgemachte Sache, daß die ausführlichen Gleichnisse sich vor heftige und hohe Gemüths-Bewegungen nicht schicken, und alleine ruhigen Sinnen und stillen Hertzen wohl anstehen; die Beweiß-Gründe, so ich in meinem vorhergehenden Vortrag davon vorgebracht, und zugleich mit dem grossen Exempel der beyden vornehmsten Poeten des Alterthums begleitet habe, leiden nach meinem Bedüncken keinen Widerspruch mehr. Ich sehe dennoch vor gut an, noch einige absonderliche Anmerckungen zu den vorigen hinzu zu fügen, womit ich dieselben noch weiter zu erklären, und zum Theil Anleitung zu geben gedencke, wie dieser Lehr-Satz in Beurtheilung sonderbarer Stellen und Unterscheidung des Geschmacks nützlich könne gebraucht werden.

Gewisse geschickte Critici habens ihrer Mühe nicht unwürdig gehalten anzumercken, daß der unvergleichliche Verfasser der Ilias im ersten Buch dieses Gedichtes alle aus einander gesetzten Gleichnisse mit Vorsatz wohlbedächtig vermieden habe, also daß darinne nicht ein eintziges Exempel von dieser Figur anzutreffen ist, ungeachtet es ihm an Anlaß dergle-

dergleichen anzubringen nicht gemangelt hat. Eben dasselbe habe er auch in seiner Odyssea in Acht genommen, wo nicht nur in dem ersten, sondern auch dem andern und dritten Buch, die Gleichnissen weggelassen worden; Hingegen habe er die übrigen Bücher von diesen beyden Gedichten, insonderheit der Ilias, reichlich mit dergleichen versehen und ausgeschmückt. Und gleichwie, bekannter massen, schon der weise Aristoteles die Gedichte dieses Poeten vor eine Vorschrift genommen, und sowohl die Regeln einer geschickten Dichtung insgemein, als der Epopee insbesondere, nach dem Verfahren, das er darinne fand, eingerichtet und formirt hat; so haben die angeregten Kunst-Richter auch bey diesem Verhalten des Homers geurtheilt, er habe mit dieser wohl-bedachten und am rechten Orte vorgenommenen Sparsamkeit nicht nur zeigen wollen, wie es ihm ein Leichtes sey, seine sonst so lebhafte und feurige Einbildungs-Fertigkeit durch den Verstand leiten zu lassen, und in den gehörigen Schranken zu halten, sondern er habe zugleich allen folgenden Dichtern eine Erinnerung geben wollen, daß der Anfang eines Epischen Gedichtes in allen Stücken nach der Einfalt schmeken müsse. Und wahrhaftig, ein solches Bestreben des Geistes, als zur Ausbildung ausführlicher Gleichnisse vonnöthen ist, wird beym Eingang eines heroischen Gedichtes übel angelegt,

angeleget, wo der Poet alle seine Mühe anwenden muß, einen genugsamen Bericht von dem grossen Vorhaben und der Materie des Gedichtes zu ertheilen, und die Aufmercksamkeit des Lesers zu erhöhen, welche durch fremde und zur Unzeit eingemengte Bilder nur würde zerstreuet werden. Dieses hat Homerus betrachtet, und eben deswegen hat ihn Horatius in seiner Dicht-Kunst gelobet:

Non fumum ex fulgore; sed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut speciosa dehinc miracula promat.

Wenn mir vergönnet wird, die im vorhergehenden Abschnitte gemachte Anmerckung von der Verwandtschaft zwischen der Wohlredenheit und der Koch-Kunst weiter auszuführen, so kan ich hier die Regel, welche Horatius unter dem Nahmen des grossen Küchen-Philosophi Catius aufgezeichnet hat, einem jeden Scribenten, der ein weitläufftiges Werck anfangen will, zur Nachfolge anpreisen:

. . . . . . Vacuis committere venis
Nil nisi lene decet; Leni præcordia mulso
Prolueris melius. Sic dura morabitur alvus.

Denn es hat mit dem figürlichen Magen einerley Bewandtniß, wie mit dem eigentlich so genannten Magen; gleichwie beyde, so wohl die Rede, als die Koch-Kunst für den Ge-

schmack arbeiten, jene für den Geschmack des Geistes, diese für den sinnlichen Geschmack. Mit dem allen hat Virgilius kein Bedencken getragen, in besagtem Puncte von Homer, dessen Gedichte er doch zum Vorbilde genommen hat, abzuweichen, und gleich ins erste Buch der Eneis etliche Gleichnisse einfliessen zu lassen. Das erstere von selbigen, und die besondere Absicht, so er dabey vor Augen gehabt, habe ich oben weitläufftig vorgeleget. Das zweyte stehet ebenfalls an einem recht bequemen Orte. Der Poet machet eine zierliche Beschreibung von dem Bau der Stadt Carthago, wie selbiger dem Eneas von einem Hügel, unter welchem er angeleget worden, in die Augen fiel. Er sahe die verwundersamen Thürme und Palläste, und die gepflasterten Gassen, worauf alles von Arbeitern wimmelte. Einige führten die Ring-Mauren auf, befestigten sie mit einem Bollwerck, und weltzeten schwere Steine hinanwerts; andere stachen den Raum von einem Pallaste ab; man verband sich zu gewissen Satzungen und Ordnungen, man wehlte Raths-Glieder; Hier warff man tiefe Graben auf, dort legete man den Grund zu einem grossen Theatro, an einem andern Orte hieb man ungemein grosse Säulen aus grossen Stein-Gruben, womit nachgehends die Schau-Bühnen sollten ausgeziert

geziert werden. An diesem Orte, wo Eneas eine so angenehme Durchsicht vor Augen hat, bringt der Poet ein eben so anmuthiges Gleichniß von der unterschiedlichen und geschickt ausgetheilten Arbeit der emsigen Bienen, dadurch bekommen jene schönen Gegenstände in der Einbildung des Lesers eine neue Zierde, und wir halten uns mit Lust dabey auf. Das dritte Gleichniß in diesem ersten Buche folget wenig Zeilen nach diesem; nachdem Eneas in einer Wolken, ungesehen sich mitten in die Stadt begeben, und Dido in vollkommener Schönheit mit einem prächtigen Gefolge von jungen Frauen in einen Tempel hinein treten sahe, vergleichet sie der Poet mit der Diana und ihrem Jagd-Gefolge, da er insonderheit auch ihres majestätischen Gangs erwähnet; und kömmt hier dieses Gleichniß wiederum so recht an diesem Orte, daß mans ohne mercklichen Abbruch der Schönheit des Gedichtes und der Dido nicht heraus nehmen kan.

Es fraget sich bey dem so unterschiedenen Verfahren dieser beyden vornehmen Poeten, ob ein Poet in einem Epischen Gedichte sich an des Griechischen oder des Lateinischen Dichters Exempel und Manier zu halten habe? Ich masse mir so viel nicht an, daß ich diese Frage entscheiden wolle. Ich glaube indessen, daß die grosse Un-

gleichheit der Materie, womit die beyden Gedichte anfangen, diese Poeten vermocht habe, in diesem Fall zween verschiedene Wege zu gehen. Das erste Buch der Ilias ist eins von den hitzigsten in dem gantzen Gedichte; da beschreibet der Poet den hochmüthigen und harten Befehl, womit Agamemnon den Priester des Apollo mit vielen Drohworten abgewiesen; die verheerende Pest, womit dieser erzörnte Gott die Griechen geschlagen; Agamemnons herben Unwillen gegen Calchas; Achilles Eifervollen Zanck mit diesem König; die gewaltsame Entführung der schönen Briseis aus des Achilles Gezelt; dieses Helden Verbitterung und unversöhnlichen Zorn, den er deswegen an die gantze Armee der Griechen legete; endlich Jupiters zwieträchtigen Wortwechsel mit Juno. Der Poet redet durch das gantze Buch sehr selten in seiner eigenen Person; dasselbe besteht aus lauter hitzigen und Character-mäßigen Reden der Leidenschaften. Im Gegentheil machen im ersten Buch der Eneis des Poeten eigene Reden weit den grösten Theil aus; Die Ursachen, warum Juno den Eneas hasset, das Ungewitter, der Sturm auf dem Meer, der Schiffbruch einiger Schiffe, Neptuns Erscheinung auf der Flut, der Africanische Port, die Mahlzeit am Gestade, die Erscheinung der Venus, Mercurs

curs Abfertigung in Libyen, der Bau der Stadt Carthago, die Schildereyen im Tempel, Eneas Ankunft daselbst, und die Weise wie er da empfangen worden, des Cupido Verstellung, werden sämtlich von dem Poeten erzehlt; wenn ihr die erstern Stücke ausnehmet, so sind es Beschreibungen von lauter angenehmen und ergötzlichen Dingen. So sind auch die Reden, so er dem Jupiter, der Venus, und der Dido zuschreibet, voll schöner Bilder von dem künftigen Geschicke der Stadt Rom, von der Dido Begebenheiten zu Tyrus, von des Cupido listigen Verkleidung, und andern Sachen. Nach diesem Unterscheid und Bewandtniß ihrer Materie haben beyde Poeten sich gerichtet, und ich finde sie aller Hochachtung würdig, daß sie, durch eine furchtsame und knechtische Unterwerffung und Ergebung an die Kunst Regeln, den besondern Umständen ihrer Handlungen niemahls Gewalt gethan, sondern nach der eigenen Beschaffenheit derselben ihrer muntern Einbildungs-Kraft entweder den Zügel verhengt, oder an sich gezogen haben. Sonst erhellet aus der Anmerckung von dem verschiedenen Verfahren dieser beyden berühmten Poeten, da der eine in einem Buch, das mit hitzigen und ungestümen Regungen angefüllet ist, alle Gleichnisse vermieden, der andere hingegen in einem Buche von ruhigern und stillern Geschichten, etliche dergleichen

einfliessen lassen, ein weiterer Beweißthum der Regel, mit welcher ich diesen Abschnitt angefangen habe.

Jetzo wollen wir diese Materie weiter fortsetzen, und eine Frage behandeln, die ein geschickter Lehrer in Teutschland erst neulich in einem gedruckten Kunst-Buch aufgeworffen hat, nemlich ob sich in der Schreibart der Tragödien auch viele Gleichnisse schicken? Wiewohl dieser Verfasser sonst in der critischen Wissenschaft mehr Fleiß und mehr Belesenheit als seine Vorgänger gewiesen hat, so bestärcket mich doch die Art, womit er sich über diesen Punct erkläret, in der Meinung, die ich schon zu verstehen gegeben habe, daß meine Landsleute noch sehr dunckele und ungewisse Begriffe von dem gehörigen Sitze der Gleichniß-Bilder haben. Er sagt: „Ich antworte, man darff nur auf die Na„tur sehen; nun finde ich nicht, daß man „im gemeinen Leben, wann wir von ernst„lichen und wichtigen Dingen reden, lange „Vergleichungen zu machen pfleget.„ Diese Ausdrückungen sind dermassen auf Schrauben gesetzet, daß ich fast nicht errathen kan, was er damit haben wolle. Es ist wohl nicht anderst, die Poesie ist eine geschickte Nachahmung der Natur; Die erste Grund-Regel, worauf alle Lehr-Bücher von der Rede-Kunst hinaus lauffen müssen, lautet: Studieret die Natur und folget ihrem Wincke. Allein

diese

diese Regel ist so allgemein, so weit aussehend u. an Begriffen so reich, daß sie nicht alleine vor die Wohlredenheit und Poesie, sondern auch vor die Künste der Bildhauer und Mahler, und fast alle übrigen Künste, welche in der Nachahmung bestehen, dienet. Auch giebt uns diese Regel von der Natur und dem innerlichen Wesen der Dinge, keinen Unterricht. Und gesetzt daß wir die Natur derselben schon verstühnden, so zeiget sie uns noch weniger als dieses, wie wir sie mit dem Griffel, oder dem Pinsel, oder der Feder, geschickt nachahmen sollen. Das überläßt sie einer jeden von diesen Künsten vor sich selbst auszuführen. Sie will uns allein erinnern, daß alle Lehren der Kunst aus einer genauen Betrachtung der Natur hergehohlet und festgestellet worden, damit wir dieselben mit desto grösserm Fleiß u. Ernst untersuchen und in Acht nehmen. Sie sucht die Trägheit, mit der man diese Dinge ansiehet, zu verbannen, und damit sie uns ein Hertz mache, giebt sie uns eine Wegweiserin zu, welche uns auf die Spuhr helffen, und den Pfad, den wir zu gehen haben, aufrichtig vorzeigen werde. Ich fand nöthig, diese Erinnerung hier zu thun, weil einige Teutschen, welche seit zehen Jahren, durch das Exempel bekannter Kunst-Richter aus der Schweitz angefrischet, angefangen haben sich in critische Untersuchungen einzulassen, die besagte Grund-Regel: Ahmet der Natur

 nach,

nach, durch einen ungereimten Mißbrauch in allen absonderlichen Fällen, als einen Scharwentzel, darein werffen; in dem vortheilhaftigen Wahn alle aufstossende Fragen dadurch unfehlbar zu erörtern, und alle Zweifels-Knoten, als durch zauberische Buchstaben, aufzulösen; und ohne Betrachtung, daß schon erwähnter Massen diese Regel nicht selbst Rath ertheilet, sondern alleine Anweisung giebt, wen man zu Rath ziehen, wie auch, wem man Folge leisten müsse. Und hier hat der Verfasser, der die Frage auf die Bahn gebracht, ob sich in die Schreib-Art der Tragödie viel Gleichnisse schicken, mit andern gefehlet, und dieses Versehen hat ihn auch in der vorgenommenen Erörterung derselben gantz unverständlich gemachet. Er antwortet: Man darf nur auf die Natur sehen; alleine da wisset ihr nicht, was vor eines Dinges Natur gemeint ist; und das Wort Natur, wenn es so lediglich gesetzt wird, ist viel zu weitläufftig und unbestimmt, als daß es euch einen deutlichen Begriff geben könnte. Ich sehe auch aus dem Verfolge, daß der Verfasser selbst keine genaue Begriffe hiervon gehabt hat; er will erklären, was die Natur, (von welcher er redet,) zu thun pflege, und da sagt er: „Nun finde ich „nicht, daß man im gemeinen Leben, wann „wir von ernstlichen und wichtigen Dingen „reden,

„ reden, lange Vergleichungen zu machen
„ pfleget.„ Wie? Haben denn ausführ-
liche Vergleichungen nur in schertzhaften
Reden Platz, stehen sie nur wohl, wo man
von geringen und schlechten Sachen han-
delt? Das Verfahren wäre allzustrenge,
wann man alle ausführlichen Gleichnisse
aus ernstlichen und wichtigen Reden ver-
weisen wollte. Er selbst weiset ihnen doch
in dem Helden-Gedicht ihren eigenen Platz
an, wo der Poet in der Fabel, die er er-
zehlt, nicht mit verwickelt ist, sondern sich
nur als ein blosser Zuschauer oder Heerold
derselben verhält; da doch niemand läug-
nen wird, daß im Helden-Gedichte von
ernstlichen und wichtigen Dingen geredet wer-
de. Inzwischen scheint es dennoch, daß
dieser Kunst-Lehrer mitten in der Dunckel-
heit seiner Begriffe einen Strahl der
Wahrheit erblicket habe, wenn er sagt:
„ Wem das, wovon er zu reden hat, zu
„ Hertzen geht, der hält sich mit solchen
„ Spielen des Witzes nicht auf, sondern
„ dringet gerade auf die Sachen selbst.„
Die Ausdruckung, wem das, wovon er re-
det, zu Hertzen gehet, ist wieder gantz un-
deutlich und ungewiß, man darf nur die
Exempel nachsehen, welche ich im vorher-
gehenden Abschnitte aus einigen Character-
mässigen Reden in der Ilias angezogen ha-
be, so wird man bald wahrnehmen, daß
in

in gewissen Fällen ausführliche Gleichnisse sich auch in dem Munde solcher Personen, welche von der Materie, wovon sie reden, gantz eingenommen sind, nicht übel schicken. Kein Wunder, wenn einer, der mit so vieler Ungewißheit von den Sachen redet, in der Entscheidung der aufgeworffenen Frage selbst, um die es zu thun ist, sich nicht deutlicher zu erklären gewußt. Er sagt: „Allein in der Tragödie kömmt der Poet „gar nicht zum Vorschein, sondern es re„den lauter andere Leute, die mit an den „Begebenheiten Theil haben, und als or„dentliche Menschen eingeführet werden „müssen.„ Diese Worte könnten euch leicht auf die Gedancken bringen, daß dieser Scribent alle ausführlichen Gleichnisse nicht nur aus der Tragödie, sondern auch so gar aus allen Character-mässigen Reden wolle verbannet wissen.

Wer gründlich erörtern will, ob und wie ferne ausführliche Gleichnisse in der Tragödie Statt und Platz finden, der muß freylich auf die Natur Achtung geben, das ist, er muß eines Theils die Gleichnisse in ihrer Geburt, in ihrem innerlichen Wesen, Gebrauche und Absichten betrachten, und andern Theils muß er auch auf die Natur und das Wesen des Trauerspieles sorgfältig Achtung schlagen; nach diesem wird er leicht und mit Gewißheit bestimmen können, wie

wie ferne solche Gleichnisse in der Tragödie zu dulden seyn. Da ich nun das innerliche Wesen der Gleichniß-Bilder und die unterschiedenen Absichten, in welchen sie mit Ergetzen und gutem Nutzen können angewendet werden, gründlich und ausführlich entdecket habe; da ich insbesondere auch gewiesen habe, daß dieselben sich vor eine erhitzte und hohe Leidenschaft und vor ein verwirrtes Gemüthe, bevor und eh es sich wieder gefasset und gesetzet hat, nicht schicken; so ist dieses schon alleine genugsam, über die vorgelegte Frage einen deutlichen Entscheid zu geben. Denn ob der Poet gleich in der Tragödie nicht zum Vorschein kömmt, sondern lauter fremde Personen eingeführt werden, so werden dennoch nicht lauter Personen aufgestellt, welche in der grösten Gemüths-Verwirrung begriffen sind, und durch die gantze Handlung auf einer gleichen Höhe der erhitzetsten Leidenschaft stehen. Auch haben die Personen nicht alle gleich viel Antheil an der Begebenheit, sondern da finden sich Personen ein, die gantz ruhig im Gemüthe sind, die einen Theil der Begebenheit, der sich nicht vor Augen stellen und verrichten läßt, erzehlen; da giebt es Regungen, welche das Gemüthe mit nicht so ungestümer Gewalt anfallen, welche es nicht bestürmen, sondern mit einer sanften Unruhe nach und nach anfüllen, und es dabey in so weit frey lassen, daß es seinen

Zustand

Zustand überlegen und nach demselben einen Entschluß fassen kan; oft wird auch die Hitze der Leidenschaft durch einige Absätze und Staffeln so weit gemässigt und besänftigt, daß die Vernunft sich allmählig wieder aufklärt, daß etwa nicht mehr die Leidenschaft selber, sondern die Person von ihrer Leidenschaft redet. In allen diesen und andern dergleichen Fällen wird es wohl erlaubt seyn und bleiben, die Gleichnisse nach ihren unterschiedenen Absichten auf unterschiedene Weise anzubringen.

Der Kunst-Richter, der mich durch seinen wiederwärtigen Ausspruch zu dieser Untersuchung veranlasset hat, beruffet sich auf den Sophocles, und gedencket, daß derselbe nicht über zwey oder drey Gleichnisse in seinem Oedipus angeführt, und zwar nur gantz kurtz und gleichsam im Vorbeygehen. Ich will mich darum nicht weigern einige Beyspiele aus diesem Griechischen Poeten anzuziehen, meinen Lehrsatz gegen die Meinung dieses Critici noch mehr zu befestigen. Man darf nur die Tragödie der Electra gleich beym Anfange nachsehen, so wird man die Richtigkeit dessen, was ich in den vorhergehenden Blätern behauptet habe, genöthiget seyn zu erkennen. Der Hofmeister des jungen Printzen Orestes wird eingeführt, wie er demselben, der ihm von der Prinzessin Electra zur Auferziehung und Rettung ingeheim übergeben worden, Argos, sein Väterliches Reich,

Reich, und Mycene, die Haupt-Burg seines weiland grausamer Weise ermordeten Vaters, die er nun zwantzig Jahr und drüber gemieden hatte, vor Augen weiset, und ihn aufmuntert, auf eine gerechte Rache zu sinnen, und die Mittel, wie solche vorzunehmen wären, bey sich zu überlegen. Hier haben wir zwo Personen, welche die Sache, wovon geredet wird, nicht gleich nahe angeht, wiewohl sie beyden hertzlich angelegen ist; Mit dem sind beyde ruhig genug, ihre Reden mit schönen Beschreibungen, mit zierlichen Gleichniß-Bildern, und mit klugen Sprüchen auszuschmücken. Wann der Hofmeister ihn anfrischen will, die Mittel, wie die vorgenommene Rache anzugreiffen sey, ohne Verzug in den Gedancken hervor zu suchen, nimmt er einen Beweg-Grund von der guten Gelegenheit her, welche jetzo vorhanden wäre, und, wie er sagt, mit bald völlig anbrechenden Tage gäntzlich verschwinden mögte. Da sagt er nicht einfältig, die Sonne wird bald hervorsteigen, sie hat allbereit die dunckle Nacht verdrungen, sondern er bildet diesen Gedancken mit etlichen kleinen Umständen aus, die glänzenden Strahlen der Sonnen, sagt er, bewegen allbereit die Vögel ihren Morgen-Gesang laut anzustimmen; und ferner: die schwartze Nacht mit ihren Sternen ist verschwunden. Wann Orestes in der darauf folgenden Antwort die an ihm erwiesene

wiesene Treue seines alten Hofmeisters erheben will, so erkläret er sich sehr artig durch folgendes Gleichniß: „Wie ein Pferd von „einer edlen Schlacht auch im Alter den „Muth, der keine Gefahr scheuet, nicht „verleurt, sondern die Ohren freudig stre„ket, also frischest du uns an, und folgest „uns auf dem Fuß nach mitten in die Ge„fahr.„ Und in der zweyten Scena, wo Electra selbst eingeführt wird, wie sie ihre stetswährende Betrübniß über die Ermordung ihres Vaters durch hertzbrechende Klagen bezeiget, haben wir ein Exempel von einer Person, die von einer schmertzlichen Traurigkeit zwar gantz eingenommen ist, und die Sache, von welcher sie redet, empfindlich zu Hertzen nimmt; bey welcher aber die ungestüme Heftigkeit der Leidenschaft durch eine langwierige Gewohnheit in einer Zeit von zwantzig Jahren völlig vergangen ist; dann wie Seneca sagt:

- - - - - Solitus ex longo est metus,
Dediscit animus sero, quod didicit diu.
Troad. A. III.

Electren Gemüthe war zwar noch nicht frey von Unruhe, jedoch war die Verwirrung darinne ein grosses mässiger, es war nicht mehr in der Unschlüssigkeit, sondern hatte bey sich selbst schon einen Schluß gemacht, wie

wie es seiner Leidenschaft ein Genügen thun wolle. Anjetzo redete die Leidenschaft weniger, als Electra selbst von ihrer Leidenschaft. Dieses giebt sie selbst deutlich zu verstehen, wann sie weiterhin sagt: „Sie thue nicht so „kläglich, weil sie ihres Schmertzens nicht „Meister sey, sondern das geschehe mit Wis„sen und aus genugsamen Ursachen, wiewohl „es für sie gefährlich sey.„

Und gleich darnach bittet sie:
„Lasset mich nur meinem Leide nachhängen, „ich finde ein Ergetzen daran., Derowegen müssen wir uns nicht verwundern, daß sie in ihrer Klage zwey Gleichnisse nach einander einfliessen läßt. Mit einem beschreibet sie die Grausamkeit des an ihrem Vater verübten Mords, und mit dem andern ihre empfindliche und mit Klagen unersättliche Betrübniß auf eine nachdrückliche Weise. „Was mein Leid vergrössert, sagt sie, „ist, daß ihn nicht der blutgierige Mars „in einem fremden Land umgebracht, son„dern meine Mutter und der ehebrecheri„sche Egisthus: Sie haben ihm das Haupt „mit einem Beyl abgeschlagen, nicht an„derst als wie die Zimmerleute einen Eich„baum umhauen.„ Und wenig Zeilen hernach bezeuget sie, daß sie nicht aufhören wolle, ihre Klage öffentlich und ohne Scheue fortzusetzen, so lange sie den Tag und das schimmernde Licht der Sonnen erblicken werde.

„Ich

„ Ich will, sagt sie, gleich der Nachtigall,
„ der man ihre Jungen geraubet hat, mei-
„ nen Kummer hier vor der Pforte des
„ Pallastes meines Vaters ohne Aufhören
„ erschallen lassen. „

In einer andern Tragödie dieses vortreff-lichen Poeten, nemlich der Antigone, wird ein Wächter eingeführt, welcher dem König Creon ausführlichen Bericht erstattet, wo und wie er das Fräulein Antigone gefänglich angehalten habe. Sie hatte nehmlich wider das königliche Verbot den todten Leichnam ihres Bruders Polynices der Wache unvermercket, des Nachts mit etwas Sand bedecket, und mit einigen Todten-Opfern besprenget, worauf die Wächter, den Thäter zu entdecken, den Cörper wieder hervorgegraben, und sich in einen Hinterhalt gestellet hatten. Als nun Antigone wiederkommt, und sieht, daß der Leichnam wieder hervor gescharret worden, erhebet sie ein solches Geschrey und Wehklagen, daß sie dadurch sich bald verräth, und von den hervoreilenden Soldaten weggenommen wird. Wann hier der Poet die wehmüthige Gebehrdung derselben bey Erblickung des hervorgegrabenen und entblößten Cörpers ihres liebsten Bruders beschreiben will, so bedienet er sich eines sehr bequemen Gleichnisses, das nach Opitzen Ubersetzung also lautet:

Wir

Wir sehn die Fräulein stehn, die ein Geschrey erreget,
Als wie ein Vogel thut, wann daß er ledig findt,
Das Nest, aus welchem ihm die Jungen kommen sind.
Sie gleichfalls, als sie sieht den Cörper bloß im Sande,
Fängt Leid und Heulen an, flucht wegen solcher Schande,
Und wünschet über die so ihr diß Leid gethan.

Es ist einer von den Wächtern, welcher dieses sagt, und also ists eine Person, welche vor sich selbst keinen Antheil an der Begegniß hat, welche sie nur erzehlt, und allein die Leidenschaft eines andern beschreiben und characterisiren will. Dieselbe Bewandtniß hat es mit dem Chor in dieser Tragödie, wenn er den unglückseligen Untergang, so über den gantzen Stamm des Labdacus verhengt ist, also besingt:

Wie das Meer mit seinen Wellen,
Wann der grimme Thracer=Wind
Sich zu wittern starck beginnt,
Aus des Bodens tieffen Quellen
Trüben Sand und Erde bringt;
Auch der gantze Strand erklingt:
Also spühr ich auch, geschiehet,
Daß des Labdaci sein Hauß
Tod und Noth fühlt überaus,
Daß kein Kind ein Ende siehet,
Daß ein Gott nur selbst hierbey
Und durchaus nicht Rettung sey.

Doch muß ich hierbey erinnern, daß die Antistrophe etwas nachläßig übersetzt ist, im Griechischen schliesset sie weit genauer mit dem

Gleichniß-Bilde zusammen, und hat zugleich mehr Nachdruck.

Diese Beyspiele, die ich angeführt, sind ohne Zweifel schon mehr als zulänglich, zu zeigen, daß, und auch, wie ferne, ausführliche Gleichnisse in Tragödien Statt und Platz finden können. Dannoch will ich mich die Mühe nicht dauren lassen, noch etliche Exempel zu Bekräftigung meines Lehrsatzes zu untersuchen, welche ich theils aus dem lateinischen Tragico, theils aus unsern Teutschen zu nehmen gedencke. Der oben erwähnte Criticus tadelt an dem schon angeführten Orte an Seneca und Lohenstein, welche er ohne Ursache in eine Linie stellet, daß ihre Trauerspiele fast überall voll von Gleichnissen seyn, welches, nach seinem Urtheil, ihre Schreibart zur unnatürlichsten von der Welt machet. Dieses Urtheil ist zum Theil ein Schluß, der aus den unrichtigen Sätzen dieses Kunst-Richters folget, welche ich oben wiederleget habe, dann da er in dem falschen Wahn stehet, lange Gleichnisse schicken sich vor die Tragödie nicht, so muß er den Gebrauch derselben nothwendig als unnatürlich und unmässig verwerffen; allein er sollte betrachtet haben, daß es in dieser Untersuchung nicht darauf ankömmt, wie viele Gleichnisse in einer Tragödie dörffen angebracht werden; sondern ob dieselben darinnen am rechten Orte

Orte stehn, und mit dem Character der redenden Leidenschaft nicht streiten. Sonst kan man Seneca mit Recht vorwerffen, daß er von der fliessenden, ungezwungenen, natürlichen Schreibart der Aeltern abgewichen ist, und den Character der Gemuths-Bewegungen durch spitzfündige Einfälle, durch ein allzu sehr gekünsteltes und aufgeschwollenes Wesen übel verderbet hat; Nichtsdestoweniger sind seine Tragödien so wohl in Ansehung der Erfindung und Einrichtung, als auch der Schreibart selbst, ungleich schätzbarer, als Lohensteins seine, welche wenig oder nichts von dem Character der Trauerspiele, deren Nahmen sie führen, in sich haben. Was den Gebrauch der ausführlichen Gleichnisse insbesondere angehet, so hält Seneca noch so ziemlich Maß damit, ob er gleich bißweilen auch hierinnen gefehlt hat. Wir wollen zu einem Beweißthum dessen die Tragödie, die Troades betitelt wird, welche Opitz verdeutschet hat, nach unserm Lehrsatze untersuchen. In der dritten Handlung muß Ulysses von der Andromache im Nahmen der Griechischen Armee den jungen Printzen Astyanax fordern; dieses Anbringen setzet ihr Mütterliches Hertz in die äusserste Furcht und Bangigkeit, welche sie indessen möglichster Massen zu verbergen suchet, damit sie die Hoffnung, womit sie sich speisete, ihn durch eine gewisse List

zu retten, nicht verdürbe; denn weil sie von Hector im Traum gewarnet worden, daß die Griechen ihren Sohn nicht würden beym Leben lassen, hatte sie ihn lebendig in die Begräbniß-Stätte seines Vaters verstecken heissen. Hier menget Ulysses gleich im Anfange seines Vortrages etliche Gleichnisse ein, die Furcht der Archiver, welche an Astyanax einen jungen Helden und fürchterlichen Rächer des Hectors und der Stadt Troja aufwachsen sähen, zu rechtfertigen, und Andromachen vorzustellen, daß eine unumgängliche Nothwendigkeit und der Willen der Götter selbsten des Astyanax Blut foderten.

Et si taceret augur hæc Calchas, tamen
Dicebat Hector, cujus & stirpem horreo,
Generosa in ortus semina exurgunt suos.
Sic ille magni parvus armenti comes,
Primisque nondum cornibus findens cutem,
Cervice subito celsus, & fronte arduus,
Gregem paternum ducit, ac pecori imperat.
Quæ tenera cæso virga de trunco stetit,
Par ipsa matri tempore exiguo subit,
Umbrasque terris reddit; & cœlo nemus.
Sic male relictus igne de magno cinis
Vires resumit. Est quidem injustus dolor
Rerum æstimator: Si tamen tecum exigas
Veniam dabis, quod bella post annos decem
Totidemque menses jam senex miles timet. &c.

Nach Opitzen Ubersetzung:

- - - - - - Schweigt auch gleich Calchas eben,
So sagt es Hector doch, der mir noch jetzt zu leben

In

In seinem Sohne scheint. Ein edler Saamen schlägt
Der ersten Ankunft nach, von der er Früchte trägt.
So geht ingleichen auch der kleine Bey-Gefehrte
Der grossen Heerde her, eh' ihm der Kopf noch härte
Von Hörnern worden ist, trägt Stirn und Halß empor,
Als wie sein Vater pflegt, und tritt dem Viehe vor.
Ein Propf das jung u. zart vom Strumpfe wird gehauen,
Läßt sich in kurtzer Zeit der Mutter gleiche schauen,
Daß so der Himmel Wald, die Erde Schatten kriegt.
Ein Funcken der wie tod in seiner Asche liegt,
Wacht auf und macht sich groß: rc. - - - -

Diese Gleichnisse an sich selbst und vor sich betrachtet, sind geschickt erfunden und glücklich ausgebildet; sie stellen uns deutlich vor Augen, daß die Griechen dermahleinst einen neuen Hector an Astyanax haben würden; sie zeigen, wie mit seinem Leben die Gefahr der Griechen, wegen der Rache, so er an ihnen zu thun suchen würde, von Jahr zu Jahr anwachsen, und also ihr eigener Untergang würde reifen, wenn sie ihm nicht vorbiegen könnten. Wie nun dieselben mit der Sache zutreffen, und künstlich ausgebildet sind, so werden sie eben so geschickt dem Ulysses in den Mund gelegt, angesehen derselbe ruhig genug ist, sich mit dergleichen ähnlichen Vorstellungen aufzuhalten, und dadurch sein trauriges Vorbringen, das Andromachen mit Bestürzung, Schrecken und Wehmuth anfüllen mußte, ein wenig zu vermindern und zu versüssen. Er wußte daß ein heftiger Schmertzen, wie dieser Mutter war, die Vernunft gäntzlich fesselt,

und darum keinen Weißheits-Gründen Gehör giebt; Ratione caret & flecti negat magnus dolor; Hingegen daß ähnliche Bilder, als welche auf die Einbildung unmittelbar würken, gemeiniglich besser angehen. Exempel, Fabeln und wohl ausgelesene Gleichnisse sind wahrhaftig die kräftigsten Waffen, womit man einer erhitzten Leidenschaft beykommen kan. Man darf nur an den bekannten Apologum des Menenius Agrippa gedencken.

In derselben Tragödie, der Trojanerinnen, wird in der fünften Handlung ein Bothe aufgeführt, der Hecuben und Andromachen die Nachricht bringt, daß Polyxena erstochen und Astyanax zu todt gestürtzet worden. Andromache verlangt, daß er ihr diese Grausamkeit mit allen Umständen erzehle. Sie sagt:

- - - - Gaudet animus ærumnas meas
Tractare totas. - - - - - - - - -

Der Bothe gehorsamt ihr in einer zierlichen und Hertz-rührenden Beschreibung, und als er in der Erzehlung jetzo auf den Umstand kömmt, wie so unerschrocken Astyanax den Tod angetreten, bedient er sich sehr geschickt eines Gleichnisses, den unverzagten Muth des jungen Printzen desto nachdrücklicher zu beschreiben.

Nec

. . . . Nec gradu segni puer
Ad alta pergit mœnia. Ut summa stetit
Pro turre, vultus huc & huc acres tulit
Intrepidus animo: qualis ingentis feræ
Parvus, tenerque fœtus, & nondum potens
Sævire dente: jam tamen tollit minas,
Morsusque inanes tentat, atque animus tumet.
Sic ille dextra prensus hostili puer
Ferox, superne moverat vulgum ac duces
Ipsumque Ulyssem. . . . .

Der Knabe gieng getrost zu seinem Tode hin.
Nachdem er nun den Thurm zu oberst aufgestiegen,
Ließ er die Augen frey, bald da, bald dorthin fliegen,
Behertzt und unverzagt, Wie eine junge Zucht
Des Löwens, da man zwar noch grosse Macht nicht sucht,
Und weich an Zähnen ist, doch drohet auszureissen,
Ist zornig und ergrimmt, und will schon um sich beissen:
So that er als der Feind die Hand an ihn gelegt,
Daß Hauptleut und auch Volck von fernen ward bewegt,
Und er Ulysses selbst. . . . .

Und ein wenig weiterhin, wo er der Polyxena Bezeigen beschreibet, als sie jetzt den tödtlichen Streich empfangen sollte, thut ers mit einem schönen und wohl angebrachten Gleichnisse:

. . . . Ipsa dejectos gerit
Vultus pudore: sed tamen fulgent genæ;
Magisque solito splendet extremus decor.
Ut esse Phœbi dulcius lumen solet
Jam jam cadentis, astra cum repetunt vices
Premiturque dubius nocte vicina dies.

. . . . Sie die man schlachten soll,
Sieht untersich aus Scham, doch ziert sie mehr als wohl

Die Röthe, welche sich zum End jetzt in ihr reget,
Wie auch die Sonne selbst sich mehr zu färben pfleget,
Wann sie bald bald nun sinckt, wann das Gestirne fällt,
Und jetzt der müde Tag der Nacht ihr Recht einstellt.

Aber ich fürchte, daß zwey andere Gleichnisse, welche in der dritten Handlung der Andromache selbst, welche als die Mutter an diesen Begebenheiten am meisten Antheil hatte, in den Mund geleget werden, nicht so natürlich stehen. Wir wollen sehen: Nachdem Ulysses durch seinen schlauen Verstand bald gemercket, daß der Andromacha Vorgeben von Astyanax Tode falsch wäre, und wohl muthmassete, daß sie ihn irgend in der Nähe würde verborgen haben, befiehlt er seinen Soldaten, Hectors Grab-Stätte abzubrechen. Da sie nun siehet, daß die Trümmer des Grabes ihren Sohn in Stücke schlagen würden, geräth sie bey verschwundener Hoffnung aus Schmertzen in eine halbe Raserey. In derselben redet sie Anfangs die eigene Sprache eines Kummers, der nichts mehr hoffet, indem sie in heftige Vorrückungen über die ausgelassene und unerhörte Grausamkeit ausbricht, und auf zornige, gefährliche, und fast unmögliche Entschlüsse fällt:

- - - - - Fuerat hoc prorsus nefas
Danais inausum, templa violastis, Deos
Etiam faventes: Busta transierat furor.
Resistam. Inermes offeram armatis manus:

Dabit

Dabit ira vires. - - - - - - - - - - -
- - - - - - - - - in medios ruam.

Ihr Danaer habt noch nur die That nicht verbracht,
Ihr habt an Heiligthum und Kirchen euch gemacht,
Und an die Götter selbst, die euch doch günstig waren;
Von Gräbern hatte man nur einig nichts erfahren.
Ich will doch, wie ich kan, dem Rasen widerstehn,
Sind sie gewaffnet gleich, so will ich dennoch gehn
Gewaffnet nun mit Zorn, und stürmig an sie lauffen.

Aber wann sie in dem eingeflickten zwiefachen Gleichnisse ihre Raserey selbst erkennet, da sie die Höhe derselben nach den schädlichen Würckungen, so daraus entstehen könnten, abmißt, und das Gleichniß-Bild mit weitgesuchten Umständen aus einander dähnt, so hören wir nicht mehr die Leidenschaft, sondern den ruhigen Poeten reden:

Dabit ira vires: qualis Argolicas ferox
Turmas Amazon stravit: aut qualis Deo
Percussa Mœnas, Entheo sylvas gradu
Armata thyrso terret, atque expers sui
Vulnus dedit, nec sensit: in medios ruam.

Wie die Amazon that, als der Argolisch' Hauffen
Durch sie getrennet ward; und wie die Menas pflegt
Zu wüten mit dem Spieß, im Fall ihr Gott sie regt,
Der Wald erschrickt vor ihr, sie kan sich nicht mehr keñen,
Ist wund u. fühlt doch nicht: Ich muß nur auf sie reñen.

Eine so unbändige Leidenschaft, als ein Kummer der biß zur Raserey angewachsen ist, bevorab, wann diese in ihrer ersten Hitze sie-

det und jähret, hat nicht so viel Gedult, als erfodert wird, Gleichnisse zu machen, sie nimmt die Mühe nicht in einem entfernten Bilde so viele Umstände aufzusuchen, als der Poet hier entworffen, indem er der Menas Schritt und Gang, ihre Waffen und ihre fühllose Verzückung aus sich selbst sorgfältig aufgezeichnet hat. Es streitet insonderheit mit der Wahrscheinlichkeit, daß die Wuth in ihrem heftigsten Ansatz sich selbst kennet, in sich selbst gehet, und ihre Natur durch Exempel oder auf andere Weise beschreibet. Wann auch diese ähnlichen Beyspiele hinausgeworffen werden, verliert die Rede nicht nur nichts von ihrer Schönheit, sondern die Leidenschaft zeiget sich ohne dieselben viel reiner und nachdrücklicher. Das andere Gleichniß in der Scena, die nach dieser folget, schicket sich vor die Leidenschaft, von welcher Andromacha damahls eingenommen ist, noch weniger. Da sie jetzund den Astyanax lassen, und den Feinden, die ihn von einem Thurme zu todt stürtzen wollten, überliefern soll, schreyt der Knabe sie um Hülffe an: Miserere mater; Ach Mutter laß mich nicht! und sie erklärt ihm in der Antwort nicht allein ihr Unvermögen;

- - - - - - Quid meos retines sinus?
Manusque Matris? cassa præsidia occupas!

sondern

sondern findet sich gelassen und ruhig genung, ihm durch ein ausführliches Gleichniß sein unerbittliches Geschick vorzumahlen:

Fremitu leonis qualis audito tener
Timidum juvencus applicat matri latus.
At ille sævus matre summota leo
Prædam minorem morsibus vastis premens
Frangit, vehitque: talis e nostro sinu
Te rapiet hostis.

- - - - - Wie wann der Löwe brüllet
Daß das Revier umher mit Zittern widerschüllet,
So läuft der kleine Stier zu seiner Mutter hin,
Doch fährt der Löwe zu, und nimmt ihr den Gewinn
Und kleinen Raub hinweg in seinen grossen Rachen:
So wird es auch der Feind mit dir anjetzund machen.

Es bleibet mir übrig zu untersuchen, wie unsre deutschen Tragödien-Schreiber die Gleichnissen gebrauchet haben. Ich gehe sehr ungerne an dieses Stück, weil ich voraus sehe, daß ich meine Nation, die sich in dem Punct der Wohlredenheit und Poesie eben so viel einbildet, als andre Völker, mit meinem Urtheil erzörnen werde, wofern ich meiner Aufrichtigkeit, die gerne redet, wie sie es verstehet, keine Gewalt anthun soll. Das schlimmste ist hierbey, daß die Verweise und Vorrückungen unsre Poeten furchtsam und kleinmüthig machen, und ihnen den Muth gäntzlich darniederschlagen, da hingegen das Lob, wenn es gleich

gleich falsch und zweifelhaft ist, sie auf vermessene Unternehmungen führet. Ich hoffe mithin, sie werden mir die Wahrheit, die ich in diesem Punct mit Widerwillen vor mir finde, desto leichter erlauben zu reden, weil ich sie nur ihnen, wie in das Ohr sage, und fremden Nationen davon nichts entdecke. Eine Bestraffung wird desto erträglicher, wenn sie ingeheim und ohne Zeugen geschieht.

Ich schäme mich, wenn ich an die deutsche Tragödie gedencke, worinn wir hinter andern Nationen so weit zurücke bleiben. Da seh ich mich genöthigt die grosse Einbildung, die ich von unsrer Geschicklichkeit in der Nachahmung der Natur gefasset hatte, fallen zu lassen, und unsern Nachbarn den Vorzug hierinnfalls aus gerechtem Hertzen einzuräumen. Statt daß auf unsrem Schauplatz die Gemüths-Bewegungen, die Sitten in dem gemeinen Leben, großmüthige Entschlüsse, das Schrecken und das Mitleiden in einer geschickten und natürlichen Vorstellung erscheinen sollten, haben die Singspiele, die in der That keinen edlern Nahmen verdienen, denselben mit Ausschliessung der Regungen eingenommen. Man arbeitet da nicht mehr für den Verstand, sondern für die äusserlichen Sinne, und ihre Belustigung; als ob wir des Ergetzens, das von dem Verstand hergeleitet

wird, gantz unfähig wären. Ich wünschte für die Ehre der deutschen Nation, daß diese Beschuldigung durch das Bestreben einiger jetztlebenden Poeten bäldest abgelehnet würde. Wenn man bißdahin deutschen Trauerspielen nachgefraget, hat man uns zu Lohenstein und And. Gryphen gewiesen; ich habe solche mit dem Vorhaben gelesen, daß ich darinnen etwas finden wollte, womit ich den Anklagen der Ausländer über diesen Punct begegnen könnte, alleine meine Müh war verlohren, die doch mit so viel Zwang und Gedult begleitet gewesen, daß ich mir nicht getraute, dergleichen noch einmahl zu überstehen, wenn ich nicht zu einem Märterer der deutschen Schaubühne werden wollte. Wenn ich nur an Lohensteins Trauerspiele gedencke, so überfällt mich Frost und Eckel, der gedultigste Mensch, der nicht zugleich dumm ist, möchte über dem Lesen dieser Tragödien die Schwindsucht bekommen. Da findet man nichts anders als eine ungestaltete und ungeordnete Materie, einen Haufen verworrener Begebenheiten, wo weder Ort, noch Zeit, noch Wohlstand beobachtet ist. Die Character der Personen sind aus Augen gesetzt, und die Gemüths-Bewegungen gantz erstecket, und über die Schnur getrieben. Da reden nicht Anton, Cleopatra, August, Mecenas, Agrippa, Scipio, Masinissa, Syphax, sondern Lohenstein beständig; werffet ihr nur diese grossen Nahmen

men hinaus, so wird euch eine gantze Tragödie dieses Verfassers nicht anderst vorkommen, als ein Soliloquium oder ein Gespräche, das Lohenstein mit sich selbst führet. Lohenstein fraget, und Lohenstein antwortet. Wie wolltet ihr vermuthen können, daß diese gelehrte, figürliche Reden und Sprüche einer klugen Person von dem Geschlechte der Menschen anstehen sollten; Wenn er bald in lauter Gleichnissen und Metaphorn mit sich selbst zancket, bald um eine Schöne von seiner eigenen Schöpfung in Schwulst und Wahnwitz buhlet, bald die verborgensten und seltensten Wunder der Natur mit einem Doctormässigen Ernst erkläret, wenn er plötzlich, wie in einer Verzückung, aus sich selbst geräth, und über die Wolcken fliegt, und im Augenblick wieder so tiefe fällt, daß er mit kindischen Sprüchwörtern, spitzfündigen Spielen, schliessenden Gleichnissen und dergleichen ohne Maß um sich wirft. Die höchste Hitze und der höchste Frost wechseln bey ihm ab, ein Kennzeichen des äussersten Verderbnisses in der Schreibart, wie der schwersten Kranckheit in dem menschlichen Leib. In allen diesen Stücken hat Andr. Gryph vor ihm nicht viel zum Voraus, ausgenommen daß seine Personen in einer menschlichern Sprache reden; und damit ich die Erfindung und Einrichtung der Tragödien dieses Poeten mit Stillschweigen übergehe, will ich nur sagen, daß er die Ge-

Gemüthes-Bewegungen, die Sprache, den Gang und Lauf derselben, ihr wahres Maß, eben so wenig gekannt habe, als Lohenstein, und eben so frostig behandle. Beyde bewegen uns zwar zum Mitleiden, aber nicht durch die kunstreiche Vorstellung rührender Begebenheiten, sondern durch ihre abgeschmackte Ungeschicklichkeit, es ist ein eckelhaftes und kein angenehmes Mitleiden. Auf diese Weise werde ich die Materie von dem rechten Ort der Gleichnisse in Tragödien aus ihnen schwerlich anderst erklären können, als ab opposito. Ob wir bey ihnen irgend ein bequemes Gleichniß, das am rechten Orte stehet, anträfen, so müssen wirs mehr dem blinden Glücks-Fall als der Wahl des Verfassers zuschreiben. In Lohensteins Cleopatra wird Marc-Anton gleich im Anfang der ersten Abhandlung aufgeführt, welcher in dreissig Zeilen mehr nicht als so viel zu verstehen giebt: Augustus lasse seiner Herrschsucht durch keine Bündnisse und Verträge Schrancken setzen, diese Neigung habe bey ihm weder Ziel noch Maaß, sie sey unersättlich, sie wisse von keinem Mitleiden; sie werde ihn nicht ruhen lassen, biß er Egypten unter das Joch gethan; man solle sich nicht einbilden, daß er ihm was überlassen werde; Er müsse sich nur in das unerbittliche Unglück schicken. Wann ihr ihn selbst vernehmen wollet, so werden euch die unzeitigen und überhäuften Spiele des

Witzes

Witzes den Poeten verrathen, welcher diesem erdichteten Anton seine Gelahrtheit, seine Sprache, seine Schwatzhaftigkeit und Frostigkeit zugeleget hat. v. 13 -- 30.

. . . . Er nehme 's Drittel hin
Wenn nur mein Heyrath-Gut mir bleibet zum Gewinn.
Allein wer will den Wurm aus dem Gespinste bringen,
Der in der Wolle steckt? Wer will den Tyger zwingen
Durch Güte, der bereit in den zerfleischten Darm
Die Klauen eingesenckt? Ha, heiß-erhitzter Arm!
Der dem gefällten Wild auch Höl und Nest zerstöret!
Der, wann der Stamm zermalmt, die Wurtzeln auch versehret,
Der, wann der Löwe Raub und Nägel eingebüßt,
Der Löwin auch die Brut und ihre Jungen frißt.
Jedoch wie wañ der Mast schon auf den Klippen springet,
Wann schon das blaue Saltz sich in die Ritze dringet,
Wann der erzörnte Nord den morschen Kahn zerschleift,
Der Botsmañ für das Schiff ein schmales Brett ergreift,
Fürs Ruder braucht den Arm, zum Ancker Bein u. Füsse,
Die Hoffnung zum Compaß, so muß die sauren Bisse
Des scheiternden Gelücks, den Schiffbruch seiner Macht
Auch dieser Zeit Anton seyn auszustehn bedacht.

Wie abgeschmackt, wie niedrig ist das Gleichniß von dem Wurm! Wie verschwenderisch werden die Gleichnisse über einander hin geworffen! Welche hieroglyphische und Rätzelmässige Dunckelheit schwebet über dem gantzen Ausdruck! Wie viel Wind macht diese Larve mit so weit aufgesperrtem Maule! O quanta species cerebrum non habet! Aber wie fallen diese stoltzen Helden so leicht herunter, und

und verwechseln ihre Witz-reiche Wörter-Pracht und Gelahrtheit mit den kahlen Sprüchwörtern des niedrigen Pövels! V. 136.

Du wirst durch diese Müh nur Mehren überweissen,
Wer ihn versöhnen will baut Pfeiler in die See,
Sucht bey der Natter Gunst, und Flammen in dem Schnee.

Und v. 314.

In einer kleinen Frist steckt oft ein groß Gewinn,
Sie macht die Mispeln reif, die Feigen keck und kühn.

Desgleichen v. 883.

Wir schweben leider! jetzt recht zwischen Thür u. Angel.

Wann Antonius in der letzten Scena des ersten Actus gegen der Schönheit seiner Cleopatra Cron und Scepter verwirft, und alle Vorstellungen, so seine Freunde dagegen machen, in den Wind schlägt, alldieweil er die zärtlichsten Regungen einer buhlerischen Liebe in der Brust fühlt, nimmt er plötzlich eine philosophische Mine an, und lehret uns, worinne die Thorheit der Liebe bestehe.

Die Liebe läßt ihr Reich durch Klugheit nicht verwirren,
Der Vogel sieht den Leim, und läßt sich dennoch kirren,
Die Mutte schaut das Licht, indem sie sich versengt,
Das schnelle Reh das Garn, in welchem es sich fängt,
Der Bootsmann kennt die Fahrt des Anker-losen Nachen,
Doch kan ihn Witz nicht klug, Gefahr nicht zaghaft machen:
So rennt auch, der da liebt, selbst sichtbar in die Noth.

Mit dieser Gleichniß-reichen Lection will Anton den gefaßten Vorsatz Cleopatren unaufhörlich zu lieben vertheydigen. Antyllus hatte ihn bereden wollen, daß Gedult, Vernunft und Zeit den Schmertzen, so er über Cleopatren Verlust empfinden müßte, wohl heilen würden. Nun antwortet er demselben mit diesen angezogenen Zeilen, und redet hier von der Thorheit der Liebe, und der Gefahr, welche sie begleitet, als ein Mensch, dem sie gantz gleichgültig ist, und der ihre Regungen niemahls gefühlet hat; Nichtsdestoweniger erklärt er durch eben dieselben Zeilen, daß er seiner Vernunft und Einsicht zu Trutze um Cleopatren willen keine Gefahr scheuen, und den Tod selbst unerschrocken antreten wollte. Das heißt mir so viel, er wolle seiner Liebe, das ist, seiner Thorheit nach vernünftigen Regeln und überlegten Schlüssen nachhängen; insanire velle certa ratione modoque. In der zweyten Abhandlung thut dieser seltzame Liebes-Geck an seine Cleopatren gleich bey der ersten Ansichtigung folgende Anrede: v. 246.

Wie wenn der düstre Schimmer
Des braunen Abends jetzt die blauen Hügel deckt;
Die Schnecke die den Thau von den Gewächsen leckt,
Schier neuen Geist bekommt: So muß sie, Isis! eben
Durch ihren Anmuths-Thau, uns neue Geister geben,
Wenn Sorg u. Sonnen-Hitz uns fast verschmachten läßt.

Mein

Mein Urtheil von dieser Stelle kan ich am besten mit Petronii Worten ausdrücken: Non me delectavit tam curiosum principium. Wann in der dritten Abhandlung Cleopatra ihren Entschluß sich selbst hinzurichten (der aber nur zum Betrug erdichtet war) ihrem Frauenzimmer eröffnet, fraget Belisama:

Will sie ihr, Göttin, selbst verkürtzen Heil und Leben?

Und Cleopatra antwortet:

Pflegt nicht der Seiden-Wurm ihm selbst sein Grab zu weben?
Der kluge Schwane singt behertzt sein Sterbe-Lied.
Ihr rühmet daß an mir Gestalt und Alter blüht;
Die Schönheit ist ein Rauch; die Jugend ist ein Schatten;
Eh als die Knospen uns sind kommen recht zu statten,
Frißt schon der Zeiten Wurm die welcke Blume weg,
Wie viel giebts Wespen nicht, die die Verleumdungs-Fleck'
Auf unsre Lilgen schmiern, aus unsern Süssigkeiten
Wie Schlangen tödtlich Gifft aus bestem Klee bereiten.

Diese Sprache stehet in dem Munde einer Sterbenden so sehr ungereimt, daß dieselbe Belisamen und den andern, die von dem Geheimniß, daß dieser Tod nur falsch und erdichtet wäre, nichts wußten, den Betrug nothwendig hätte entdecken müssen, wenn nicht alle die andern Personen eben diese Sprache immerfort redeten, gleichwie sie auch bey einem Sprach-Lehrer in die Schule gegangen waren. Also kurtzweilt Antonius

mit Figuren, als er von dem Tode der Cleopatra Bericht empfängt, wie einer der gantz ruhig ist, und sich dessen nichts annimmt: v. 523.

Löscht das Verhängniß denn die Unglücks-Glut mit Oele?
Armseliger Anton! unheilbar Hertzen-Riß!

Wer Leuten, die von Bestürtzung und Schrecken plötzlich überfallen und niedergeschlagen werden, dergleichen kurtzweilige Spiele andichtet, der ist in der Sprache der Neigungen gantz unerfahren, und scheinet nicht unter Menschen auferzogen worden zu seyn. Nachdem Anton über die Nachricht von Cleopatren Sterben solch einen lächerlichen Einfall haben können, würdet ihr euch nicht einbilden, daß die Liebe in seiner Brust noch so gewaltsam herrschete, daß ihn der Kummer über diesen Verlust aus sich selbst verzücken und in eine sanfte Liebes-Raserey stürtzen sollte, wie er im 539sten Verse und folgenden mit kläglichen Worten, welche doch mit ungereimten Witzes-Spielen häuffig untermischet sind, zu erkennen giebt. Wann Cleopatra in der vierdten Abhandlung v. 279. nicht mehr aus Verstellung, sondern im rechten Ernst sterben will, und die Schlange jetzt an die Brust ansetzet, begiebt sie sich mit derselben in ein Gespräche, das wahrhaftig von einem ausserordentlichen Inhalt ist:

Wohl

. . . . Wohl! laßt der Römer Joch
Zerbrechen, den August auch sterbende verlachen,
Weil Menschen ärger sind, mit Schlangẽ Hochzeit machẽ,
Komm angenehmes Thier! komm, komm und flechte dich
Um diesen nackten Arm! vermähle durch den Stich
Der Adern warmen Quell dein züngelnd-tödtend Küssen.
Wie? willstu nur dein Maul durch Feigen-Saft versüssẽ?
Ist unsre Marmel-Haut nicht Stich und Giftes wehrt?
Das die Verdammten oft eh' als ein Blitz verzehrt?

Diese sterbende Heldin beweget uns dadurch in der That zum Mitleiden, aber nicht mit der Vorstellung ihres Verhängnisses, welches uns nicht mehr als ihr selbst zu Hertzen gehet, sondern mit dem erbärmlichen Witz, den sie in ihren letzten Reden ausstößt.

In dem ersten Trauerspiel Andr. Gryphen, dem Leo Armenius, wird in der zweyten Scena der ersten Abhandlung Exabolius eingeführt, wie er dem Kaiser die Nachricht bringt, daß Michael Balbus auf seinem aufrührerischen Vorsatz hartnäckigt verharre; derselbe bedienet sich daselbst folgenden Gleichnisses:

So ists! Vermahnen, Bitt und Dreuen wird verlacht.
Er läuft wie wenn ein Pferd die Zügel hat durchrissen:
Wie eine strenge Bach, wenn sich die Ströhm ergiessen,
Und Häuser, Bäum und Vieh hinführen in die See,
Sein Muth wächßt mehr und mehr. - - - -

Und im dritten Eingange oder Scena, wo Nicander des Kaisers allzu sorglose und schädliche

liche Gelindigkeit beschreiben will, drückt er sich ebenmässig mit einem nicht übel gemachten Gleichnisse also aus:

- - - - - - - - - - Der Kaiser ist zu linde
Und schertzt mit seinem Heil. Wer, weñ die rauhen Winde
Sich lägern um die Glut, den Flammen zu will sehn,
Biß es am Gibel schon und höchstes Dach geschehn;
Ruft leider nur umsonst, wenn Maur und Pfeiler krachen,
Und Stein u. Marmor fällt. Die Ertz-Verräther wachen,
Wir schlaffen sicher ein. - - - - - - - - -

Und in der zweyten Abhandlung erster Scena, wo Leo dem Michael Balbus sein verrätherisches Vornehmen in hundert Zeilen verweiset, gebraucht der Kaiser sich eines bequemen Gleichnisses den Wachsthum seines Ruhms, der mittelst Verdienst und tapferer Thaten durch alle Hindernisse, so ihm der Neid in den Weg geleget hatte, durchgebrochen war, herauszustreichen:

So wird die erste Flamm eh' sie sich kan erheben,
Mit dunckel-vollem Dunst u. schwartzem Rauch umgeben,
Biß sie sich selbst erhitzt und in die Bäume macht;
Daß der noch grüne Wald in lichtem Feuer kracht.
Doch wie der scharfe Nord die Glut mit tollem Rasen,
Indem er dämpfen will, pflegt stärcker aufzublasen;
Wie ein großmüthig Pferd, wenn es den Streich empfindt,
Durch Sand u. Schranckẽ reñt: So hat der strenge Wind
Der Mißgunst, rc.

Mit was für Wahrscheinlichkeit der Poet in diesen dreyen Stellen seinen Personen ein

ein so ruhiges und uneingenommenes Gemüthe zugeschrieben habe, will ich dem Leser überlassen zu untersuchen, und alleine andeuten, daß diese Gleichnisse nicht ungeschickt gemachet sind, einen solchen gleichgültigen Zustand des Gemüthes zu erkennen zu geben. Wer demnach behaupten kan, daß diese Personen nach ihrem rechten Character und ihrer gehörigen Gemüthes-Beschaffenheit vorgestellet sind, der wird damit zugleich erweisen, daß diese Gleichnisse am rechten Orte stehen. Aber was sollen wir urtheilen, wann Michael im sechsten Eingange, da er jetzt nach empfangenem Todes-Urtheil würcklich zu dem Holtzstoß geführet wird, seine von aller Hoffnung entblößte, und mit Sterbens-Gedancken angefüllten Klagen mit dem Gleichnisse beschliesset:

Wir steigen als ein Mensch, dem man den Halß abspricht,
Auf den gespitzten Pfahl, der seinen Leib durchsticht.
Wir steigen als ein Rauch, der in der Luft verschwindet.
Wir steigen nach dem Fall, und wer die Höhe findet,
Findt was ihn stürtzen kan. - - - - - - - -

Ferner wann in der ersten Scena der fünften Abhandlung der oberste Priester der Kaiserin Theodosia den Anfang des Tumults berichtet, (da der Kaiser in währender Weyhnachts-Feyer vor dem Altar von den Verschwornen überfallen worden,) und sich in eine lange Erzehlung einläßt, wo-

rinnen er die Schrecken-volle Bestürtzung, in welche jedermann gesetzet worden, mit einem ausführlichen Gleichniß beschreibet, woran ihn die empfangene Wunde nicht hindert:

. . . . Ein jeder starrt und zaget,
Und weiß nicht was er thut, und fragt den, der ihn fraget.
Wie wenn der schnelle Blitz in hohe Tannen fährt,
Und Aeste, Stamm und Strump in lichte Glut verkehrt,
Ein müder Wandersmann bey so geschwindem Krachen
Nicht anders meint als daß er schon dem Tod im Rachen.

Und wenn bald hernach ein anderer Bothe kömmt, die Nachricht von des Kaisers Ermordung zu bringen, und den Grimm der Mörder, welcher auf desselben flehende Bitte, ihn um desselben willen zu schonen, dessen Creutz er ergriffen hatte, nur höher angewachsen war, durch das Gleichniß ausbildet:

Sie starrten auf diß Wort, wie wenn ein Felß abfällt,
Und dem erzörnten Bach den stoltzen Gang aufhält:
Denn steigt die Flut Berg-auf, die tolle Wellen brausen,
Biß daß der zehnde Schlag mit ungeheurem Sausen
Den Anhalt überschwemmt, und alles mit sich reißt,
Und den bemosten Stein in tiefe Thäler schmeißt.

In allen diesen Umständen wird der Character der Leidenschaften und die Wahrscheinlichkeit offenbar aus den Augen gesetzet und verderbt; wir mercken bald daß man uns nicht auf den Schau-Platz, sondern in die Schule eines Sophisten und Declamators geführt

geführt hat. Ich zweifle darum nicht, daß meine Leser eben so viel Uberdruß empfinden würden, wenn ich sie länger hierüber aufhielte, als sich bey mir eingestellet hat, da ich diese verwirrten Scribenten durchblättern müssen. Ich will demnach diesen Abschnitt beschliessen, wenn ich noch eine hieher gehörige Stelle, deren ich mich hier zu rechter Zeit erinnere, werde angeführet haben. In dem siebenden Theile der Gedichte, die unter Hoffmannswaldaus Nahmen zusammen gedruckt worden, werden drey Söhne beym Grabe ihres Vaters natürlich und wehmüthig klagend vorgestellt. Da heisset es:

(Schmertz
Doch war sein Wohlthun groß, so quält ein größrer
Das jetzt geängstigte, das Kummer-volle Hertz.
Wir Armen wissen uns für Wehmuth kaum zu fassen,
Warum? des Vaters Tod macht uns verwayßt, verlassen.
Wie, wenn zur Frühlings-Zeit die schmückende Natur
Auf einer weit gedähnt und bunten Garten-Fluhr,
Mit allem Vorbedacht, auch eine Rose setzet,
Die durch Geruch und Saft die Bienen oft ergötzet,
Wenn sie aus selbiger ihr süsses Honig ziehn,
Bald voll gesaugt davon, zu ihrem Stocke fliehn,
Bald aber ausgeleert und hungrig wieder kommen,
Ein rauher Wind indeß die Blume weggenommen,
Ihr murmelndes Gethön ein kläglich Grab-Lied singt,
Und die betrübte Post dem gantzen Garten bringt;
So höret man von uns nur bange Klage-Lieder:
Es sincket uns mit ihm fast alle Wohlfahrt nieder.

Dieses Gleichniß ist an zierlichem Schmuck sehr reich; aber, da der Poet die Hertz-nagende Betrübniß selbst als redend einführt, indem er seinen Vater als ein Sohn beweinet, so schicket es sich hierzu gar schlecht. Man bilde sich die heftigen Stösse der Traurigkeit, die einen Sohn bey der Begräbniß des Vaters bestürmen, recht ein, und urtheile dann, ob eine solche Hertz-verzehrende Leidenschaft sich lange verweilen werde, ihre Wehmuth-volle Klage in einen so auserlesenen und schimmernden Aufputz einzukleiden. Gleichwie die wahre Trauer mit einem düstern Angesicht, in einem dunckeln Kleide und gantz unachtsam gekämmten Haar auftritt, also muß auch ihre Rede, denn sie ist der äusserliche Putz der Gedancken, der innerlichen Betrübniß des Hertzens gemäß lauten. Den Verfasser verführte die Begierde seinen Kummer durch dieses Gleichniß nachdrücklich auszudrücken; diese machte, daß er sich so lange aufhielt, viele angenehme und liebliche Umstände anzuführen, damit er also die schöne Pracht der Rose, und den süssen Nutzen, so die Bienen von ihrer Mildigkeit geniessen, recht heraus striche, weil dadurch die Traurigkeit der Bienen über den Verlust der Rose, zugleich gerechtfertigt und vergrössert wird. Uber dieser Sorge vergaß der Klagende sich selbst, der Sohn verwandelte sich in den Poeten, die Poesie redete,

redete, und nicht die Leidenschaft. Diese ist nicht im Stande eine so ergetzliche Arbeit, als die Verfertigung eines so schönen Gleichnisses ist, das den Geist auf so annehmliche Sachen führt, vorzunehmen; sie ist auch nicht so geartet, daß sie von ihren eigenen Empfindungen viel Worte mache, sie bemühet sich nicht durch Gleichnisse jemanden zu überreden, daß sie erhitzt und entzündet sey, dieses giebt sie mit ihrer Sprache und den Würckungen, so sich bey ihr ereigen, schon genung zu erkennen. Hätte der Verfasser als ein Poet geredet, der an dem Verlust dieses beweinten Vaters keinen Antheil selbst gehabt, und alleine beschreiben wollen, wie hoch die Leidenschaft der Söhne bey diesem Zufall gestiegen, so wäre alsdann dieses Gleichniß vortrefflich schön gestanden. Aber da sie in der Zueignung des Gleichnisses selbst sagen:

So höret man von uns nur bange Klage-Lieder;

Und dennoch in der angenehmen und geschickten Ausbildung des ausführlichen Gleichnisses nicht ein banges, sondern ein ruhiges Gemüthe sehen lassen, so ist es so viel als wenn sie sagten: Ob sie gleich ruhig genung wären, bey ihres Vaters Grabe zu kurtzweilen, und die angenehme Arbeitsamkeit der Bienen mit grosser Aufmercksamkeit zu betrachten, sollten wir dennoch wissen, daß

ihr

ihr Hertz mit der höchsten Betrübniß umfangen sey. Wenn jemand, den ein schweres Unglück überfallen hat, uns seinen Jammer nach einem süssen und lustigen Thone vorsingen, oder ein hinckender Krüpel uns einen Menüet vortantzen würde, so würde es eben so unnatürlich herauskommen. Opitz hat in dem dritten B. der Poet. W. aus eben diesem Gleichniß-Bild eine Elegie auf den Abschied einer edlen Jungfrauen nach seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit verfertigt:

Gleichwie zu Sommers-Zeit, wann alles frölich blühet,
Und man sich Wald, Feld, Berg u. Thal verjüngen siehet,
Vor aller Blumen Schar, so irgend mögen seyn,
Die zarte Lilie läßt blicken ihren Schein:
Es fliegen auf sie zu die Bienen Hauffenweise,
Und saugen mit Begier die angenehme Speise,
Und wohlgeschmackten Saft; sie hebt ihr Haupt empor,
Es gläntzt ihr weisses Kleid vor allen Blumen vor:
Ihr lieblicher Geruch erfreuet Hertz und Sinnen;
Man muß ihr günstig seyn, und muß sie lieb gewinnen,
Der schöne Zephyrus wird gegen ihr entzündt,
Und weht aus Huld ihr zu den süssen Liebes-Wind.
Bald kömmt der scharfe Nord gantz unverhoft gebrauset
Quer über Feld daher, pfeift, heulet, singt und sauset,
Und nimmt die Lilie mit Ungestüme hin;
Die liebliche Gestalt, bricht nichts nicht seinen Sinn.
Das grüne Feld beginnt um seine Zier zu trauren,
Die andern Blumen auch muß ihre Schwester tauren,
Die Bienen fliegen selbst vor Schmertz und Traurigkeit
Verirrt jetzt hin, jetzt her, und tragen grosses Leid.
So bist du auch zuvor, du Schöneste, gewesen, rc.

Dieses

Dieses Gleichniß und das vorige sind nur darinnen von einander unterscheiden, im ersten wird eine Rose, im letztern eine Lilie gesetzet; dort wird in der Ausbildung des Gleichnisses auf das Nutzbare, hier auf das Schöne und Angenehme gesehen. Beyde sind an sich selbst und ausser dem Text, wo sie stehen, betrachtet, trefflich wohl gerathen. Alleine das letztere behält den Preiß, weil es nicht der Leidenschaft, sondern dem ruhigen Poeten in den Mund geleget wird.

Der achte Abschnitt.

Von dem Masse und der Zahl der Gleichnisse.

Schädliche Würckungen des Ubermasses und der Verschwendung, wie in andern Stücken, also in der Wohlredenheit. Sie verrathen einen blöden Verstand. Die Scribenten sündigen mehr mit Verschwendung als mit Kargheit. Das Maß der Gleichnisse, wie anderer Figuren, muß nach der Natur einer jeden absonderlichen Stelle bestimmet werden. Bestraffung einiger, die aus Bestreben die Verschwendung zu vermeiden, in die Plattheit verfallen sind. Wie Homer seine Erzehlung von dem Mord, den Achilles unter den Trojanischen Helden angestellet, mit zweyen überaus lebhaften Gleichnissen beschleußt, die theils seinen Wuth, theils seine Lust an der Rache gewaltig erhoben. Wie er in dem Fortgang derselben Erzeh-

Erzehlung noch zwey ausdrückliche und wohl errathene Gleichnisse anbringet, die Stürtzung der fliehenden Trojaner in den Xanthus und den nachjagenden Achilles, der ihnen mitten in den Fluß nachgesetzet, abzuschildern. Wie er fünf Gleichnisse hinter einander setzet, fünf merckwürdige Stücke der griechischen Armee vor Augen zu bilden. Wie er die Bewegungen eines aufrührischen Volckes in zweyen Bildern nach zween besondern Umständen, seinem Getöse und seinem gleichen Lauf, vorstellet. Wie er drey hyperbolische Gleichnisse zusammensetzet, das ungeheure Geschrey der beyden Armeen, die jetzt handgemein worden sind, vorzustellen. Entwurf eines Kunst-Richters, daß diese Gleichnisse den Geist von dem vornehmern Gegenstand abziehen. Beantwortung desselben. Lohenstein fehlet vielmehr mit den ungereimten Bildern, als mit dem Uberfluß seiner Gleichnisse. Wie er zwey Gleichniß-Bilder von verschiedenen Relationen oder Verhältnissen durch einander verwirret. Beurtheilung des Urtheiles, das ein heutiger Kunst-Richter von einem Theil desselben Gl. gefället hat. Von Bessers geschicktere Ausbildung dieser Bilder. Wie Lohenstein in einem andern Gleichniß die Vergleichung bis auf eine Verwandlung treibet. Noch ein Lohensteinisches Gleichniß, wo er etliche Gattungen, die unter ein allgemeines Geschlecht gehören, vergleichet. Exempel aus Opitzen Hercynia, da eine lange Stelle aus Gleichnissen zusammengesetzet ist, ohne daß ihr dadurch an ihrer Deutlichkeit etwas abgehe.

Quintilianus hat im achten B. seines Unterrichtes von der Rede-Kunst, in dem Capitel, wo er von dem Schmuck und dem Zierrath der Rede handelt, eine nützliche Anmerckung gemachet. Er sagt: Vitium est ubique

ubique quod nimium est; „Der Uberfluß und „die Verschwendung ist allemahl straffwür„dig.„ Dieses will uns auch die weise Natur durch ihr angesehnes Exempel anbefehlen; In der Zeit da sie in der mannigfaltigen Veränderung ihrer Wercke auf eine verwundersame Weise einen unerschöpflichen Reichthum an den Tag leget, sehen wir sie dennoch in allen Stücken eine gewisse Zahl, Gewicht und Maß beobachten. Nach dem Urtheil der Weltweisen besteht eben in dieser wohl-geordneten Harmonie und Ubereinstimmung des Mannigfaltigen, in seinem geschickten Zusammenhang, die Vollkommenheit der Dinge, und eine tiefe Einsicht und genaue Beobachtung dieser Vollkommenheit machet dasjenige aus, was wir in den Künsten und Wissenschaften den guten Geschmack zu nennen pflegen. So bald diese harmonierende Ordnung, dieses natürliche Gleichgewicht in dem gantzen oder nur in den kleinsten Theilen, durch Mangel oder durch Uberfluß verstöhret wird, so wird zugleich die Vollkommenheit des gantzen vermindert, das Ergetzen, welches nothwendig damit verbunden ist, wird geringer, und der gute Geschmack wird verderbet. Wenn in der Sing-Kunst eine sanfte und Hertz-rührende Symphonie durch harte Mißthöne unterbrochen wird, so wird das Gehör verletzet, und das Ergetzen, das aus einer vollkommenen

nen Harmonie entspringt, wird gehindert. In der Mahlerey kömmts hauptsächlich auf die gemessene Austheilung des Lichts und Schattens, auf die Harmonie und das Maß der perspectivischen Vorstellung an; wenn eines oder das andere in einem Gemählde aus der Acht gesetzet wird, so wird ein Kenner von gutem Geschmack dasselbige verwerffen. Gesetzt, daß bey einer Mahlzeit die aufgetischeten Gerichte noch so kostbar und niedlich seyn, daß die Einrichtung und Stellung der Schüsseln auf der Tafel noch so kunstmässig selten und wohl-eingetheilt ist, daß auch eine jede Tracht zu rechter Zeit und wo es sich gehört aufgetragen wird, so geschicht dennoch der Essens-Lust der Gäste kein Genügen, falls die Speisen entweder zu blöde oder zu starck gesaltzen und gewürtzet sind. Gleichwie endlich in dem Aufputz und der Kleidung die Nachlässigkeit unanständig und garstig läßt, so verräth hingegen die übermässige Pracht und Aufmützung ein weibisches und oftmahls recht kindisches Gemüthe, der Wohlstand hat auch hier seine gesetzten Schrancken und Regeln. Eine gleiche Bewandtniß, wie mit diesen Künsten, hat es auch mit der Wohlredenheit. Es ist nicht genung, daß die Figuren, die Bilder, die Gleichnisse, und der übrige Putz der Rede am rechten Orte angebracht werden, wenn dieses nicht

nicht auch in gewisser Zahl, Maß und Ordnung geschiehet. Wo diese nicht sind, wird die Harmonie, woraus die Vollkommenheit und der gute Geschmack in der Wohlredenheit entstehet, vergeblich gesucht. Die Figuren, die Bilder und Gleichnisse, sind was das Licht und die Farben in einem Gemählde; dieselben müssen nicht nur am rechten Orte aufgetragen, sondern auch in gewissem Masse ausgespendet werden. Denn gleichwie durch den allzustarcken Glantz und übermässige Höhe der Farben die Kunst und Harmonie eines Gemähldes nur verderbt, und die Aehnlichkeit mit dem Urbild verdunckelt wird, so leidet gleichergestalt die Deutlichkeit der Begriffe durch dergleichen weitgesuchten Schmuck Abbruch, dafern er sonder Masse verschwendet wird. Dieser ungeheure Reichthum von geborgtem Zierrath erstrecket und betäubet die Sinne, anstatt daß er sie ergetzen sollte, er stöhret die Aufmercksamkeit, womit der Leser oder Zuhörer vor die Haupt-Materie eingenommen ist, indem die Gedancken dadurch auf anderwärtige Begriffe hingezogen und zerstreuet werden. Der Hr. von Saint-Evremont hat die regellosen Abweichungen eines feurigen Geists, der von dem Verstande nicht in behörige Schrancken gefasset wird, in einem kleinen Gedichte über den Streit von dem Vorzug der alten oder der heutigen

Scribenten sehr lebhaft ausgedrücket. Im fünften Theile Bl. 90.

Qui donne trop à la figure
Se laisse échaper la nature
De son veritable sujet,
Pour se faire un nouvel objet.

Sans y penser, il a l'Aurore,
Au lieu de celle qu'il adore;
Il a le bel Astre des Cieux,
Sans y penser pour de beaux yeux.

Il se derobe le visage,
Dont la beauté l'a sû charmer,
Par une vaine & fausse image,
Qu'il en a voulu se former.

Neben dem, daß die überflüssige Verschwendung der Figuren und des Zierrathes der Rede dergleichen schädliche Würckungen thut, verräth sich dadurch ein Scribent, daß er bey alle dem grossen Reichthum an Witz einen blöden Verstand und ein seichtes Wehl-Urtheil besitzet. Er läßt von sich mercken, daß er die Gedancken mit einem geborgten Schein und äusserlichen Blendwerck anzuziehen sucht, den Leser damit zu berücken, weil er sich nicht getrauet, die Sachen nach ihrem innerlichen Werth, in ihrer nackenden, wesentlichen, und eigenthümlichen Schönheit zu erkennen, und durch eine natürliche Beschreibung vorzustellen. Difficile est enim communia proprie dicere. Dieser Reichthum an Phantasie-Bildern

dern ist selten mit Klugheit gepaaret, welches desto schlimmer ist, weil diese alleine zeiget, wie man den Reichthum wohl gebrauchen und nützlich anwenden muß. Was hat jene berühmten Geister des Alterthums über den gemeinen Hauffen der Scribenten so hoch erhoben, als diese glückliche Verbindung eines feuerreichen Witzes und einer scharffen Urtheils-Kraft, welche so selten in einem Gemüthe einkehren? Wann man ihre Schriften mit Nachsinnen durchgehet, so muß man die unerschöpfliche Fruchtbarkeit ihres Geistes bewundern, aber man erstaunet über die unvergleichliche Klugheit, womit sie in dem rechten Masse Licht und Schmuck in ihre Schriften zu streuen gewußt haben. Die Figuren und der übrige Zierrath der Rede sind da durchgehends mit einer so bescheidenen Freygebigkeit ausgetheilet, daß man nichts hinein schieben, noch was heraus nehmen kan, ohne der gemessenen Schönheit und Harmonie Abbruch zu thun. Zudem sind die Menschen von Natur zur Pracht und Unmässigkeit geneigt, sie wollen immer gerne hervorstechen, und was die äusserlichen Sinne füllet, das nimmt gemeiniglich auch das Hertz ein; haben sie nichts eigenes, womit sie sich groß machen und aufbrüsten können, so schmücken sie sich mit fremden Federn aus. Diese Neigung ist so ungebunden, daß sie sich

bald durch keine Gesetze in Schrancken fassen läßt, wie die Erfahrung dieses insonderheit in Ansehung der Kleider-Pracht bezeuget. Und darum ist es auch um so viel nothwendiger, daß man die Scribenten vor Verschwendung und Uberfluß warne, und an sich zu halten anweise, angesehen sie mehr geneigt sind, durch Uberfluß als Mangel der Figuren, Gleichnisse und Bilder, wider den natürlichen Character der Rede anzustossen.

Niemand wird verhoffentlich von mir erwarten oder fodern, daß ich die Zahl und das Maß, nach welchen die Figuren der Rede und insbesondere die Gleichnisse in den verschiedenen Arten Schriften nützlich können angewendet werden, näher und eigentlicher bestimme und aussetze; dieses läßt sich unmöglich thun, weil es nach der Natur so wohl einer jeden absonderlichen Stelle als einer jeden Schrift unterschiedlich muß entschieden werden. Dasjenige, was ich bißdahin von denen so verschiedenen Absichten der Gleichniß-Bilder, von der künstlichen Verbindung der Absichten, und von ihrem gehörigen Sitz und Orte ausführlich gelehrt habe, kan schon ein zulängliches Licht und Unterricht mittheilen, wie ferne man an einem jeden Ort Maß und Ziel in Acht zu nehmen habe. Uberhaupt darf man sich nur erinnern, daß die Gleichniß-Bilder, bevorab wenn sie ausführ-

führlich und weitläuftig ausgebildet sind, sich in die pathetische und erhabene Schreibart, wo die erhitzte Leidenschaft selbst als redend eingeführt wird, und wo großmüthige Meinungen und Entschlüsse vorgetragen werden, am wenigsten schicken; daß sie bequemer vor das Epische Gedicht sind, als vor die Tragödie, ob sie gleich im einen und dem andern Platz haben können; denn in dem heroischen Gedichte hat der Geist ein Gefallen an Abtritten, in der Tragödie ist das Gemüth mit hohen Empfindungen eingenommen, welche es nicht gerne um das schimmernde Wesen einer Aehnlichkeit fahren läßt; und endlich daß sie in Lehrschriften, wo man unterrichten und erklären will, am allernothwendigsten sind. Es ist unleugbar sehr schwer das wahre Maß hierinne zu treffen, dazu wird ein versuchter Verstand und ein reiffes Nachdencken erfodert, weil es auch hier gilt, vicina virtutibus vitia, daß Laster und Tugend sehr nahe an einander gräntzen. Indessen habe ich diese Schwierigkeiten nicht darum erzehlt, jemanden dadurch verzagt zu machen. Ich wollte nicht, daß einer aus Forcht vor der Verschwendung in das entgegen stehende Laster der eckelhaften Kargheit und Filtzigkeit fallen würde. Mein Absehen ist alleine der Unmässigkeit und Unbescheidenheit zu steuren, welche der verdorbene Hoffmannswaldauische und Lohensteinische Geschmack eine

geraume Zeit daher unterhalten hatte. Ich muß auch meinen Landsleuten das gebührende Lob nicht vorenthalten, daß sie den übermässigen Pomp der Lohensteinischen Schreibart aus ihren Schriften größtentheils verbannet haben, dabey aber will ich auch nicht verschweigen, daß einige dagegen so seicht, dürr und trocken geworden, und in eine so niedrige Plattheit verfallen sind, als ob sie alles Zutrauen zu ihren eigenen Kräften verlohren hätten, und nicht hoffen dörften, sich mittelst der bescheidenen Anwendung der Figuren, Metaphoren und Gleichnisse höher zu erheben als die gemeine Schreibart steigen mag. Sie gehen nicht, sonder kriechen vielmehr mit einer zaghaften Behutsamkeit, obgleich nach einer gemessenen Bewegung im Staube einher; ihre Poesie ist nicht besser als eine abgezehlte und reimende Prosa. Darum wäre mir es lieb, wenn ich ihnen einen neuen Muth einflössen, und sie bereden könnte, daß die Gleichnisse, wenn sie neu, wohl erfunden und geschickt ausgeführt sind, wenn sie daneben am rechten Orte stehen, uns nicht anderst als wohl gefallen können; ferner daß der Mangel und die Kargheit, insonderheit in Lehrschriften, was die gemeldeten Stücke anbetrift, eben so viel Eckel bringet, als die Verschwendung; endlich daß dieser Mangel allezeit einen frostigen

und

und witzlosen Kopf verräth. Diese Absicht zu erhalten, wird es nicht wenig vorträglich seyn, wenn ich erstlich mit dem Exempel der vortrefflichen Geister des Alterthums behaupten werde, daß die Gleichniß-Bilder zuweilen auf einer Stelle in häuffiger Anzahl und doch ohne Verschwendung können angebracht werden, und dann zum andern auch ausfündig mache, daß Lohenstein selbst, was diese Figur der Gleichnisse anbelangt, weniger durch die Menge und den Uberfluß derselben, als wegen ihrer ungeschickten Art und Ausführung Verdruß und Eckel verursachet.

Vor den ersten Artickel soll uns Homerus die nöthigen Beyspiele lehnen. Nachdem er im zwantzigsten B. der Ilias, am Ende, mit viel verschiedenen Umständen erzehlt hat, wie viele berühmte Helden der Trojaner der tapfere Achilles erleget, wie sie mit Nahmen geheissen haben, was für eine Wunde er einem jeden beygebracht, und wie ein jeder im Sterben sich betragen habe, weichet er einsmahls von der Einfalt eines historischen Berichts ab, seinem Leser vor Eckel zu seyn, und läßt sich in zwey sehr lebhafte Gleichnisse ein. Er sagt:
„ Wie ein vom Himmel gefallenes Feuer in
„ den Thälern eines von Holtz dürren Bergs
„ tobet und wütet, der dichte Wald brennet,
„ und der stürmerische Wind die Flammen
„ an alle Orte hinzieht: Also warf Achilles
„ ergrimmt um sich, und stach mit der Lantzen

„ auf alle Seiten aus; wie ein Gott an
„ Stärcke verfolgete er die Zertrennten, und
„ die schwartze Erde floß von Blut. Wie,
„ wann einer seine starcken Stiere in der Ten-
„ ne anbindet, die weisse Gerste auszutre-
„ ten, da die Aehren alsofort unter den Füs-
„ sen der brüllenden Stiere hervor sprützen:
„ Also traten die Pferde des großmüthigen
„ Achilles auf todte Leichen und Schilde,
„ Axe und Räder färben sich mit Blut, das
„ von dem Hufe der Pferde übersich sprützet;
„ Achilles Hertz wallete auf vor Lust, so ihm
„ der Sieg machte, seine Hände waren mit
„ Blut, Staub und Schweiß genetzet, be-
„ flecket und beschmützet.„ Diese beyden Gleichnisse sind sehr geschickt ausgesucht, die vorhergesetzte umständliche und lange Erzehlung von so vielen verschiedenen und seltenen Thaten des sieghaften Achilles zu beschliessen, der fast abgematteten Aufmercksamkeit wieder aufzuhelffen, und das Gemüthe des Lesers mit grossen Begriffen von der erstaunlichen Großmuth dieses Helden anzufüllen, inmassen die unzehligen Proben von Tapferkeit, die er in diesem Gefechte abgeleget, hier in einem Bilde zusammen gefasset, und so wie sie durch alle Hindernisse geschwind und mit Gewalt durchbrechen, auf einmahl vor Augen geleget werden. Eure Betrachtung wird auf zwey wichtige Umstände hingezogen, welche die Wuth des kämpfenden Helden in Ansehen

seiner

seiner Hitze, und in Ansehen seiner Rach-Lust treflich characterisiren und erhöhen. Das erste Gleichniß stellt euch unter dem Bilde eines * dichten Waldes, die fest wie Baume stehenden Glieder und Reyhen der zahlreichen Trojanischen Armee deutlich vor Augen, und die Flammen, die von einem ungestümen Wind um und an ausgebreitet werden, daß der gantze Wald dadurch eingeäschert wird, geben euch einen Begriff, wie groß die Hitze, wie erschrecklich die schnelle Wuth des Achilles gewesen, mit welcher er das feindliche Heer angefallen, seine Glieder zertrennt, und mit einem blutigen Metzeln alles zu Boden gestürtzt hat. Das andere Gleichniß besteht aus einem Bilde, das von einem angenehmen und stillen Geschäft hergenommen ist, zu erkennen zu geben, daß Achilles an dieser blutigen Rache noch Lust und Vergnügen gefunden habe, welches mit seinem Character vortrefflich übereinstimmet. Ihr sehet demnach, daß keines von diesen beyden Gleichnissen überflüssig und müssig da stehet, und keines ohne Abbruch des Nachdruckes und Verstandes kan weggelassen werden.

Mit diesen beyden Gleichnissen wird das zwantzigste B. beschlossen, das ein und zwantzigste hat sich kaum mit einer kurtzen Beschreibung angefangen, wie ein Theil der flüchtigen Trojaner quer Feld-ein der Stadt zugelauffen,

* Conf. Virgil. Georg. II. 279. seqq.

lauffen, und ein anderer Hauffe sich in den Xanthus gestürtzet, dem nachjagenden Achilles zu entrinnen, so giebt uns der Poet wieder zwey Gleichnisse, welche sehr nachdrücklich sind, und geschickt auf dieses Begegniß passen: „Wie ein Schwarm Heuschrecken,
„ dem wüthenden Feuer zu entfliehen, auf-
„ flieget, sich an einem Strohme wiederum
„ niederzulassen, wenn das Feuer denn plötz-
„ lich um sich frißt, und unermüdet brennet,
„ sie daselbst sich in das Wasser tauchen. Al-
„ so ward der rauschende Strohm des tiefen
„ Xanthus mit Pferden und Leuten angeful-
„ let, welche sich vor dem nachjagenden
„ Achilles zu retten, bunt über Ecke hinein
„ stürtzeten. Dieser göttliche Held ließ sei-
„ nen Spieß daselbst auf dem Ufer an einem
„ Weide-Stock angelehnet stehen, und sprang
„ hinein, wie ein Geist, allein mit dem De-
„ gen in der Hand; der Sinn trug ihn zu
„ grausamen Thaten; er schlug rechts und
„ lincks um sich; diejenigen, welche von seinem
„ Eisen getroffen worden, erhoben ein häß-
„ liches Wimmern; das Wasser war roth
„ von Blut. Wie die kleinen Fische vor dem
„ ungeheuer grossen Delphin fliehen, und sich
„ voller Schrecken in den tiefen Klüften eines
„ sichern Ports verbergen, weil er alle die-
„ jenigen, so er überkommen kan, verschlü-
„ ket. Also stürtzeten sich die Trojaner Hauf-
„ fenweise in den ungestümen Strohm, wo
„ seine

„ seine Gruben und Hölen am tieffsten wa-
„ ren.„ Wer muß hier nicht den Reich-
thum des Poeten, und das geschickte Eben-
maß seiner Bilder bewundern! So lange
Achilles noch auf dem Land fochte, und die
Trojaner in den Fluß Xanthus jagete, ver-
gleicht Homerus ihn mit dem Feuer, womit
die Heuschrecken verscheucht, und genöthiget
werden ins Wasser zu stürtzen. Aber so bald
Achilles auch selbst so wohl als die Trojaner
im Wasser ist, so vergleicht er ihn mit einem
grossen Delphin. Die gantze Natur steht vor
diesem Poeten offen, und wartet ihm auf den
Dienst. Die tiefesten Klüfte der Flüsse müs-
sen ihm die bequemsten Bilder leyhen, seine
Beschreibungen damit auszuzieren. Er hat
nicht nöthig sich mit einem ungewissen Su-
chen Mühe zu machen, er darf nicht in den
Himmel steigen ein Bild zu suchen, mit dem-
selben einen Gegenstand, der auf Erden ist,
herauszustreichen. Wo seine Materie ihn je-
mahls hinführt, da öffnet die Natur ihre
Schätze und trägt ihm von sich selbst die nö-
thigen Bilder an.

Im zweyten Buche, wo Homerus die
griechischen Völcker sich auf einem Platz ver-
sammeln, und von ihrem Feld-Obristen be-
sichtigen läßt, werden fünf Gleichnisse nach
einander gesetzet, v. 455. „ Wie wann das
„ verzehrende Feuer auf dem Gipfel eines
„ Berges einen unermeßlichen Wald ergreift,
„ und

„ und die Flamme und der Schein davon die
„ Felder weit und breit helle macht, also
„ warffen die eisernen Waffen, als das grosse
„ Heer sich bewegte, einen Schimmer um
„ sich, der durch die Luft biß zu den Wol-
„ ken reichete. Und wie gantze Schaaren
„ von fliegenden Vögeln, Schnee-Gänsen,
„ Kranichen oder langhalsigten Schwanen
„ über den blumenreichen Wiesen des könig-
„ lichen Asius, und um den Fluß Caystrus
„ hin und wieder fliegen, mit den Flügeln
„ ein lustiges Geklatsche machen, und sich mit
„ grossem Geschrey auf die Wiesen herunter
„ lassen, da sich eine neben der andern setzet,
„ daß der Boden erschallet; also kamen gan-
„ ze Schaaren Völcker aus den Schiffen
„ und Zelten hervor, und rückten Strohms-
„ weise auf das Feld an dem Scamander.
„ Der Boden erklang erschrecklich unter den
„ Tritten der Soldaten und Pferde. Auf
„ der blumenreichen scamandrischen Heide
„ stellten sie sich in einer unendlichen Anzahl,
„ so viel Blätter und Blumen daselbst im
„ Lentzen hervor brechen. Und wie grosse
„ Haufen Mücken zur Frühlings-Zeit herum-
„ schwermen, und sich in einem Meyerhofe
„ versammeln, wann die Gefässe mit Milch
„ überfliessen. So viele Griechen stuhnden
„ auf dem Felde gegen die Trojaner, und
„ dürsteten nach Blut. Und wie die Hirten
„ ihre grossen Heerden Geissen, die sich auf
„ einem

„ einem Anger zusammen gethan haben, mit
„ geringer Mühe sondern, also sonderten die
„ Hauptleute diese Völcker auf allen Sei-
„ ten, und stellten sie in eine geschickte
„ Schlacht-Ordnung.„ Als Homerus im
Geist das zahlreiche griechische Heer auf der
Wahlstatt halten sah, fand er vornehmlich
fünf Stücke, die Anmerckungs-würdig wa-
ren: Den Schimmer der Waffen; den An-
zug und die Bewegungen so vieler tausend
Menschen, die sich zum Streit rüsten; die
Anzahl derselben; ihr eiferiges Verlangen
nach einer Haupt-Schlacht; endlich die gu-
te Krieges-Zucht und den Gehorsam dieser
Truppen, welche sich ohne Verwirrung in
eine Schlacht-Ordnung stellen, und sich zu
ihren Obristen verfügen, wie die Heerden zu
ihren Führern stehen. Alle diese Stücke
wollte er dem Leser deutlich und absonderlich
vor Augen legen; alleine weil es quantitates
relativæ sind, Sachen, die sich gegen andere
in einem gewissen Verhältniß befinden, wel-
che sich vor sich nicht deutlich bestimmen und
erklären lassen, so hilft er sich selbst überaus
wohl, indem er ein jedes Stück absonderlich
mit einem geschickten sichtbarn Bilde vorstel-
lig macht; dadurch giebt er dem Leser Zeit,
sich mit den Gedancken dabey aufzuhalten;
und da er allemahl die Aehnlichkeit selbst an-
zeigt, welche zwischen dem Bild und der
Sache herrschet, drucken sich durch diese
Arbeit

Arbeit des Kopfes und Wiederholung der Gedancken seine verschiedenen Anmerckungen desto tiefer in das Gemüth der Lesenden ein. Diesemnach sind alle diese Gleichnisse in der Beschreibung so vieler absonderlicher merckwürdiger Stücke, welche er bey der griechischen Armee angetroffen hat, lediglich nothwendig, und können nicht wegbleiben, wann man die Sache nicht mit undeutlichen und unbestimmten Ausdruckungen seicht und obenhin erzehlen will. Gleichwie nun die milde Quelle, woraus diese Bilder geflossen sind, verwundersam ist, also verdienet die Weißheit, womit der Poet sie behandelt hat, unsere Verwunderung in gleich hohem Grade. Die Zeit, welche darauf geht, biß eine grosse Schlacht-Ordnung formirt ist, vergönnete ihm schon sich auf die Gleichnisse zu besinnen, welche ihm am besten dienen würden. Durch diesen Kunst-Griff führt er den Leser auf die Sache selbst, und macht sich die Zeit, die ein anderer Poet hätte verfliegen lassen, trefflich wohl zu Nutze.

In eben demselben Buche stellet der Poet zwey Bilder zusammen, die Bewegungen eines entrüsteten Volcks eigentlich zu schildern; v. 147. „Das versammelte „Volck empörete sich, wie die ungeheuren „Wellen im Icarischen Meere sich aufbäumen, wann sie von dem Ost-Winde „und

„ und von dem Süd-Winde, die von den
„ Wolcken des Vaters Jupiter herunter
„ steigen, mit Ungestüm aufgetrieben wer-
„ den, und wie zu geschehen pflegt, wann
„ Zephyrus mit heftigem und ungestümem
„ Blasen ein dichtes Aehren-Feld beweget,
„ und die Halmen auf eine Seite zu wal-
„ len nöthigt; Also kam die Versammlung
„ in Bewegung.„ Man muß sich nicht
einbilden, daß Homerus diese Bilder, von
welchen eines vom Meere, und das andere
vom Land hergenommen ist, bloß in der
Absicht angebracht habe, damit er mit sei-
nem Reichthum auf eine eitele Weise pran-
gete, oder damit er diesen Aufruhr desto
nachdrücklicher abbildete; er sah weiter,
und wollte zwey besondere Umstände und
Eigenschaften von dieser Empörung bezeich-
nen. Das erste Gleichniß sollte ihm die-
nen das Geräusche und Getümmel, womit
diese erzörnten Truppen hin und her lauf-
fen, vorstellig zu machen. Das andere,
welches nicht so fürchterlich ist, sollte zeigen,
wie diese unzehlbare Menge in einen glei-
chen Weg einschlägt, und sich nach einer
und eben derselben Seite neiget, wie die
Aehren, die von dem Winde angefallen
werden, sich nach einerley Weise bewegen.
Dergestalt lassen sich hier der Reichthum
und die Weißheit des Poeten abermahl
glücklich vereiniget sehen.

Im vierzehenden Buche finden sich drey hyperbolische Gleichnisse auf einer Stelle; v. 393. „Das Meer trat über sein Ufer her„aus und überschwemmete die Zelten und „Schiffe; beyde Heere liefen mit unglaub„lichem Geschrey auf einander an; weder „die Wellen des Meers, die durch den „grimmigen Nord-Wind aus ihrem Bette „nach dem Ufer zu geschlagen werden, brül„len so laut, noch der Brand, der sich in „dem Thal-Gelände eines Gebürges erho„ben hat, macht ein so starckes Getöse, „wenn er einen Wald abzubrennen begin„net; noch der Wind thönet so laut in den „zackigten Wipfeln der Eichbäume, wenn „er voller Grimm aus aller Macht pfeiffet.„ Alle diese Hyperbolen wollen sagen, das Geschrey und der Tumult sey unglaublich, welcher entstanden sey, als diese beyden Heere in ein Handgemenge gerathen; und sie werden niemanden zu fremde vorkommen, der bey sich ermißt, was für eine unzehlige Menge Menschen in beyden Armeen vorhanden war, und anbey nicht vergißt, daß Neptunus selbst an der Spitze des griechischen Heeres gestanden, von welchem gesagt wird, er habe so laut geschrien, als wenn neun oder zehen tausend Kriegsmänner in dem Strauß des Gefechtes die Stimme zugleich erhoben hätten. Da nun allhier zwey grosse Armeen zusammen kommen, und noch am Haupt der einen

einen Neptunus steht, der allein die Stimme so laut erheben kan, als eine gantze Armee, so war nichts mehr in der Natur zu finden, welches ein Maß dieses Geschreys abgeben, und die Grösse desselben hätte erreichen können; zumahl der Poet alle diese Bilder schon an andern Orten gebraucht, das Maß von dem Geschrey einer menschlichen Armee, welche keinen Gott an der Seiten hat, dadurch anzuzeigen, und darum trägt er sie gleichsam auf einen Hauffen zusammen, gestehend, daß sie bey weitem nicht zulänglich seyn, einen wohlgemessenen Begriff von der Grösse des Geschreys, das damahls erschallete, zu erwecken. Das erste Gleichniß ist von dem Getöse hergenommen, mit welchem sich die Wellen an dem Gestade brechen, dieses hat er ausgelesen, weil er bloß zuvor von dem Gott des Meeres, in dessen Dienst dasselbe über das Gestade ausgetreten war, geredet hatte. Sonst könnte man zwischen diesen dreyen Bildern einen Unterscheid darinne antreffen, daß das erste nur auf die Grösse des Geschreys siehet, das andere auch die Gefahr und den Schrecken, womit das Geschrey begleitet ist, andeutet, und das dritte zugleich die feste Standhaftigkeit beyder Armeen vorstellig machet. Man fasse demnach Homer nicht in Verdacht, daß er hier seinen reichen Witz ohne Nutzen verschwendet habe. Diese Schuld hängt ihm

so wenig an, daß er durch seine Bestrebung in dieser Stelle nicht sein eigenes Unvermögen, sondern vielmehr die Armuth der Natur, welche ihm kein bequemes Bild an die Hand geben können, erkennen läßt.

Aus diesen Homerischen Exempeln können gescheute Leute schon klug werden, daß man in einer jeden Stelle nach der absonderlichen Natur, Beschaffenheit und Umständen derselben entscheiden müsse, in welcher Anzahl und mit welchem Masse die Gleichnisse und ähnliche Bilder mögen angebracht werden; dergestalt, daß an gewissen Orten ohne Abbruch der Harmonie und der Vollkommenheit zwey und mehr Gleichnisse nach einander gesetzt, oder zwey Bilder und mehrere können und sollen zusammen gestellt werden, welches insonderheit in dem Fall angeht, wann sie dienen zwey oder mehrere verschiedene Stücke in einer Sache zu erklären.

Ehe ich auf den andern Artickel komme, welchen ich in diesem Abschnitt abzuhandeln verheissen habe, muß ich vorher einem scharfsinnigen Französischen Kunst-Richter, der von Homers ausführlichen Gleichnissen ein ungünstiges Urtheil fällt, antworten; weil dessen erlangtes Ansehen sonst meinen Säzen nachtheilig fallen könnte. Ich meyne den Herrn von Saint-Evremont, welcher diese Gleichnisse so viel als der Unwahrschein-

scheinlichkeit beschuldiget. Er sagt: „Ofte
„ rücken uns die Gleichnisse diejenigen Sa-
„ chen, die uns am meisten gefallen, aus
„ den Augen, indem sie uns das eitele
„ Bild einer andern Sache vor das Ge-
„ sicht bringen, dadurch wird der Geist
„ zur Unzeit verstreut. Ich will mit allem
„ Fleisse zwey Heere betrachten, welche auf
„ einander loßbrechen wollen, und ich neh-
„ me den Sinn eines Kriegsmanns an mich,
„ das Betragen, die Stellung, die Ord-
„ nung und Verfassung der Truppen recht
„ in acht zu nehmen. Alleine man versetzt
„ mich einsmahls an das Gestade des Meers,
„ das von den Winden aufgeworffen wird,
„ und ich muß erwarten, daß man mir
„ eher einen Schiffbruch als zertrannte
„ Squadronen werde sehen lassen. Diese
„ weit-reichenden Gedancken, welche das
„ Meer in meinem Gemüthe erwecket, til-
„ gen die andern aus. Man stellet mir
„ einen brennenden Berg und einen einge-
„ äscherten Wald vor. Wie hoch gehet
„ nicht der Begriff von einem Brande?
„ Wäre ich nicht völlig Meister von mei-
„ nem Geist, so würde man mich unver-
„ merckt auf die Vorstellung von dem En-
„ de der Welt führen. Von diesem so
„ gräßlichen Brande läßt man mich zu ei-
„ nem erschrecklichen Schimmer von Wol-
„ ken, die in einem Thal-Gelände ver-

nicht fürchten dörfet, daß er eure Phantasie biß zu der Vorstellung des letzten Brandes der Welt werde ausschweiffen lassen; sondern wann er euch einen lebhaften Begriff von dem Brand eines grossen Waldes auf dem Gipfel eines Berges beygebracht hat, so heißt er euch die Augen ferner auf den hellen Glantz wenden, welchen dieses entsetzliche Feuer durch den Wiederschein biß auf weit-entlegene Felder wirft, die es gantz helle macht; und da läßt er euch in dem ähnlichen Bilde den unbeschreiblichen Schimmer der polirten Waffen und Rüstungen der gantzen griechischen Armee sehen; der Glantz davon leuchtet euch gleichsam in die Augen. Da ihr noch vor kurtzem auf der Höhe eines Berges dem gräßlichen Schaugerichte einer verzehrenden Flamme, die sich durch einen gantzen Wald ausbreitet, zugesehen hattet, so befindet ihr euch jetzo schon wieder bey der Armee. Indem ihr euch da an der Schönheit und dem Glantz dieser Waffen und Harnische belustiget, weiß der Poet euch ferner durch sein künstlich ausgelesenes Bildniß die Gedancken von ihrem verderblichen und erschrecklichen Gebrauche beyzubringen, wann er euch in der Einäscherung eines Walds die Verheerung des Kriegs vorstellet, welche aber noch etwas entfernet war, gleichwie er auch von dem Spectakel, das

das er euch im Bilde vormahlt, jetzo nur noch den Wiederschein von ferne sehen läßt.

Nunmehr lasse ich einen jeden urtheilen, ob die spitzige Critick des Hrn. von St. Evremont einigen Grund habe oder nicht. Nach meinem Begriff bleibet sie alleine in dem Fall gültig, wenn man sie von übelgewehlten und liederlich ausgeführten Gleichnissen verstehet, worinnen der Wohlstand und das deutliche Ebenmaß nicht in acht genommen worden. Denn wenn eine Rede mit dergleichen voll gestopfet ist, wird unleugbar der Vortrag dunckel werden, und die Aufmercksamkeit wird sich zerstreuen. Der Geist wird sich unter so viel fremdem und auswärtigem Zeuge verliehren, und der Haupt-Materie, welche ihn allein einnehmen sollte, vergessen. Und eben dieses ist einer von den vornehmsten Fehlern des Hrn. von Lohenstein, und es ist gewiß, daß in seinen Schriften im Punct der Gleichnisse, überhaupt zu reden, nicht so sehr der Überfluß, als der ungereimte Gebrauch derselben, Verdruß und Eckel verursachet. Ich will dieses, den Unglaubigen zu Gefallen, mit einigen Exempeln aus dessen Rede bey Hrn. Christian von Hoffmannswaldau Leich-Begängniß ausfündig machen. Daselbst heißt es: „Alleine wir werden gezwungen unserm edlen Todten mit Wahrheit den von Griechenland dem Timotheus

„ gegebenen Preiß zuzueignen; daß er durch
„ seine Tugenden seines Vaters Conon
„ Ehren-Ruhm, wie die Morgen-Röthe
„ die Sternen verdüstert habe. Diese Ver-
„ dießerung aber löschet den Ruhm der Vor-
„ eltern nicht aus. Ein Sohn, der es sei-
„ nen Ahnen zuvor thut, giebet seinem Ge-
„ schlechte mehr Licht, als der künstlichste
„ Schatten einem Gemählde Zierrath. Hin-
„ gegen schüttet ein seinem Vater unähn-
„ licher Sohn den Schimmel der Verges-
„ senheit, und den Staub der Schande
„ auf die gläntzenden Ehren-Bilder seiner
„ tapfern Voreltern: Sich aber macht er
„ zu etwas wenigern, als die After-Geburt
„ der doch so grossen Cameele ist. Denn
„ der Adel ist eine Nulle; wenn die
„ Ziefer der Tugend dabey stehet, gilt sie
„ viel, wenn sie alleine stehet, nichts.„
Ist das erste von diesen Gleichnissen dun-
kel, so ist nicht das Gleichniß selbst, son-
dern die verworrene Zusammensetzung Schuld
daran; nachdem ein anderes Gleichniß mit
demselben unterflochten ist. Das eine be-
ruhet zwischen zwo Personen, und das
andere zwischen Personen und einer Sa-
che. Diese vier verschiedene Verhältnisse
gegen einander werden so conterbunt in ein-
ander gewunden, daß man sie ohne grosse
Bemühung des Geistes nicht in die gehörige
Ordnung bringen kan. Der Redner stellt
euch erstlich vor, daß der Hr. von Hoffmanns-
waldau

waldau in einer relatifen Absicht einige Aehnlichkeit mit dem griechischen Helden Timotheus habe. Hernach sagt er euch, welches diese Beziehungs-Absicht auf Timothei Seiten sey, nehmlich, daß er den Ruhm seines Vaters verdunckelt habe; von welchem er euch beyläuffig lehrt, daß er mit Nahmen Conon geheissen; und er läßt euch gedencken, daß eben dieses Verhältniß auch dem Verstorbenen in Ansehung des Ruhms seines Vaters zukommen können; aber eh er euch diese relatife Absicht völlig erklärt hat, und eh ihr noch sehen könnet, welches der Preiß gewesen, den Timotheus bey den Griechen verdienet hat, und welcher auch dem Hrn. von Hoffmannswaldau gebühret, führt er euch schon wieder auf ein neues Gleichniß ab, wenn er euch diese beyden unter dem Sinnbild der Morgenröthe, und ihre beyden Väter als Sternen vorstellet. Man darf nur die Sätze der Rede in ihre natürliche Ordnung bringen, so wird die Dunckelheit gleich verschwinden. Man schreibe zum Ex. also: „Allein wir müs„sen der Wahrheit zu Steuer unserm edlen „Todten den Preiß zueignen, welchen Grie„chenland seinem Timotheus gegeben hat, „daß er ebenfalls durch seine grossen Ver„dienste seines Vaters Ehren-Ruhm verdü„stert habe, jedoch auf gewisse Weise; so „wie nehmlich die anbrechende Morgenröthe „den funckelnden Glantz der Sternen dem

 „Gesicht

„ Gesicht entrückt, ohne denselben auszulö-
„ schen, also löschen diese Verdüsterungen
„ den Ruhm der Voreltern nicht aus.„ An-
jetzt ist alles gantz fliessend, und das Gleich-
niß ist schon geschickt genug die Rede zu ver-
binden und zugleich dem Aergerniß vorzu-
bauen, welches aus der ungewissen Bedeu-
tung des Worts verdüstern hätte entstehen
können. Dann hier wird ausdrücklich gemel-
det, daß diese Verdüsterung nur optice, dem
Schein nach, zu verstehen sey. Ich weiß
also nicht, was die Worte sagen wollen, mit
welchen ein neuer Criticus Deutschlands,
der einen grossen Theil dieser Lob- und Leich-
Rede untersucht hat, dieses Gleichniß ver-
werffen will, wann er sagt: „Dieses Gleich-
„ niß scheint uns auf Steltzen einher zu gehen,
„ indem es auf den Schultern zweyer grie-
„ chischen Helden steht.„ Ich kan nicht be-
greiffen, welches die figürlichen Schultern
dieser beyden griechischen Helden seyn, wel-
che Schultern in dem Gleichnisse anstatt der
Steltzen dienen. Davus sum non Oedipus.
Diese Sprache giebt Lohensteins seiner nichts
nach. Dennoch wiederholt der Criticus die-
sen Ausdruck an andern Orten mehr, als ob
er sehr wohl gerathen wäre. Sonst dörfte
uns diese Critische Stelle auf die Gedancken
verleiten, daß der Verfasser damit diejenigen
Gleichnisse habe herunter machen wollen, in
welchen die Thaten einer Person mit den phy-
sicali-

sicalischen Würckungen einer Sache zusammen gehalten werden; wie hier geschicht, wann es heißt: Timotheus hat den Ruhm seines Vaters Conon verdüstert, wie die Morgenröthe den Glantz der Sternen verdüstert. Allein ich kan nicht glauben daß dieses seine Meinung gewesen, er ist in der critischen Wissenschaft besser erfahren, als daß er sich in so weit verstossen könne. Nichts anders als das seltene Gleichniß hat ihn verführt. Dasselbige noch weiter zu rechtfertigen, will ich eine Stelle aus des Hrn. von Besser königlichen Krone Friederichs des dritten anführen, welche sich auf eben die Optische Anmerkung gründet, daß ein kleines Licht durch ein grösseres verdüstert werde.

Ist Friedrich Wilhelms Werck die Souverainität?
So ist von deiner Macht die Majestät entsprungen.
Dort war des Hauses Glantz wie in der Morgenröth;
Nun ist die Sonne selbst durch dich hervorgedrungen:
Nun steht die Herrlichkeit am hellen lichten Morgen,
Die dort im Schatten noch der Hoffnung lag verborgen.
Es sind dreyhundert Jahr, daß dein erlauchtes Hauß
Von einem Friederich den Chur-Hut hat empfangen.
Allein du löschest jetzt den alten Friedrich aus;
Nun ist ein neuer Lauff des Hauses angegangen:
Was jener auch gethan, wie hoch er auch gesessen;
Wird bey der Crone doch der Chur-Hut leicht vergessen.

Das andere Gleichniß, womit Lohenstein in der ausgesetzten Stelle den Satz, daß diese Verdüsterungen den Ruhm der Voreltern nicht

nicht auslöschen, erklären will, ist wiederum sehr unglücklich und dunckel ausgeführt, ob es gleich an sich selbst nicht unbequem ist, die Begriffe in ein helles Licht zu setzen. Eine Verbesserung der Stelle selbst wird mir eine verdrüßliche Untersuchung erspahren, und dennoch zulänglich seyn, die Sache auszuheitern. „Also leschen diese Verdüsterungen „den Ruhm der Voreltern nicht aus, son„dern sie dienen vielmehr die Verdienste ei„nes Hauses zu erhöhen, gleichwie der künst„liche Schatten in einem Gemählde das Licht „angenehm erhebet; angesehen man die vor„treflichen Verrichtungen der Nachkinder „nicht betrachten kan, ohne zugleich an die „Verdienste ihrer Ahnen zu gedencken.„ Der Herr von Besser hat in dem erwähnten Gedichte eben diesen Satz vor Augen gehabt, und ihn mit grosser Geschicklichkeit in einer schönen Anrede an das Hauß Brandenburg ausgeführt:

Ihr Helden Brandenburgs, wofern ihr aus der Gruft,
Da ihr verschlossen seyd, auf uns zurücke schauet;
Zürnt nicht, daß euer Sohn, dem selbst der Himel ruft,
Sein Hauß viel höher führt, als ihr vorhin gebauet:
Es ist doch, was er thut, wie hoch er sich mag setzen,
Auch für das Eurige und euern Ruhm zu schätzen.
Die Tugend und das Blut, so Ihr auf ihn gebracht,
Verbleibt ein Eigenthum, das Euch noch stets gehöret.
Ihr habt auch ingesamt mit Theil an seiner Macht;
Weil jeder seiner Seits sie nach und nach gemehret;
So werdet Ihr dann auch durch seinen Glantz belehnet,
Und da Er jetzt sich krönt, auch alle mit gekrönet.

Aber

Aber was dann ferner den Schimmel der Vergessenheit und den Staub der Schande anbelangt, welchen ein seinem Vater unähnlicher Sohn auf die gläntzenden Ehren-Bilder seiner tapfern Voreltern schüttet, so ist dieses eine gantz unnatürliche, verblümte Schreibart, nach Lohensteins Geschmack. Der Eckel, den wir davor empfinden, entsteht nicht von dem Uberflusse der Vergleichungen, sondern von ihrer ungeheuren Mißgestalt. Er hätte ohne Ungereimtheit sagen können: Hergegen bauet ein übel-gerathener Sohn denen Ehren-Bildern, welche die danckbare Vorwelt seinen Ahnen setzen lassen, seine eigene Schmach-Säulen an die Seite und vor das Gesicht, er verdunckelt den Ruhm seines Geschlechtes, wie ein aufsteigender schwartzer Nebel den Glantz der Sonnen. Denn es ist unleugbar und wird durch die Erfahrung bestätiget, (wiewohl es der vorerwähnte Criticus nicht erkennen will,) daß der Glantz und Ruhm manchen Hauses verblichen und oft untergangen sey, nur weil die Nachkommen aus der Art geschlagen, und dem Geschlechte einen solchen Schand-Flecken angehänget haben, daß man darüber der vorigen Verdienste vergessen hat. Und wir haben diese Wahrheit, daß ungeschlachte Söhne im Stande seyen, ihrem Hause einen Schand-Fleck anzukleken, und das Angedencken an die lobenswürdigen Verrichtungen ihrer Väter auszulöschen, nicht

nicht erst Lohenstein zu dancken, wie dieser Criticus zum Spott meldet; Valerius Maximus hat in seinem Buche von berühmter Männer merckwürdigen Reden und Thaten eben dieses schon gelehret, und mit Exempeln bestätiget. Im dritten Buche und vierten Capitel: Quo sæpe evenit ut & humili loco nati ad summam dignitatem consurgant; & generosissimarum imaginum fœtus in aliquod devoluti dedecus acceptam à majoribus lucem in tenebras convertant. Und Boileau bedienet sich eines gar lebhaften Ausdrucks, wenn er diese Wahrheit lehren will.

Mais fussiez-vous issu d'Hercule en droite ligne;
Si vous ne faites voir qu'une bassesse indigne;
Ce long amas d'Ayeux, que vous diffamez tous,
Sont autant des témoins, qui parlent contre vous.
Et tout ce grand éclat de leur gloire ternie,
Ne sert plus que de jour à vostre ignominie.

Nach Canitzen Ubersetzung:

Hingegen hast du gleich Beweiß genug in Händen
Daß du von Glied zu Glied stammst aus Alcides Lenden;
Schlägst aber aus der Art, so legt der Eltern Grab
Am ersten wider dich ein schlimmes Zeugniß ab;
Und ihrer Würde Glantz, den du beginnst zu schwächen,
Beleuchtet desto mehr dein schändliches Verbrechen.

Was endlich das Gleichniß von der After-Geburt der Cameele angehet, so ist solches nicht allein einem dunckeln Räthsel gleich, sondern

dern auch sehr ungeschickt, entfernt und lächerlich; und die Ziefer der Tugend samt der Nulle des Adels sind niedrige und schülerische Spiele, welche durch den milternden Zusatz des Wörtgens gleichsam, wie man vermeinen wollen, nicht gebessert würden.

Wir wollen den Eckel, den uns diese Untersuchung verursacht hat, überwinden, und uns in die Gefahr begeben, noch einmahl von Lohenstein verdrießlich gemachet zu werden. In derselben Lob-Rede treffen wir auch folgende seltsame Stelle an. „Ihn in Breß„lau unbeweglich zu machen, fanden sie kein „sicherer Band, als die Verknüpfung mit „Frau Marien Weberskyn, welche wie sie „mit ihrem Ehe-Herrn bey der so vieljährigen „Ehe zwey gegen einander gesetzte Spiegel „abgegeben, derer jeder in dem andern mehr, „als in ihm selbst ist; also nunmehr als höchst„bestürtzte Wittib, nach Eigenschaft der „Turtel-Tauben, nicht weniger ihr übriges „Leben, als ihres Ehgatten Tod beweinet; „wohl wissende, treumeinender Vermähl„ten Stern und Unstern eben so wohl, als „zweyer beysammenstehender Palm-Bäume „Wachsthum von eines jeglichen Stande „oder Falle herrühre.„ Lohenstein hat daran nicht genug, daß er ähnliche Dinge mit einander vergleiche, er treibet die Vergleichung biß auf eine Metamorphosis und Verwandlung der Gestalt; die zwey Ehe-

Ehe-Leute müssen zween Spiegel abgeben; die betrübte Wittib muß die Eigenschaft der Turtel-Taube besitzen, und sie muß wissen, woher das Wachsthum zweyer bey einander stehenden Palm-Bäume rühret. Das erste Gleichniß-Bild zu Anfang stellt ein Optisches Phänomenon vor, aber dasselbe wird sehr undeutlich ausgedrückt, wenn es heißt, daß von zwey gegen einander gesetzten Spiegeln jeder in dem andern mehr als in ihm selbst ist. Denn ein Spiegel ist im andern nur dem Scheine nach durch einen Optischen Betrug, inmassen ein jeder an sich selbst etwas würckliches ist. Nun reimet sich dieses gar nicht mit dem Satze, den Lohenstein dadurch vorbilden wollen, nehmlich daß jedes von diesen verehligten Beyden das andre höher geschätzet, als sich, und sich selbst alleine dem andern zum Vergnügen und Gefallen geliebet habe. Und der Grund, womit er Rechenschaft geben will, warum die Wittib nicht alleine den Tod ihres Ehegatten, sondern auch ihr übriges Leben beweine, ist wahrhaftig lächerlich. Dieses geschicht eines Theils, weil sie die Eigenschaft der Turtel-Taube an sich hat, andern Theils, weil sie zwey Dinge weiß, das erste, daß treumeinender Vermählten Wohl und Weh von eines jeglichen Glück oder Fall abhänget, das andere, daß gleichfalls das Wachsthum zweyer beysammen stehender Palm-

Bäume

Bäume von eines jeglichen eintzelnen Stande oder Falle herrühret. Wenn der Lob-Redner sich diese seltene Wissenschaft, die nach seiner Meinung so traurige Wittben machen kan, für sich selbst behalten, und als einen eigenen Gedancken in seinem Nahmen eingeflicket hätte, so wäre dieses entfernte und gelehrte Bild noch unrichtig genung gewesen, die Gemeinschaft des Mitleidens unter Verehligten vorzubilden, welche Gemeinschaft und Vereinigung enger ist, als zweyer beysammen stehender Palm-Bäume, so enge als die Glieder an einem Leibe.

Etwas weiterhin, wo er des Verstorbenen Anmuth und Freundlichkeit loben will, sagt er: „Etliche Menschen bringen das Mahl „der Verdrüßlichkeit mit auf die Welt, wie „Tieger Flecken, Wermuth die Bitterkeit, „und Schleen ihre Säure. Sie vermählen sich mit eitel Galle; daß sie auch mit „ihrem Liebkosen beschwerlich sind.„ Er will sagen, die Verdrüßlichkeit sey vielen Leuten eben so wohl angebohren, als die Flecken dem Tieger. Aber da diese Flecken dem Gesicht nicht wiedrig sind, so stecket folglich die Aehnlichkeit lediglich in dem angebohren seyn. Im übrigen sind sogestalte Vergleichungen, wo man etliche Gattungen Dinge erzehlt, welche unter einem allgemeinen Geschlechte begriffen stehen, gar nicht scharffsinnig, selbst

ein tummer Kopf wird dergleichen ohne Mühe hervorbringen können.

Meinen Satz, daß diese Lohensteinischen Stellen nicht so sehr wegen der Menge Gleichnisse als der Unrichtigkeit derselben, Verdruß und Eckel bringen, gegen allen Zweifel zu befestigen, will ich diesen Vortrag mit einer Stelle aus Opitzen Hercynia beschliessen, welche aus lauter Gleichnissen zusammen gesetzt ist, jedoch nichtsdestoweniger zierlich und deutlich ist: „Wie die Blumen, so an sich „selber schön sind, dennoch anmuthiger zu „seyn scheinen, wann sie unter einem klaren „Wasser herfür leuchten: also ist die Blüthe „des Gemüthes, wann sie mit einem schö„nen Leibe umhüllet ist. So soll nun die „Schönheit des Leibes nichts anders seyn „als ein Fürfechter der Blüthe der Tugend, „und als ein Herold einer grössern Schön„heit weder sie nicht ist; als wie der Glantz „welcher sich diesen Morgen von hiesigem Ge„filde blicken ließ, ein Vorbote der güldenen „Sonnen war. Wie ferner Pythagoras „die Sonne für einen Gott, Anaxagoras „für einen Stein ansahe; also wird die „Schönheit anders von den Begierden, an„ders von der Vernunft angeschauet, wel„che auch von dieser innerlichen Schönheit „allgemach zu derjenigen steigen lernet, die „dem, was allenthalben ist, seine Schön„heit verliehen hat. Alsdann wiederfähret

„uns

„ uns wie etwan Menschen, welche ihre gantze
„ Lebenszeit in einer finstern Hölen zugebracht,
„ und anstatt des Lichtes nur einen Schatten
„ der Cörper und Dinge die bey uns auf Er-
„ den sind erkieset, dieselben auch für die rech-
„ ten und wahrhaftigen gehalten haben.
„ Dann wie es vermuthlich ist, wann sie aus
„ dem Dunckeln an das klare Licht kommen
„ sollten, daß sie nicht allein alles was sie zu-
„ vor gesehen, sondern auch sich selbst als be-
„ trogene Leute verachten würden; also auch
„ unsere Gemüther, wann sie der vergängli-
„ chen Schönheit entronnen, und durch die
„ Schönheit der Tugend einen Weg zu der
„ Göttlichen gefunden haben, so fangen sie
„ ihren eiteln Wahn und vorige Thorheit von
„ Hertzen an zu verdammen. Wie nun ein
„ Mensch in einem Bilde die Kunst, und nicht
„ das Bild, in einer Pflantze die Frucht,
„ und nicht die Pflantze, liebet: also müssen
„ wir in einem schönen Frauenzimmer nicht
„ die Gestalt, sondern, wo sie vorhanden ist,
„ die Schönheit des Gemüthes, und in dem
„ Gemüthe die Schönheit dessen, von dem
„ sie hergerühret, erheben und hochhalten.
„ Und hergegen, wie wir den Ursprung aller
„ Schönheit über alles zu ehren schuldig sind,
„ also sollen wir seinethalben auch die Schön-
„ heit des Gemüthes, und dieser wegen die
„ Schönheit des Leibes lieben, weil sie sich
„ nicht weniger zuweilen darinne blicken läßt,

„ als die edelsten Flüsse, die, wann sie sich in
„ das Meer ausgiessen, den vorigen süssen
„ Geschmack und lautere Farbe in dem ge-
„ salzenen Wasser dennoch nicht bald ver-
„ lieren.„

Der neunte Abschnitt.

Von der Neuheit der Gleichniß-Bilder.

Homers Vortrefflichkeit, als eines Urhebers und Erfinders. Ferner in Absicht auf die Beschaffenheit seiner elenden und unwissenden Zeiten. Insbesondere wegen seiner Wissenschaft von dem Bau des menschlichen Cörpers, und der Geographie. Woher er seine weitläufftige Erkänntniß genommen habe. Glückseligkeit unsrer Zeiten in Ansehen der Künste und Wissenschaften. Armuth an Erfindungen, die sich dessen ungeachtet in den Schrifften unsrer Poeten verspüren läßt. Opitzen Vergleichung der Munterkeit eines Helden mit der Hurtigkeit eines jungen Pferdes. Postel braucht dasselbe Gleichniß von Wittekind. Original desselben in Homer. Königs Vergleichung Friederich Augusts mit einem Löwen, von Opitzen entlehnt. Opitzen dreymahliger Gebrauch desselben in einer gleichen Absicht. Vergleichung des erstern mit diesen drey letztern Gleichnissen. Opitzen Anwendung desselben Gleichniß-Bildes in andern Absichten. Vorzug der Erfindung vor der Nachahmung. Werth der Nachahmung. Wie sie von dem gelehrten Diebstahl unterschieden sey.

Wann

WAnn ich nach ungefehr dreissig Sæculis von dem Werth der Ilias und der Odyssea nach dem schwachen Licht, welches von denselben Zeiten noch übrig geblieben ist, urtheilen darf, so muß ich sagen, daß ich diese beyden Gedichte nur in dem eintzigen Punct der Gleichnisse in zweyen Absichten vor unvergleichlich halte. Ich betrachte erstlich den Homer als einen Original-Geist, der diese Wercke, welche zwar der erste Versuch in dieser Gattung Schriften und doch zugleich das * Muster aller andern gewesen, die seit der Zeit geschrieben worden sind, so wohl als sie es auch der künftigen seyn werden, ohne einen Vorgänger aus seinem eigenen Kopfe hervorgebracht hat; und ich schreibe ihm in dieser Absicht die Erfindung aller dieser Gleichnisse als dem ersten Urheber vor eigen zu; daher leite ich nun einen Schluß auf den Reichthum seiner unbeschränckten Wissenschaft, und seines vortrefflichen Witzes, zwey Stücke, in welchen beyden ich unter allen seinen Nachfolgern seines gleichen ** nicht finden kan. Es kan seyn, daß Homer uns nur in seiner Entfernung von uns so groß scheinet; diese verbirget uns vielleicht seine Vorgänger, welche ihm zum Muster mögen gedienet haben: Gleichwohl bleibet für Homer der Ruhm noch groß genug, daß er durch diese geschickte Nach-

* Horatius A. P. v. 73.
** Quintilian. Lib. X. c. I.

ahmung derselben ein solches Original verfertigt, welches das gantze geschickte und weise Alterthum bewundert, Aristoteles der Nachwelt zum Muster eines vollkommenen Epischen Gedichtes anbefohlen, nicht anders als ob die Kunst vor den Regeln gewesen wäre, Virgil so hochgeschätzet hat, daß er sich selbst am grösten zu seyn düncket, wo er es glücklich nachgeahmet hat; zumahl Homerus die Nahmen und das Gedächtniß seiner Vorgänger, so ferne er Vorgänger gehabt hat, durch den Glantz seiner Schriften nicht nur verdunckelt, sondern gantz ausgelöschet hat; wie bey Ankunft der Sonnen die Sternen verschwinden. Doch ich gedencke hiermit nur die Möglichkeit solcher Dichter, welche Homer den Weg möchten gebahnt haben, einzuräumen; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Vorgänger eine andere Würcklichkeit gehabt haben als solche, welche der unbesonnene Neid ihnen gerne mittheilen wollen, und folglich ist es eben so möglich, daß Homer diesen Reichthum, welcher den Neid so aufrührisch machet, ohne von Fremden was zu entlehnen, aus seinem Eigenthum hervorgelanget habe. Dieses ist zumahl desto glaublicher, da die Erfahrung aller Zeiten zeiget, daß die Natur aus einer weisen Sorge für die Aufnahm und Verbesserung der Künste und Wissenschaften von Zeit zu Zeit einige vornehme auserlesene Gemüther

gezeu-

gezeuget, und mit mehr als menschlichen Kräften des Geistes ausgerüstet hat, welche sich mit weniger Mühe einen neuen Weg gebahnet, und was sie zuerst unterfangen, auch zugleich zu seiner gehörigen Vollkommenheit gebracht haben. Wir Deutsche dörfen nur an den Erneurer unsrer Dichtkunst, den grossen Opitz, gedencken, der das wahre und innere Wesen der Poesie und Beredtsamkeit ohne Vorgänger und Lehrmeister unter vielen Widerwärtigkeiten zu einer solchen Vollkommenheit gebracht hat, daß es noch heut zu Tag ein grosses Lob ist, wenn man unter dieser starcken Anzahl Dichter von einem sagen kan, daß er ein würdiger Lehrjünger Opitzen sey, und desselben Verdienste erkannt habe. Uberdiß verräth sich der unvorsichtige Neid selbst, wenn er Homer vorrücket, daß er sich das Lob der Erfindung unrechtmässiger Weise habe zueignen wollen, und zu dem Ende getrachtet, das Angedencken aller andern Scribenten, welche vor ihm gelebet hatten, auszulöschen: Denn indem er ihm die Erfindung nehmen, und den entferntern Zeiten zulegen will, bekennet er damit wider seinen Vorsatz, daß die Schriften, welche unter Homers Nahmen so vielen Ruhm erlanget haben, eine solche ausnehmende Schönheit und Treflichkeit in sich haben, daß es schier unbegreiflich sey, wie der erste Erfinder auf einmahl diesen Grad der Vollkommenheit sollte können erreichet haben.

Die andere Betrachtung, nach welcher ich den Reichthum und die Fruchtbarkeit dieses vortrefflichen Geistes, die er in der geschickten Anwendung einer so grossen Menge Gleichnisse gezeiget hat, unschätzbar zu seyn finde, beziehet sich auf die Beschaffenheit seiner Zeiten. Damahls war Griechenland in viele kleine Staaten, die einander aufsätzig waren, eingetheilet; einer streifte auf den andern; einer suchte dem andern mit Raub und Verheerung Schaden zuzufügen; das Volck hatte täglich Anlaß zu Zwietracht und Empörungen, und ward dadurch immer frecher und unbändiger; Diebstahl und Strassen Raub waren privilegirt; die Leibes-Stärcke und eine unbesonnene Frechheit waren die rechten Mittel, Lob und Ruhm zu erlangen; in den täglichen Handlungen und Sitten der Menschen herrschete eine ungezwungene Art, eine freye Grobheit ohne Verstellung und ohne Pracht; die Könige wurden von keinem grossen Gefolge begleitet, noch von einer ansehnlichen Leib-Wacht bedecket; die königlichen Kinder arbeiteten in den Garten mit eigener Hand, und hüteten der Heerden ihrer Väter; die Palläste waren von Pracht entblößt, und die Tafeln weder mit Uberfluß noch mit Kostbarkeiten beladen; Agamemnon kleidete sich selbst an, und Achilles richtete mit seinen eigenen

Hän-

Händen eine Mahlzeit zu, die Gesandten dieses obersten Feldherren zu bewirthen. Zu derselben Zeit steckete Griechenland noch in der tiefsten Unwissenheit, die Wissenschaften konten sich da nicht empor schwingen, wo einheimische Kriege das Land in voller Unruhe behielten, und wo weder Ordnung noch Policey Statt haben konte; die Historie war noch in ihrer Jugend, und es mangelte ihr an Erfahrung, niemand fand sich der ihr pflegete; die gantze Natur-Wissenschaft bestuhnd in einer kleinen Anzahl Anmerckungen von Veränderung der Winde und des Wetters, sie war in den engen Kreiß einiger Regeln für den Feld-Bau eingeschräncket; die Astronomie begnügte sich an der Betrachtung der Planeten und einiger andrer Sternen von der ersten Grösse; die Mathematik, welche sonst an Erfindung so reich ist, war in die Elemente der Rechenkunst und eine ungewisse Ubung von der Meßkunst eingeschlossen; die Baukunst sorgete nur für die Nothwendigkeit, nicht für die Bequemlichkeit oder die Pracht. Der vornehmste Reichthum bestuhnd in zahlreichen Heerden von grossem und kleinem Vieh, und in liegenden unbeweglichen Gütern. Daher richtete man auch alle Sorge und Arbeit vornehmlich auf die Viehzucht, auf den Garten- und den Feld-Bau. Das Frauen-

volck brachte die Zeit mit Spinnen und Weben zu. Die gewöhnlichen Ubungen der jungen Herren und der Edlen waren Jagen, Fischen, den Vögeln stellen. Daneben hielten sie viel von der Musick. Auch wußten sie sich groß mit denen damahls üblichen Kampf-Spielen. Bey aller der Einfalt, Unwissenheit und Armuth dieser rohen Zeiten finden wir dennoch im Homer eine mehr als gemeine Gelahrtheit, Reichthum und Pracht. Wenn ihr die Menge der Gleichniß-Bilder, mit welchen er die Erzehlungen und Beschreibungen in seiner Ilias und Odyssea so häuffig ausgezieret hat, mit Aufmercksamkeit betrachtet, so könnet ihr euch über die weitläuftige Erkänntniß in allen Künsten und Wissenschaften, welche dieser vortrefliche Mann nur in diesem einzigen Theile der Wohlredenheit an den Tag leget, und damit die Armuth und Unwissenheit seiner Zeiten zu verbergen und zu überwinden gewußt hat, nicht genung verwundern; denn ihr findet da häuffige Spuhren und Kennzeichen einer feinen und gründlichen Erkenntniß in den Geheimnissen aller Künste, Handwercke, Lebens-Arten, und Wissenschaften; so gar daß einige von den alten Kunstrichtern den Homer nicht allein vor den Vater der Poeten, sondern aller menschlichen Wissenschaft gepriesen haben. Wer begierig ist, diesen Satz weit-

läuftig

läuftig ausgeführt zu lesen, der kan nur den dritten Artickel des critischen Versuches über die Schriften Homers nachschlagen, welcher aus der geschickten Feder des Hrn. Pope geflossen ist. Mir genügt vor dißmahl diesen wohlverdienten Ruhm des griechischen Poeten nur in zweyen Stücken an das Licht zu setzen.

Eines ist seine grosse Wissenschaft in Absehen auf den Bau des menschlichen Cörpers, er giebt dieselbe in der so verschiedentlich ändernden Verwundung seiner streitenden Helden auf das deutlichste zu erkennen, gestalt die geschicktesten Lehrer der Anatomie gestehen müssen, daß er sich in seinen Beschreibungen der Wunden, die doch an Menge und Verschiedenheit überaus zahlreich sind, niemahls betrogen habe, ungeachtet auch, daß er dieselben nicht wie andere Poeten gethan, nur an dem Haupt oder an der Brust verwunden läßt; in so weit, daß man ihm vorgeworffen, er habe seine Helden nur allzu gelehrt verwundet, dabey aber auch das Lob hinzugethan hat, daß er eine Chirurgische Verrichtung eben so geschickt angreiffe, als der erfahrenste Wund=Artzt.

Das zweyte Stück, womit ich den Ruhm seiner weitläuftigen Wissenschaft zu befestigen gedencke, ist die Geographie. Wie genau und eigentlich beschreibet er die Nahmen

men und die Lage der Städte, der Berge, der Felder und Ebenen; den Lauf und die Art der Flüsse; die Weite und die Gräntzen der Reiche, die Natur und Beschaffenheit eines jeden Landes! Und dieses so geschickt, daß Strabo, einer von den berühmtesten Erd-Beschreibern des Alterthums, nicht allein sein Werck mit dem Lob dieses Poeten anhebet, sondern auch aufrichtig entdecket, daß er die meisten Nachrichten von der Natur der Länder in Absicht auf die Pflantzen, die Thiere, die Gewohnheiten und die Lebens-Arten der Völcker nur Homer zu dancken habe; daher er sich durch das gantze Werck auf dessen Ansehen beruffet, zumahl er beglaubt zu seyn sich mercken läßt, daß diese Wissenschaft sich bey demselben eben so weit erstrecket habe, als die Gräntzen des damahls bekannten Erdbodens. Ein klarer Beweißthum, wie gründlich der Poet die geographische Wissenschaft besessen, ist die Verkommniß, welche die griechischen Staaten unter einander getroffen hatten, daß die Gräntz-Streite nach Homers Anzeigungen sollten erörtert werden. Der oben erwehnte Strabo erkennt auch in dem achten B. ausdrücklich, daß Homer kein Beywort von einem Land, oder einer Stadt gebraucht habe, welches nicht die Beschaffenheit und Natur desselben deutlich und nachdrücklich anzeige.

Ist man begierig zu wissen, wo der Poet diese weitläuftige Wissenschaft, welche er in seinen Gedichten mit einer geschickten Freygebigkeit ausspendet, gesammelt habe, so kan ich dißfalls berichten, daß dieses die Frucht seiner weitläuftigen Reisen, und also der eigenen Erfahrung sey. Denn seine unersättliche Wissens=Begierde hatte ihn durch gantz Griechenland, das kleinere Asien, Egypten, als den Sitz und Wohnplatz der Weißheit, ja, wie es scheinet, biß in Lybien, Thracien, und die glückseligen Inseln geführet. Seine durch unbeschreibliche Mühe, lernens=begieriges Nachfragen, und aufmercksame Erfahrung gesammelte Wissenschaft wußte er sich hernach in seinen berühmten Schriften trefflich zu Nutze zu machen. Derselben haben wir diese reiche Materie von so tausendfältig ändernden wahren und symbolischen Bildern und Gemählden zu dancken. Nachmahls konnte er Opferungen nach denjenigen schildern, welche er in Eolien gesehen hatte, und in denen Bunds=Beschwerungen, von welchen er zu reden hatte, die Cerimonien von Lacedämon anbringen. Was er in dem Icarischen Meer des Getöses halber wahrgenommen hatte, wenn die Wellen sich an der grossen Anzahl Inseln in demselben brechen, gab ihm Anlaß das Getöse und Getümmel in einer versammelten Gemeinde damit zu vergleichen. Weil er an dem Gestade des Caysters eine unzeh=

unzehlige Menge Schwanen gesehen hatte, verglich er die zahlreiche Armee der Griechen mit derselben. Er hatte in dem Eiland Cyrene oder in Cypern angemercket, daß die Einwohner daselbst grosse Holtzstösse in ihren Feldern anzündeten, worauf die Froschen vor dem Feuer flohen, und sich in das Meer stürzeten; daher stellete er unter diesem Bild den Achilles vor, wie er die Trojaner hitzig verfolget, und sie nöthiget, sich in den Scamander zu stürtzen. Kurtz, seine Einbildung, mit allem dem, was er hier und dar gesehen hatte, ausgezieret und bereichert, gab ihm zu seinen Wercken eine unendliche Menge Vorstellungen und Gemählde hervor, welche desto angenehmer liessen, je seltsamer und neuer sie waren.

Wenn wir jetzo in einem Gegensatz eines Theils die heutigen glückseligen Zeiten in Absicht auf die Gelahrtheit, die Künste und Wissenschaften, mit den Zeiten Homers; andern Theils die Schriften dieses Poeten mit den Wercken der neuern und heutigen Dichter nur in dem einigen Stück der symbolischen Gleichnisse mit einander vergleichen, so giebt dieser Gegensatz der Vortreflichkeit des Poeten einen neuen Glantz und Zusatz, und entdecket uns gleichsam im Wiederschein die Armuth an Erfindung bey den heutigen Poeten.

Die Künste und Wissenschaften sind durch den Fleiß der Menschen auf das höchste gestiegen;

stiegen; die Historie hat beynahe drey tausend Jahre mehr, als sie zu Homers Zeiten gehabt hatte; wie unzehlig viele neue Begebenheiten und Fälle des Schicksals hat sie in diesem andern Halbtheil ihres Alters auf ihre Register zusammentragen können! Eine Helfte des Erdbodens, die eben so geraum ist, als die einzige zuvor bekandte gewesen, und in welcher neue Arten Geschöpfe, neue Völker, an Gewohnheiten und Sitten gantz verändert vorkommen, ward uns erst in diesen späthern Zeiten aufgeschlossen; der gemeine Handel und Wandel zwischen dem menschlichen Geschlecht ist durch die verbesserte Schiffahrt nunmehr vollkommen hergestellet; eine kleine Nadel führet uns als der richtigste Wegweiser durch einen neuen Weg über die einödde See in die entferntesten Welt-Gegenden; die Welt ist jetzo unendlich weiter, als sie ehmahls war, und wir sehen alles in einer andern Ordnung, und mit andern Augen an; die festen und cristallenen Himmel, vormahls die ewige Wohnung einer Menge vergötterter Hirn-Geburten, sind jetzo nichts weiters, als ein unermeßlicher und rinnender Raum, in welchem tausend neue Welten, die eben so wohl als unsere Erde bevölkert seyn können, herum schwimmen; dieselbe Sonne leuchtet uns zwar noch, die ehmahls leuchtete, aber wir haben ihr einen

nen andern Lauf angewiesen; statt daß sie vormahls in das Meer zu schlaffen eilete, gehet sie jetzo einer andern Welt den Tag zu bringen; die Erde, die vordessen in der Einbildung der Leute unbeweglich stuhnd, dreht sich heutiges Tages in unserer Einbildung, und nichts kömmt ihr an Schnelligkeit der Bewegung gleich. Ein kleines holgeschliffenes Glaß machet uns mit den himmlischen Cörpern so bekannt, und führet sie so nahe zu uns herzu, daß wir ihre unendliche Anzahl, Ordnung, Verschiedenheit, Grösse, Bewegung, auf das genaueste abmessen können. Ein anderst geschliffenes Glaß hat uns in dem kleinsten Theile der Materie eine neue Welt voll Thiere entdecket, welche sich zuvor den Augen der Menschen gäntzlich entzogen gehabt hatte; ja der menschliche Verstand ist in seinen Nachgrübelungen so tief durchgedrungen, daß er sich viele tausend neue Welten von möglichen und wahrscheinlichen Dingen vorstellen kan. Kommen wir nun auf die Künste, so werden wir gleichfalls finden, daß dieselben sich unendlich verändert, vermehrt und verbessert haben. Die gantze Krieges-Kunst, welche Homer den grösten Reichthum von Materie eröffnet hat, hat in ihrer gantzen Verfassung eine gantz neue und weit erschrecklichere Art bekommen:

Wir

. . . . Wir haben in die Schlacht
Den Donner selbst geholt, und etwas aufgebracht,
Das Glut und Eisen speyt, für dem die Mauren fallen,
Die Thürme Sprünge thun, Gebürg und Thal erschallen,
Die wilde See erschrickt. . . . .

Und wer wollte alle die neuen Erfindungen, welche die fruchtbaren Künste, die Mechanick, die Statick, die Architectur, und andere zum Dienst und Nutzen, wie auch zum Ergetzen und Ruhm des menschlichen Geschlechtes seit mehr als zweytausend Jahren ausgesonnen haben, erzehlen können? Zu diesem allen kömmt noch, daß uns der Weg, zu einer gründlichen Erkenntniß aller Dinge zu gelangen, mittelst der so kunstreichen und zur Ausbreitung der Wissenschaften so bequemen Buchdrucker-Kunst, in Vergleichung mit denen Hindernissen, welche Homer hat übersteigen müssen, unendlich ist erleichtert und verkürtzet worden. Dieselbe machet, daß wir jetzo ohne Gefahr, ohne Kosten, in kurtzer Zeit, und auf einer Stelle, mit andern, beydes der Zeit und des Ortes halber, von uns entlegensten Völckern der Erden Bekanntschaft machen, die Geheimnisse der Wissenschaften und Künste in dem Grund erforschen, und unsere Erfahrung schier ohne Ende erweitern können.

Nichtsdestoweniger müssen wir bekennen, daß unsere heutigen Dichter und Redner, ungeachtet aller dieser vielfältigen und würck-

lichen Vortheile an Erfindung gantz arm und erschöpfet seyn. Wenn ihr ihre Schriften in Absicht auf die poetischen Verzierungen mit Aufmercksamkeit durchgehet, so werdet ihr nur selten etwas darinnen antreffen, was Homer bey dem Licht seiner mühesamen Erkenntniß nicht eben so wohl hätte sagen können, und auch würcklich vor ihnen gesagt hat, so wenig wissen sie sich die Vortheile, mit welchen sie seinen Ruhm übertreffen könnten, zu Nutze zu machen. Ein grosser Theil derselben, verspührend, daß ihr Gehirn an eigener Wissenschaft und Original-Bildern leer ist, siehet sich gemüssigt, wenn sie nicht stumm seyn wollen, ihre Schriften mit geborgten und entwendeten Bildern auszuzieren. Diese Leute suchen den Ruhm alleine in der knechtischen Nachahmung des grossen Poeten des Alterthums, und vergessen gar darüber der Religion, der Sitten, der Gebräuche und der Lebens-Art ihrer eigenen Zeiten. Der Hr. von S. Evremont hat seine Gedancken von den Gedichten der Alten mit einer Betrachtung geendigt, in welcher er eben dieses ungeschickte Verfahren der heutigen Dichter ernstlich bestraffet: „Man muß den Fall unserer Helden-Gedichte, sagt er, der knechtischen und „allzu gekünstelten Nachahmung zuschreiben. „Unsere Poeten hatten den Muth nicht, die „heidnischen Götter auszumustern, noch die „Geschick-

„ Geschicklichkeit die Sachen wohl anzu-
„ bringen, welche ihnen unsere eigene
„ Religion mittheilen konnte. Da sie an
„ dem Geschmack des Alterthums hangen,
„ und an unsere Meinungen gebunden sind,
„ geben sie unsern Engeln die Gestalt und
„ die Mine des Mercur, und unsern Wun-
„ derwercken den Schein der wunderlichen
„ Fabeln der Alten. Diese Vermischung
„ des uralten und des heutigen ist ihnen
„ sehr übel gerathen; und man kan sagen,
„ daß sie weder die mythologischen Erdich-
„ tungen der Alten sich zu Nutze zu ma-
„ chen, noch unsere heiligen Wahrheiten
„ wohl anzuwenden gewußt haben.„ Und
in einem Schreiben an den Marschall de
Crequi sagt er eben so geschickt: „Man
„ gebe alten Gedancken ein Aussehen wie man
„ will, so wird man doch einer Poesie bald
„ überdrüssig werden, welche allezeit mit
„ den Vergleichungen der Morgenröthe,
„ der Sonne, des Mondes und der
„ Sternen wieder aufgezogen kömmt.
„ Unsere Beschreibungen eines windstillen
„ und eines ungestümen Meers, stellen uns
„ nichts vor Augen, was die Alten in ih-
„ ren Beschreibungen davon nicht viel bes-
„ ser vorgestellet haben. Wir bringen heut
„ zu Tag nicht nur einerley Ideen und Bil-
„ der, auch die Ausdrückungen und die Rei-
„ men sind einerley.„ Und damit ich seine

 eigene

Dem du bist nun gefolgt, als wie ein junges Pferd,
Von adelicher Schlacht, das bald hinaus begehrt
In frische freye Luft, will nicht beschlossen liegen,
Springt, wiegert, schnaubt und schäumt, läßt seine Haare fliegen
Um beyde Schultern her, und zeigt schon damahls an
Wie schnell es werde seyn, wann ihm die Ritterbahn
Wird sollen nach der Zeit den Danck im Rennen geben,
Man sahe nicht um dich die faule Wollust schweben.

Dieses Gleichniß erhebet das Lob dieses jungen Helden ungemein, welcher schon in seiner ersten Jugend Kennzeichen von seinem hohen Geist und Muth, der sich in keinen Schrancken konnte bepfählen lassen, von sich gegeben. Der Poet verweilet sich nicht die Aehnlichkeiten, die sich zwischen beyden befinden, mit einer pedantischen Sorgfalt gegen einander zu setzen, sondern er begreiffet die gantze Apodosin in der ersten Zeile, und bildet dann die absonderlichen Zeichen von der Munterkeit des Pferdes in der Ausführung so geschickt und deutlich aus, daß der Leser die Aehnlichkeit leicht mercken kan, und dadurch bekommt das Gleichniß einen grossen Nachdruck. Günther hat dasselbe mit eben so vieler Geschicklichkeit angewendet, den unbeschränckten Sinn eines feurigen Geistes vorzubilden:

Du eilest über dich, du weiterst deinen Willen,
Und breitest Sinn u. Ruhm; So machts ein edles Pferd
So bald sein Herr von ihm den ersten Rang begehrt,
Es

Es schäumt, es brent, es schnaubt, erinnert selbst den Zügel,
Läßt alles hinter sich, erhält vom Lobe Flügel,
Und eilt, und drabt, und rennt, biß es das Ziel erreicht:
So schleunig wächst die Saat, sie schoßt, sie blüht, sie bleicht,
Und füllt die Scheuren an: Dein Fleiß hält jetzund Ernde
Und macht die Hofnung voll. - - - - - - -

Der Poet führet hier diese Vergleichung so geschickt ein, daß es läßt, als wann er ein gleiches Exempel von einer eilfertigen Hitze vorbringen wollte: So machts ein edles Pferd. Und er bildet dasselbe hernach so lebhaft, daß er den Lesern ohne Furcht überlassen kan, ihren Geist in Vergleichung der Aehnlichkeiten zu beschäftigen. Aber das angehengte Gleichniß von der frühzeitigen Saat ist nicht so gar richtig, und daher einigermassen dunckel und schwach. Die Zeitigung der Saat rühret zwar von einem innerlichen Trieb, aber ohne sichtbare Bewegung. Also hat auch Postel die Hitze Wittekindes in den Streit zu gehen, mit der Hitze eines Pferdes nicht ungeschickt verglichen:

- - - - - - - - - Allein bey Wittekind
Ward solch ein Feuer reg', als sich im Geist entspinnt,
Wann ein Arabisch Hengst die schallenden Posaunen
Im Kriegs-Getümmel hört, den jeder mit Erstaunen
Sieht, wie er schäumt u. stampft, u. mit Verwundern spürt
Wie seine Nase Dampf, das Auge Flammen führt.
Nicht anders ward mein Herr durch dieses Wort bewogt.

Das Gleichniß ist an sich selbst wohl gegeben, und der Sache gemäß, aber die eingeschobenen Anmerckungen, den jeder mit Erstaunen sieht, und mit Verwundern spühret, sind ein Flickwerck, das dem Nachdruck und der Deutlichkeit viel Abbruch thut. Wozu dienet es, daß der Poet uns berichtet, was für eine Würckung die Sache, die er beschreiben will, auf die Zuschauer gethan habe? Wir haben lieber, daß er uns dieselbe so lebhaft vor Augen mahle, daß uns seine geschickte Vorstellung in eben dasselbe Erstaunen und Verwundern setze, in welche die Sache selbst die würcklichen Zuseher gesetzet hatte.

Alleine alle diese Gleichnissen haben ihr Original, aus welchem sie nach der verschiedenen Absicht der Poeten ein wenig geändert worden, bey Homer im sechsten B. der Ilias v. 506. und mit denselben Worten im fünfzehenden B. v. 263. Wir finden es auch in dem eilften B. der Eneas, wo es Virgil v. 492. also übersetzet hat:

Cingitur ipse furens certatim in prœlia Turnus:
Exultatque animis, & spe jam præcipit hostem.
Qualis, ubi abruptis fugit præsepia vinclis
Tandem liber equus, campoque potitus aperto,
Aut ille in pastus armentaque tendit equarum
Aut assuetus aquæ perfundi flumine noto
Emicat, arrectisque fremit cervicibus alte
Luxurians: luduntque jubæ per colla, per armos.

Sonst

Sonst wird das Gleichniß-Bild von einem Pferde von Homer nur selten gebrauchet, hingegen ist nichts gewöhnlicher, als daß er seine Helden mit Löwen vergleichet. Ich finde auch, daß unsere deutschen Poeten dieses Gleichniß-Bild öfters nachgebildet haben.

Der Hr. König schreibet in dem Helden-Lob Friederich Augusts:

Denn wie ein junger Löw, der allbereit verspührt,
Daß sich sein Nacken schon mit krausen Locken ziert,
Und daß ihn die Natur bewaffnet mit den Klauen,
Nicht sonder Eckel mehr der Mutter Nest kan schauen;
Er eilet auf die Jagd, wo er was finden kan,
Und spornt sich selber stets zu hohen Thaten an,
Dehnt seine Nerven aus, weis't seine junge Zähne,
Tritt voller Muth herein, sträubt, schüttelt seine Mähne,
Und kehret eher nicht nach seinem Lager um,
Biß er sich selbst bekrönt durch Beute, Sieg und Ruhm.
So schien auch dir dein Land schon in noch früher Jugend
Wie groß es war, zu eng zum Schauplatz deiner Tugend.

So bequem dieses Gleichniß an sich selbst ist, die Absicht des Poeten auf das Lob seines Helden, der schon in der frühen Jugend seinen angebohrnen tapfern Muth gezeiget hat, zu erhöhen, so kan ich doch die Erfindung nicht dem Witz des Poeten, noch die glückliche Wahl seinem Urtheil zuschreiben, weil mir nicht verborgen ist, daß er beydes von Opitz entlehnet hat, welcher dieses Gleichniß-Bild an drey unterschiedenen

Orten in eben derselbigen Absicht angewendet hat; als in dem Lobgedicht an den König Ladisla:

- - - - - - - - Dein Sinn ist Himmel-weit
Und denckt nicht einmahl nach in was Gefahr er rennet;
Also ein kühner Löw, indem sein Hertze brennet
Für Gunst zu seiner Zucht, der sorget stets und wacht,
Schleicht über allen Frost und Schnee bey stiller Nacht:
Sein Haar ist ihm bereift, es hangen an den Ohren
Die Zapfen von Cristall, die Klauen sind befroren,
Noch schaut er keine Müh' und Last des Wetters an,
Damit er nur vergnügt nach Hause kommen kan.

Und in dem Lobgedichte Hertzog Ulrichs:

- - - - - - - - Du bist bald ausgebrochen
Als wie ein junger Löw, im Fall der seine Knochen
Im Maule, seine Mahn auf beyden Schultern merckt,
Und alle Viere sieht mit Klauen ausgestärckt;
Dann will er weiter nicht in seiner Höle bleiben,
Jagt auf was würdig ist an das er sich mag reiben,
Dem dringt er auf den Leib, erweiset seine Schlacht,
Hat seines gleichen lieb, ꝛc. - - - - - -

Und im ersten Buch der P. W. an den Burggrafen von Dohna:

- - - - - - - Drum bist du ausgerissen,
Als wie ein junger Löw, im Fall er an den Füssen
Die Klauen wachsen sieht, und um den Halß die Mähn,
Die Zähn im Maule merckt; er will nun ferner gehn
Aus seiner Hölen Loch, in der er ist erzogen:
Und wie ein Adler thut, der nicht läßt ungeflogen,
Wiewohl er käumerlich erst jetzt hat ausgekielt,
Und noch der Nord-Wind nicht, mit seinen Federn spielt:
Er

Er macht sich in die Luft, und schwingt mit freyem Zügel
Biß zum Gewölcke hin die wenig starcken Flügel;
Alsbald er etwas dann erblickt in einer Bach,
So stürtzet er herab und setzt den Enten nach,
Die grossen Schreckens voll sich für ihm untertauchen.

Wenn wir nun die Copie mit diesen Originalen vergleichen, so werden wir einen mercklichen Unterscheid zwischen denselben wahrnehmen. Beyde bilden die Waffen, mit welchen die Natur den Muth des Löwen versehen hat; aber Hr. König hat die Zähne weggelassen, und diesen Mangel hernach in der weitern Ausführung des Gleichnisses in der siebenden Zeile ersetzen wollen, weis't seine junge Zähne; wo aber das Beywort den Begriff von der Stärcke dieser Waffen mercklich verringert, auch durchaus überflüssig ist, indem euch die vorhergehende Beschreibung genung zeiget, daß die Rede von einem jungen Löwen lautet, der keine alte Zähne weisen kan. Opitz sagt ohne Beywort weit nachdrücklicher: Im Fall er die Zähne im Maule mercket. Und er giebt es noch stärcker, wenn er sie in dem zweyten Gleichniß Knochen nennet. Auch ist Opitz weit glücklicher als König, die frühzeitige Hitze und Eilfertigkeit des Löwen, seine Waffen zu gebrauchen, vorzubilden. Dieser schwächet den Begriff und verzögert die Eilfertigkeit durch die Einschiebung der Beywörter allbereit, schon, und durch die eingeflickte unnöthige Anmerckung,

daß

daß er diese Waffen von der Natur empfangen habe. Zudem hält die matte und langsame Wort-Verbindung, er verspühret, daß sich sein Nacken ziert, daß die Natur ihn bewaffnet, die eilfertige Hitze noch mehr zurücke, da sie Opitz hingegen durch die Art seiner Wortfügung, nicht wenig befördert, im Fall, (besser so bald) er seine Knochen, seine Mahn, sieht, und merckt. Im übrigen hat König dasselbe Gleichniß noch weiter als Opitz ausgeführt, und in dieser Ausführung mehr Kraft nnd Nachdruck erwiesen. Eh ich aber dieses Gleichniß fahren lasse, muß ich noch eine Anmerckung hinzufügen, welche nicht das Gleichniß selbst, sondern die Verknüpfung desselben mit dem vorhergehenden ansiehet. Das Gleichniß wird von König mit einem Denn eingeführet, und soll beweisen, daß sein Held, der unter dem Bild eines Löwen vorgestellet wird, den Ruhm seiner Voreltern durch rühmliche und treffliche Thaten vermehret, und keine Gefahr, Mühe und Arbeit geschohen habe: alleine dieses wird in dem vorhergehenden gar dunckel und verworren ausgedrücket.

Du bist ein würdiger Nachfolger deiner Ahnen,
Ein Mehrer ihres Ruhms und ihrer Sieges-Fahnen.

Dieses ist noch deutlich genung, aber was in den folgenden Zeilen steht, ist ziemlich matt, und fällt ziemlich tief:

Der

Der seiner Väter Blut durch eine schlechte That
Und niederträchtig Hertz niemahl verläugnet hat.

Zumahl die erste Zeile, in welcher behauptet wird, daß er ein würdiger Nachfolger seiner Ahnen sey, das Gegentheil, welches in diesen zwo Zeilen enthalten ist, schon ausschliesset, und die zweyte Zeile, die ihn zum Mehrer des Ruhmes seiner Ahnen aufwirfft, und ihn zum Theil noch über dieselben erhebet, läßt euch nicht erwarten, daß der Poet wieder darauf fallen und sagen werde, daß er sich des Ruhmes seiner Ahnen nicht unwürdig gemachet habe. Und was in den zwo nachfolgenden Zeilen noch hinzugesetzet wird, ist zwar dem Verstand nach richtig, aber allzu figürlich und dunckel, und hätte also vielmehr einer Erläuterung, als eines Beweises, vonnöthen:

Und als ein muntres Pferd, das seinen Lauf vollstrecket,
Mit ed'lem Staube sich selbst hundertmahl bedecket.

Sonst hat Opitz das Bild eines Löwen in seinen Schriften noch zum zweyten mahl in gantz anderer Absicht angewandt. In dem dritten Buche der P. W. wo er den wüthenden Schmertzen eines Vaters über den Tod seines geliebtesten Kindes beschreiben will, ist er beflissen die Grösse desselben in ihrem rechten Licht vorzustellen, und vergleichet ihn daher mit der Wuth eines Löwen, welchem seine Zucht geraubet worden:

Als

Als wie ein edler Löwe
Sich mit gerechter Reue,
Sehnt nach der jungen Zucht,
Die man ihm aufgefangen,
Indem er ist gegangen
Und Essen hat gesucht;
Sein' Augen steh'n voll Thränen,
Der Schaum läuft von den Zähnen,
Die Mähne steigt empor;
Er sucht, er ruft, er brüllet,
Daß Libyen erschüllet,
Und sich entsetzt davor.
So rühren sich die Schmertzen
In euerm Vater-Hertzen, rc.

Und in dem vierten B. der Trost-Gedichte stellet er den Löwen in der Parabel gleichsam zum Exempel der Standhaftigkeit in der grösten Gefahr vor:

Wie wann der starcke Löw im Felde wird beschlossen
Von Jägern, oder auch an seinem Leib geschossen,
Dann rührt er erst den Schwantz, die Ursach seiner Macht,
Ist stärcker als zuvor, ergrimmet und erwacht,
Sein heisser Rachen schäumt, die Augen sind voll Flamen,
Die Mahne steht empor, sein Muth kömt gantz zusamen;
Wie sehr man ihn bescheußt, wie sehr man zu ihm sticht,
Von allen Seiten her, so giebt er doch sich nicht:
So lasset uns auch thun. - - - - - - - -

Ich will dem Leser überlassen die Original-Stellen von diesen Vergleichungen nachzusehen, und gegen den Opitzischen Nachahmungen oder vielmehr Ubersetzungen zu halten.

Er

Er wird sie in dem dreyzehenden B. der Ilias v. 471. und in dem ein und zwantzigsten derselben v. 573. finden können; auch Virgil hat sie in dem zwölften B. der Eneis v.4. vor Augen gehabt.

Ich war erstlich gesonnen, die Armuth an Erfindung, welche sich bey unsern Poeten in dem Punct der ausführlichen Vergleichungen eräuget, durch mehrere Exempel vor Augen zu legen, ich hatte zu diesem Ende schon ein gantzes Register dergleichen bereit, wo die Stellen in Homer, von welchen jede war entlehnet worden, angezeiget wurden. Mich dauchte, daß sie eine solche Beschämung wohl verdieneten. Der Gedancken-Diebstahl ist mit eben so viel Ungerechtigkeit begleitet, als der Raub von Geld und Gut. Und ein Fallit in der Beredtsamkeit, der mehr von andern entlehnet hat, als sein angebohrnes und erworbenes Eigenthum beträgt, ist eben so wohl werth, daß er öffentlich verruffet werde, als einer, der seine Schuldglaubiger um ihre Anleihungen betrogen hat. Alleine da ich mich erinnerte, daß ich mir in diesem gantzen Wercke vielmehr vorgesetzet hätte, zu unterrichten und zu erbauen, als zu schande zu machen, habe ich meine Gedancken geändert, und will den Poeten meiner Nation mit einer solchen Straffe einer öffentlichen Beschämung verschonen. Ich trage dabey das gute Zutrauen zu ihnen, daß sie sich künftighin ein

Beden-

Bedencken machen werden, dem Homer so offenbar seinen Schmuck zu entwenden, und mit demselben, als mit ihrem eigenen zu prangen. Die Hoffnung nehret mich, daß das ansehnliche Exempel dieses Poeten vielmehr einen fruchtbarn Ruhm-Eifer bey ihnen gebähren, und sie aufmuntern werde, sich die grossen Vortheile, welche ich ihnen in der Aenderung der Religion und des Staats, und in der Ausbreitung der Künste und Wissenschaften angewiesen habe, rechtschaffen zu Nutze zu machen, und ihren Witz aus diesen neu-entdeckten Minen und Gängen der Wohlredenheit mit unermüdetem Nachspühren zu bereichern. Die Sonne, der Mond, die Sternen, die Elemente werden ihnen nicht mehr eine Pracht mittheilen, welche schon ausgebraucht ist; die Wölfe, die Schäfer und die Heerden werden ihnen nicht mehr eine Einfalt, die allzu bekannt ist, darleyhen; vielmehr werden sie ihre Schriften mit neuen Bildern auszieren, von welchen Homer zu seiner Zeit nichts gewußt hat, die nicht alleine wegen ihrer Richtigkeit, sondern vornehmlich auch wegen ihrer Neuigkeit belustigen können.

Allein da ich förchten muß, daß das Ansehn und Exempel des Virgilius meiner gefaßten Hoffnung hinderlich seyn, und unsere heutigen Dichter, wie vor Alters den Afranius, in dem schädlichen Wahn unterhalten mögte, daß sie so wohl als dieser Römische

Poet

Poet das Recht haben, sich mit Homerischen Stellen als einer rechtmässigen Beute zu bereichern und zu schmücken, so muß ich ihnen nochmahls zu Gemüthe führen, daß gleichwie eine Copie niemahls ihrem Original zukommt, also auch das Lob eines Ubersetzers weit geringer ist, als das Lob eines Verfassers; daß die Gedancken mit besserm Recht ein Eigenthum genannt werden, als die äusserliche Habe, und folglich die Entwendung derselbigen niemahls erlaubet sey, sondern allemahl eine Vorrükung der eigenen Dürftigkeit mit sich führe; daß ein solcher Raub eben so wenig kan verborgen gehalten werden, als des Raben in der Fabel, der sich zu seinem grösten Schimpf in dem geborgten Feder-Schmuck zu den prächtigen Pfauen geseller hatte. Nachdem Macrobius in dem fünften B. Conviviorum Saturnaliorum ausführlich gezeiget, daß Virgil neben andern Stücken mehr, auch seine meisten Gleichnisse von Homer entlehnet habe, giebet er sich in dem ersten Capitel des sechsten B. einige Mühe diese Freyheit zu rechtfertigen. Er bedienet sich erstlich folgenden Grundes: Hunc esse fructum legendi, æmulari ea quæ in aliis probes: & quæ maxime inter aliorum dicta mireris, in aliquem usum tuum opportuna derivatione convertere. Alleine so nützlich und nothwendig gleich die Nach-

ahmung ist, muß sie darum nicht ungerecht seyn, und einen andern des verdienten Ruhmes der Erfindung berauben. Das Jus omnium in omnia ist in der Wohlredenheit eine so schädliche Grund-Regel als in der Politick. Wer bey sich selbst befindet, daß er von der Natur nicht mit der erforderlichen Erfindungs-Kraft begabet worden, wer daneben aus den reichen Quellen der Wissenschaften und Künste nicht einen eigenthümlichen Vorrath an Bildern gesammelt hat, der begnüge sich an dem Ruhm eines guten Ubersetzers, und gönne andern den erworbenen Ruhm der Erfindung. Die Nachahmung oder Nacheiferung ist von dem Diebstahl weit unterschieden. Man kan sich darüber von Longin unterrichten lassen, der in der dreyzehenden und vierzehenden Abtheilung seines Buches von dem Erhabenen unter anderm schreibet: „So bald wir etwas vornehmen, das einen grossen Geist und hohe Gedancken „erfordert, so sollten wir billig allemahl „bey uns selbst dencken: Wie hätte viel„leicht eben dieß Homer gegeben? Wie „erhaben würden sich Plato und Demo„sthenes ausdrücken? Dann dergleichen gros„se Männer, die vor uns hergehen, und „zum Nachahmen gleichsam ein Licht an„gezündet haben, erheben unsern Geist „fast so hoch, als die Gedancken sind, „welche

„ welche sie uns vor Augen stellen. Fürnem-
„ lich aber alsdann, wenn wir bey uns
„ betrachten: Was sollte wohl Homer oder
„ Demosthenes dencken, so bald sie gegen-
„ wärtig dieß, was ich sage, höreten? Wür-
„ den sie auch hiedurch gerühret werden?„
Ich setze hinzu, daß man sich bey Unter-
nehmung eines grossen Gedichtes fragen
sollte: Wie würde wohl Homer eben die-
ses ausdrücken, wenn er jetzo leben sollte?
Woher würde er wohl ein bequemes und
geschicktes Bild entlehnen, wenn so viele
reiche Quellen der Erfindung, welche der
menschliche Verstand in diesen letztern Zei-
ten entdecket hat, vor ihm offen stühnden?
Macrobius führt ferner unter Afranii Nah-
men zween andere Gründe an, womit er
die von Virgil genommene Freyheit beschö-
nigen will, welche zwar einen bessern Grund
haben, aber nicht zum Exempel dienen; er
sagt: Virgilio gratia hoc nomine est habenda,
quod nonnulla ab antiquioribus in opus suum,
quod æterno mansurum est, transferendo, fe-
cit ne omnino memoria veterum deleretur: De-
nique & judicio transferendi, & modo imitandi
consecutus est, ut quod apud illum legerimus
alienum, aut illius esse malimus; aut melius
hic, quam ubi natum est, sonare miremur.
Ich will zwar meines Theils Virgil auch da-
vor dancken, daß er uns manche Stelle der
Alten, die sonst in Gefahr gestanden wäre,

 verloh-

verlohren zu gehen, in seinem vortrefflichen Gedicht aufbehalten, und von der Vergessenheit gerettet hat; alleine ich glaube nicht, daß derselbe deßwegen von den Nachkommen Danck erwartet habe, da es eine Gutthat ist, an die er schwerlich wird gedacht haben; welche ihm auch, so sie ihm fälschlich angedichtet wird, mehr Schimpf als Ehre bringet. Und wenn Afranius seinen Raub mit dem Exempel des Römischen Poeten aus diesem Grund entschuldigen will, so kömmt mir das eben so lächerlich vor, als wann sich ein Dieb eines Theils mit der Gewohnheit der Lacedämonier vertheidigen, und andern Theils behaupten wollte, daß man ihm noch Danck schuldig wäre, daß er andern ihr Geld, welches sie durch tausend Zufälle hätten verliehren können, genommen habe. Im übrigen gestehe ich gerne, daß Virgil einige wenige Gleichnisse Homers mit solcher Kunst und Verstand in sein Gedicht einzuweben, und sich eigen zu machen gewußt hat, daß wir diese glückliche Nachschilderungen mehr bewundern, als ihre Originale. Man kan davon Macrobius im eilften Capitel des fünften B. nachlesen. Ich bin auch versichert, daß es leichter sey, etwas neues zu erfinden, als etwas altes auf diese Weise nachzuahmen. Demnach will ich mich erklären, daß ich dergleichen glückliche Nachschilderungen, welche sich ein Verfasser mit eben so vieler Kunst eigen zu machen und nach

seinem

seinem Vorhaben einzurichten gewußt, an jedem Ort, wo ich sie antreffe, nicht nur dulden, sondern bewundern werde.

Der zehnte Abschnitt.

Von der Abänderung der Gleichniß-Bilder.

Pracht der Natur in der Mannigfaltigkeit ihrer Geschöpfe. Ein Poet muß mit seinen Bildern, so viel ihm möglich ist, abändern. Homers Gleichniß-Bilder werden einer allzugrossen Gleichheit beschuldigt. Ob das Ergetzen, das von der Mannigfaltigkeit der Bilder entstehet, von der Abänderung der symbolischen Wesen, oder von der abgeänderten Verschiedenheit der ähnlichen Eigenschaften und figürlichen Handlungen herzuleiten sey. Kunst ein Bild in vielen verschiedenen Gestalten vorzulegen, und zu verschiedenen Absichten zuzurichten. Parabolisches Aussehen, das Homerus seinem Gleichniß-Bilde von dem Löwen mitgetheilet, als er Ulysses mitten unter den erschlagenen Buhlern, desgleichen als er denselben der Princeßin Nausicaa begegnend, vorgestellet. Wie er dasselbe Bild auf verschiedene Weise angesehen, die Rachbegierde des Menelaus, seine Freude über die Gelegenheit sich zu rächen, den rühmlichen Tod von der Hand eines berühmten Feldherrn, anderer Erlegung angesichts ihrer Völcker, die Rache eines nachjagenden Helden, die unvermuthete Errettung eines andern aus den Händen der Feinde, das Zurückweichen eines kühnen und unverzagten Helden, der voll Betrübniß ist, daß er seine Rache nicht sättigen kan, nach dem Leben vorzustellen. Annehmlichkeit, so die Gleichniß-Fabeln von ihren Personen bekommen.

Gleichwie sich die Pracht und der Reichthum der Natur nicht alleine in der Menge der Geschöpfe, sondern auch vornehmlich in der unendlichen Verschiedenheit derselben eräuget; also zeiget ein Dichter den Reichthum seines grossen Verstandes und Wizes nicht nur in der Vielheit der künstlichen Bilder, mit welchen er seine Schriften freygebig ausschmücket, sondern noch mehr in der ändernden Verschiedenheit derselben, durch welche die verdrüßliche Gleichheit vermieden, und das Gemüthe des Lesers mit einem neuen Ergetzen nach dem andern angefüllet wird. Ich betrachte den Dichter als einen Schöpfer; dieser wendet alle Kunst und alles Vermögen an, das Ergetzen, welches er durch seine Wercke erwecken will, so mannigfaltig zu verändern und zu vermehren, als nur möglich ist; und da die Wohlredenheit nichts anders als eine blosse Nachahmung der Natur ist, so muß der Dichter auch hierinnen ihrem grossen Exempel folgen, er muß sich befleissigen seine Schriften durch eine reiche Abänderung der Bilder angenehm zu machen, und dem Leser immer neue Scenen und neue Durchsichten vor Augen zu legen, welche seine neugierige Aufmercksamkeit nicht schmachten lassen, sondern mit immer neuer Verwunderung und Lust speisen und erfrischen. Diese Betrachtung hat einige neuern

scharf-

scharfsinige Kunstrichter von der Französischen Nation verleitet, daß sie den grossen Homer, welchem sie sonst in Ansehung der Menge Bilder, womit er seine Gedichte reichlich belebet hat, gern eine fruchtbare Einbildungs-Kraft zugestehen, in diesem Stücke ein grosses Versehen aufbürden und ihn beschuldigen, daß er das Ergetzen, welches eine geschickte Abänderung der Bilder nothwendig mit sich führet, durch eine allzugrosse Gleichheit derselbigen verfehlet habe. Sie sagen, daß er einerley Bild allzu oft, und manchmahl auf einem Blat etliche mahl gebrauche, als ob ihm seine Einbildungs-Kraft keinen andern Gegenstand mehr vorgestellet hätte, wenn einer einmahl einen Eindruck auf ihn gethan gehabt hätte. Sie können es nicht vertragen, daß er zum Exempel den Löwen so oft in seinen Vergleichungen einführet, und diesem eintzigen Thier so vielen Platz einräumet, als manchem von seinen Helden. Der allzu kaltsinnige Poet de la Motte hat seinen darüber gefaßten Unwillen in seinem Vortrage über Homer mit diesen Worten ausgelassen. „Es ist nicht genung, sagt er, daß „ man in den Umständen der Bilder ändere, „ wenn indessen die Materie derselben allzu „ viele Gleichheit behält, weil eben die Materie am stärckſten eindrücket. Stelle ich „ das Bild eines Löwen, und einer Heerde „ allzu oft vor Augen; zerreisset, bald der

„ Löwe die Heerde, und jagt die Hirten in
„ die Flucht; sind ihm bald die Hirten zu
„ starck, und zwingen ihn zu weichen; schlei-
„ chet er Nachts um die Schaf-Hürden her-
„ um, oder erschrecket er eine Meyerey bey
„ hellem Tage; so wird man mir nicht so vie-
„ len Danck davor wissen, daß ich den Lö-
„ wen und die Heerden in so verschiedenen Ge-
„ sichts-Puncten vorstelle, als man Uber-
„ druß daran haben wird, daß man ihn alle-
„ zeit wieder auf die Scene kommen siehet.„
Und der Hr. von St. Evremont redet in seinen Gedancken über die Gedichte der Alten auf gleiche Weise: „Ein Löw, sagt er, den der
„ Hunger aus seiner Höle treibet; ein Löw
„ der mit noch jungen Klauen seinem Raub
„ nachgehet; ein Löw der seinen Gegner mit
„ offener Gewalt ohne heimliche List anfällt;
„ ein Löw der um seine Zucht wütet; ein Löw
„ wider den sich ein gantzes Dorff versamelt,
„ und der mit grimmigen Blicken und stol-
„ zem Gang zurück weichet; ist ein Löw der
„ auf unterschiedliche Weise vorgestellet ist,
„ aber stets ein Löw, der nicht genugsam un-
„ terschiedliche Begriffe machet.„ Ich muß auch bekennen, diese Critick scheinet mir eines Theils so vielen Grund zu haben, und andern Theils von einem so zarten und eckeln Geschmack zu fliessen, daß ich bey mir anstehe, ob es, vornehmlich in Absicht auf unsere Zeiten, besser gethan sey, wenn ich Homer wegen

gen der allzu grossen Gleichförmigkeit seiner Bilder entschuldige, oder vielmehr anklage. Jedoch, das beste wird seyn, daß wir der Wahrheit ihr Recht wiederfahren lassen. Es scheinet zwar wohl, daß diese wichtige Beschuldigung in der Natur des menschlichen Geistes gegründet sey, als welchem eine beständige Gleichheit nothwendig Eckel, hingegen eine geschickte Aenderung der Gegenstände allemahl ein neues Ergetzen bringen muß; und man hat auf diesen Grund in der Wohlredenheit folgende Regel als eine Quelle vielfältigen Ergetzens gebauet: Ein Scribent müsse sich befleissigen, die verschiedensten Bilder, als nur möglich ist, zu gebrauchen. Allein wenn wir von dem Grund oder Ungrund der Homero gemachten Beschuldigung nach dem wahren Verstand und der eigentlichen Absicht dieser Regel, welche ich in dem Eingang des gegenwärtigen Abschnittes vor unwiedersprechlich angenommen habe, urtheilen wollen, so müssen wir etwas näher untersuchen worinnen diese anbefohlene Verschiedenheit der Bilder eigentlich zu setzen sey.

Wir müssen in einem jeden Gleichniß-Bilde zwey Dinge wohl von einander unterscheiden, nehmlich die Person oder Sache, von welcher das ähnliche Bild entlehnet wird, und die Eigenschaft, Bewegung, oder Handlung, nach welcher eben diese Person oder Sache mit einer andern in Vergleichung

kömmt: Jetzt fraget sich, ob das Ergetzen, welches die angezogene Grund-Regel verspricht, von der unterschiedenen Abänderung der symbolischen Wesen, bey welchen die Gleichheit gefunden wird, oder von der abgeänderten Verschiedenheit der ähnlichen Eigenschaften und figürlichen Handlungen, die den besagten symbolischen Wesen beygelegt, und mittelst einer guten Beschreibung ausgeführet werden, herzuleiten sey. Die Erörterung dieser Frage wird zugleich entscheiden, ob und wie ferne die Beschuldigung Homers, die vielleicht nur von dem Ansehen ihrer berühmten Erfinder unterstützet wird, Statt und Grund habe. Diese eckele Critici suchen das Ergetzen, welches die Verschiedenheit der Gleichnisse gewähren soll, vornehmlich in der Abänderung der symbolischen Wesen; die öftere Vorstellung eines Löwen, ob solcher gleich immer eine andere Rolle spielet, bringet ihnen Eckel. Alleine wenn wir der Natur der Gleichnisse nachdencken, so werden wir finden, daß dieser Eckel von einer allzu grossen Zärtlichkeit des Geschmackes entspringet. Der Grundstein, die Seele und das Wesen der Gleichnisse beruhet unfehlbar auf dem Tertio Comparationis, auf der Eigenschaft oder Handlung, nach welcher zwey Dinge einander ähnlich sind, zumahl sie ofte nicht das geringste mit einander gemein haben, als diesen Punct der Vergleichung.

Daher

Daher rühret nun aller wesentliche Unterscheid der Gleichnisse. So bald die Umstände und Handlungen der symbolischen Wesen abgeändert werden, so bald ist das Gleichniß nicht mehr das vorige; es stellet euch zwar noch immer das vorige Bildniß, zum Exempel eines Löwen, vor; aber die neuen Umstände und Handlungen, die ihm nach der Absicht des Poeten zugeschrieben werden, vermögen die Einbildung stärcker zu rühren, als das Thier selbst. Wo hingegen dieser Unterscheid mangelt, da kan die blosse Abänderung des symbolischen Wesens das Gleichniß nicht genugsam unterscheiden. Zwey verschiedene Thiere in einerley Umständen machen viel gleichere Bilder aus, als nur ein Thier, das auf verschiedene Weise, und unter ungleichen Gesichts-Puncten angesehen wird; ein Habicht, der auf eine Daube schiesset; ein Sperber, der unter eine Schaar kleiner Vögel fällt; ein Falck, der aus der Luft herunter steiget; das sind Bilder, die sämtlich einander gleich sind. Setzet die verschiedenen Nahmen Habicht, Sperber, Falck, abseits, so werdet ihr nur einerley Sache vor Augen sehen. Der eckele Geschmack, der nicht leiden kan, daß Homer den Löwen in seinen Gedichten öfters auf den Schauplatz führet, wo er doch immer in einer andern Stellung erscheinet, dünckket mich,

mich, die Wahrheit zu bekennen, nicht wenig verzärtelt. Wir lesen eine weitläuftige Geschichte von den vielfältigen Begebenheiten eines eintzigen Menschen in einer lebhaften Erzehlung mit vielem Ergetzen, ohne daß uns die Gleichförmigkeit der Person Eckel verursache; wie kömmt es denn, daß der Geschmack so eckel ist, wenn Homer uns in so verschiedenen Umständen und Begegnissen die emblematische Geschicht eines Löwen künstlich entworffen vor Augen leget? Ich habe schon im Eingang angemercket, daß der Dichter dem vornehmen Exempel der Natur nachfolgen müsse. Nun hat diese ohne Abbruch des Ergetzens, welches die Zuseher durch die unendliche Verschiedenheit ihrer Wercke einnehmen sollte, alle Thiere einer Art, und den unzehligen Haufen der Menschen, so gleichförmig gestaltet, daß sie alleine der Zahl nach von einander unterschieden sind; und wir sind gewohnet alle Tage Menschen vor Augen zu sehen, welche nichts von einander unterscheidet als ihre verschiedenen Bewegungen und Handlungen. Zudem ist es weit vernünftiger gehandelt, daß man einen Menschen immer unter einem gleichen emblematischen Bild vorstelle, als daß man ihn bald mit der Sonne, bald mit einem Baum, bald mit einem Strohm vergleiche, als wodurch die Einheit der Geschichte verletzet, und der

Geist

Geist von der Haupt-Materie nur abgeführet und zerstreuet wird. Endlich zeiget es bey einem Dichter einen überaus biegsamen und gelenckigen Geist, grössere Kunst und Scharfsinnigkeit, wenn er in einer Sache mehrere verborgene Aehnlichkeiten zu entdecken, und einerley Bild zu so verschiedenen Absichten gerecht zu machen weiß. Also ist zwar nichts gewöhnlichers, als daß man einen Held mit einem Löwen vergleichet, aber niemand würde leicht vermuthen können, daß dieses eintzige Bild sollte bequem seyn, alle diejenigen Umstände, in welche ein tapferer Held gerathen kan, deutlich abzubilden; und wer dieses ins Werck stellen wollte, müßte eben so fruchtbar und reich an Einbildungs- und Erfindungs-Kraft seyn, als Homerus. Lasset uns diese Kunst des griechischen Poeten, die Bewunderung, und nicht Tadel verdienet, in einigen Exempeln etwas genauer betrachten.

Wenn Homerus in dem zwey und zwanzigsten B. der Odyssea recht dem Leben nach beschreiben will, wie Ulysses der alten Euriclea vorgekommen sey, als sie ihn in dem Gast-Saale mitten unter den Leichen der ermordeten Buhler mit Blut besudelt angetroffen hatte, so sagt er, er sey ihr wie ein grimmiger Löwe vorgekommen, der heran zu gehen kömmt, nachdem er auf einer Heide einen Stier zerrissen hat, dem die Brust und Mähne um

um und an von Blut trieffen, der greulich anzusehen ist. Dieses Gleichniß dienet trefflich das grausame Aussehen des Ulysses deutlich vorzustellen. Der Poet war gezwungen das Gleichniß-Bild von einem reissenden Thier herzunehmen, und der Löwe dienete ihm zu seiner Absicht desto besser, weil er wegen seines tapfern und in der grösten Gefahr unverzagten Muths erschrecklich und ein bequemes Sinn-Bild seines Helden war. Ich muß auch die geschickte Wahl dieses Sinn-Bildes desto mehr loben, weil Menelaus dasselbige schon in dem vierdten B. v. 335. gebrauchet hat, den Untergang der Freyer bey der Zurückkunft Ulysses gleichsam in einem prophetischen Gesichte vorzustellen: „Wie, „wann eine Hindin ihre säugende Rehekälber „in die Höle eines starcken Löwens leget, da„selbst zu schlafen, weil sie inzwischen auf „den Hügeln und in den Kräuterreichen „Thälern ihrer Weide nachgehet; der Löwe „in seine Wohnung zurücke kommt, und „beyde zerfleischet dem Tod liefert. Also „wird Ulysses die Freyer mit einem häßli„chen Anblick dem Tod überliefern.„ Dieses ist eine kunstreiche weissagende Parabel, welche uns die Freyer als wollüstige Zärtlinge, und dabey zaghaft und unbesonnen vorbildet, so daß sie sich selbst aus Unbesonnenheit in den Untergang stürtzen. Die Höle des Löwens, in welche diese schwachen Rehekälber

als

als in einen sichern Ort niedergesetzet werden, wo sie an nichts weniger als an die Zurückkunft des Löwens gedencken, ist Ulysses Hauß, und der Ausgang hat übrigens dieses figürliche Orackel genug gerechtfertiget.

Ein eben so parabolisches Aussehen hat das Gleichniß in dem sechsten B. v. 130. „Ulysses gieng jetzt aus dem Gesträuche her„vor, wie ein Löwe, der Einwohner eines „Gebirges, von demselben herunter steiget, „nachdem er von dem Regen und Sturm„winden übel mitgenommen worden, er ver„läßt sich auf seine Stärcke, die Augen fun„keln ihm in dem Kopf, und er gehet auf „Ochsen, oder Schafe, oder Hirschen, der „hungrige Magen plaget ihn so heftig, daß „er sich nicht scheuet in die umzäunten Schä„fereyen einzubrechen, die wohlverwahrten „Heerden anzufallen. Dergestalt gieng Ulys„ses einher, und näherte jetzo, ungeachtet „er nackend war, der schönen Schaar, die „Noth bracht ihn dazu.„ Homer fand seinen Held von dem ausgestandenen Sturm gantz abgemattet, von aller Hülffe entblösset, ausgenommen in so weit er sich selbst mit seinem grossen Muth helffen konnte, in einem fremden und unbekannten Land, wo er nichts als viele Gefährlichkeiten vor sich sah, und dennoch wegen Hunger und Mangel an aller Nothdurft, gezwungen war, alles daran zu setzen, und zu versuchen, ob er vielleicht einigen

gen Schutz und Sicherheit finden möchte. Da der Poet ihn in diesen Umständen fand, sage man mir, was für ein bequemers Gleichniß konnte er erfunden haben, dieses alles so nachdrücklich, und so aufgewecket vorzubilden? Diese Umstände machen, daß sich das Gleichniß von allen andern genug unterscheidet; und sie rühren die Einbildung stärcker, als alles übrige, weil sie den Leser in der Ungedult, was wohl Ulyssen nächst für ein Geschick treffen werde, aufhalten, und ihn für sein Wohlergehen unruhig machen. Es ist so fern daß das Bild des Löwen Eckel verursachen sollte, daß man vielmehr die Kunst des Dichters in der Wahl dieses Bildes nicht genung loben kan, wenn man bedencket, daß der Poet von den Umständen der Geschichte genöthiget war, das Aussehen und den Aufzug seines Helden so fürchterlich vorzubilden, daß dieses Frauenzimmer dadurch in Schrecken gesetzet würde. Daher saget er v. 137. „Er kam ihnen recht erschrecklich vor.„ Zu dieser Absicht war nun das Bild eines Löwens viel bequemer, als ein anderes. Zudem hat dieses Gleichniß hier noch eine besondere Schönheit, welche darinn bestehet, daß es den Leser auf die vorigen Umstände des Helden zurück führt. Der Poet hatte ihn in dem fünften Buche beschrieben, wie er von dem Meer-Wasser übel zugerichtet worden, und er hatte ihn in diesen Umständen die Zeit über gelassen,

gelassen, da er in den 116. erstern Versen des sechsten Buches den Ausritt der Prinzessin Nausicaa erzehlete, in welchem er zuletzt einen Zufall einführet, der den vor Müdigkeit eingeschlaffenen Ulysses aufwecket. Und jetzo verbindet der Poet die Erzehlung von der Nausicaa mit der Geschichte des Helden sehr glücklich durch die Vorstellung eines Löwen, der von Regen und Sturmwinden übel mitgenommen worden.

Lasset uns auch etliche Exempel aus der Ilias anführen, in welchen Homer das Bild des Löwen in mehrern verschiedenen Umständen gebrauchet hat. In dem dritten B. v. 23. steht dieses Gleichniß: „Als ihn Menelaus, des Mars geliebter Freund, ankommen sah, wie er vor den andern mit einem stoltzen und starcken Schritt einhertrat, empfand er eine Freude, wie wann ein verhungerter Löwe auf ein grosses Stück Wild gestossen ist, und einen gehörnten Hirschen oder Steinbock angetroffen hat, die er heißhungernd verzehret, ungeachtet ihm die besten Hunde, und der Ausbund der dapfersten Jünglinge auf den Leib gehet. Eine solche Freude fühlte Menelaus, da er des Paris ansichtig ward, denn er versprach sich selber, daß er den Treulosen züchtigen wollte.„ Der Poet beschreibet durch dieses Gleichniß, mit was vor einem grossen, unerschrockenen und freudigen Muth

Menelaus den Paris gesehen habe daher kommen. Das Wort heißhungerig schildert die heftige Rachgier des Menelaus, das er empfand eine Freude, sein hertzliches Vergnügen über den sich eräugenden schönen Anlaß die Rachgier zu sättigen; diese Freude war desto grösser, je herrlicher die Beute war, die er in der Hoffnung schon verschlungen hatte. Ja dieses Gleichniß bildet auch die Zaghaftigkeit des Paris ab, und was auf ihn gewartet, falls er Stand gehalten hätte. Also muß dem Poeten das Exempel des Löwen allemahl das symbolische Gleichniß-Bild leyhen, die verschiedensten Umstände, in welche er seine Helden gerathen läßt, recht dem Leben nach abzuschildern. Er beschreibet durch dieses Mittel in dem fünften B. v. 554. den ruhmwürdigen Tod zweyer kühnen Krieger, welche bey dem Krieg auferzogen worden, sich durch Heldenthaten einen Nahmen gemachet haben, und unter den fatalen Streichen eines feindlichen Feldhauptmanns nicht ungerochen umgekommen sind; in dem eilften B. v. 115. die Erlegung junger Helden Angesichts ihrer Völcker, welche aber nichts versuchen dörffen, sie zu entsetzen, weil sie selbst von Schrecken eingenommen sind, sondern sie im Stich lassen, und sich selbst mit der Flucht retten; in demselbigen B. v. 172. die Rache eines Helden, der den fliehenden Feinden

den voller Grimm nachjaget, und die hintersten niedermacht; und v. 475. die Errettung eines Helden aus den Händen der Feinde durch einen unvermutheten Entsatz; und v. 545. das Zurückweichen eines kühnen und unverzagten Helden, der voller Betrübniß ist, daß er seine Rachgier an den Feinden nicht sättigen kan. Die Kunst ist, daß er in allen diesen Fällen das Gleichniß-Bild so mannigfaltig abzuändern weiß, wie es die verschiedenen Absichten an jedem Ort erfodern; und seine Gleichnissen sind mehrentheils so künstlich ausgeführet, daß sie mehr einer vollständigen Parabel, oder lehrreichen Fabel gleich sehen, die Begegnissen der Menschen werden da unter dem Bild der Thiere, gantz deutlich und nach dem Leben, auch mit grösserer Wahrscheinlichkeit vorgestellet, als wenn Esopus diesen die Rede andichtet. Von dieser Art ist das angeregte Gleichniß in dem eilften B. der Jl. v.475.
„Die Trojaner umzingelten ihn, wie blutdurstige Lüchse auf dem Gebirge einen „gehörnten Hirsch umringen, den ein loßgeschoßner Pfeil des Jägers getroffen „hat, er entflicht demselben, so lange als „das Blut in ihm warm bleibet, und ihn „die Beine tragen, aber wenn der Boltz „ihm die Kräfte benommen hat, zerreissen „ihn die gefrässigen Lüchse auf dem Berge „in einem dunckeln Wald; der Zufall aber

„ führet ungefehr den überlegenen Löwen
„ an denselben Ort, die Lüchse nehmen
„ die Flucht, er verschlinget den Raub;
„ also umgaben viele und dapfere Trojaner
„ den Kriegs-erfahrnen und verschmitzten
„ Ulysses, aber dieser Held entfernte die
„ unglückliche Stunde mit seinem Spiesse
„ von sich. Indem kam Ajax herbey, der
„ ein gethürmtes Schild vor sich trug, und
„ stellete sich ihm zur Seiten; darauf flohen
„ die Trojaner voller Schrecken zu allen Sei-
„ ten; alsobald zog ihn der kriegerische Mene-
„ laus bey der Hand aus dem Gedränge.„

Gleichwie die Esopischen Fabeln nichts anders sind, als eine symbolische Sitten-lehre, also sind diese Homerischen Gleich-niß-Fabeln eine symbolische Historie, daher wird auch das Ergetzen, das davon ent-stehet, desto grösser, massen sie dasselbige in der Einbildung des Lesers durch die Seltenheit und Neuigkeit der Personen, die sie auf den Schauplatz stellen, erhöhen. Dieses Ergetzen ist von der Art desjenigen, welches sich bey uns einstellet, wenn wir die Geschichten einer fremden Nation lesen. Man kan eine solche historische oder moralische Fabel als eine Comödie ansehen, wo die Thiere die spielenden Personen sind; nun ist leicht zu gedencken, wie wunderlich, sel-ten und lustig die Vorstellung einer solchen Comödie seyn müsse. Diese Betrachtung

hat

hat den scharfsinnigen Dechant Swift auf den angenehmen Einfall geführt, den Staat der Pferde in einer historisch-politischen Fabel ausführlich zu beschreiben.

Der eilfte Abschnitt.

Von der Vergleichung grosser Dinge mit kleinen, und kleiner mit grossen.

Ob es mehr Kunst erfordere kleine Dinge mit grossen, oder grosse mit kleinen zu vergleichen. La Motte behauptet das erstere, die Frau Dacier das letztere. Daß der Entscheid dieser Frage auf die Natur der Sache und die Umstände müsse gegründet werden. Von gewissen Begriffen lehret ihr eigenes Maß, ob man vergrössernde oder verkleinernde Gleichniß-Bilder erwehlen solle. Wie die Beschaffenheit und die Umstände der Materie hierinnfalls Ziel und Maß setzen. In erhabenen Materien muß der Geist durch sanftere Bilder erquicket, und in geringern muß er durch erhabnere empor gestützet werden. Wie Virgil das Gedicht von dem Feldbau durch dieses letztere Mittel empor hebet. Wie er sein Gleichniß-Bild von den Cyclopen nimmt, da er von der Arbeit der Bienen redet. Daß der Grund dieser Vergleichung in der ordentlichen Austheilung der Geschäfte und des Eifers der Arbeiter bestehe. Wie er hingegen in der Eneis das Gleichniß-Bild von den Bienen entlehnet, da die Rede von der Erbauung der Stadt Carthago lautet. Optische Schönheit dieser Gleichniß-Bilder. Noch ein Gleichniß Virgils von den Bienen, die Verwirrung der Lateiner

Lateiner über dem unvermutheten Uberfall der Trojaner vorzustellen. Wie er das Herumschwermen der Lateinischen Königin mit einem geschlagenen Klotze vergleichet. Wie Homerus die Vorsorge der Pallas vor Menelaus mit der Sorge einer Mutter vergleicht, welche die Fliegen von ihrem schlafenden Kind abhält. Wie er die leichte Müh, mit welcher Apollo das Bollwerck der Griechen niederwirft, mit der Verrichtung eines Kindes vergleicht, das ein Gebäude von Kißlingen mit dem Fuß umstößt. Wie er das Gefechte der Lycier und der Griechen um eine Schantze, mit dem Streit zweyer Nachbarn um den Gräntze-Stein ihrer Felder vergleicht. Wie er die Ungewißheit des Sieges durch das Gleichniß-Bild eines Weibes, das ihre Wolle mit der Wage auswiegt, vorstellet, dadurch er den erst erstaunten Leser aus der gewaltsamen Unruh in eine angenehme versetzet. Wie selten die Gleichnisse bey Homer sind, da das kleine mit dem grossen verglichen wird. Ein Exempel eines solchen, da er die häuffigen Thränen der Penelope mit einem aufthauenden Schnee-Gebürge vergleichet. Gottscheds Nachahmung desselben. Beurtheilung der Vergleichung eines Hengstes mit einem Ungewitter in Königs August im Lager. Wie Virgil seine Schilderey von einem Pferde belebet hat. Bewunderung der Beschreibung, die Hiob von einem solchen gemachet hat.

Einige von den neuern Französischen Criticis haben bey Anlaß des Streites über den Vorzug der alten vor den heutigen Scribenten die Frage aufgeworffen, ob es mehr Kunst erfoderte, kleine Dinge mit grossen, oder grosse mit kleinen zu vergleichen. Der gelehrte Hr. de la Motte erörtert diese Frage in seiner Schrift von Homer folgendergestalt: „Ich

„Ich weiß zwar wohl, sagt er, daß man
„ insgemein in denen Gleichnissen, welche
„ von dem grossen zum kleinen herunter stei-
„ gen, eben so viel Kunst finden will, als in
„ denjenigen, welche sich von dem niedrigen
„ zu dem grossen erheben: Alleine mich dün-
„ ket, daß diese Meinung, in Absicht auf
„ das Epische Gedicht gantz unbegründet sey.
„ Wenn der Geist einmahl Himmelwerts ge-
„ stiegen ist, so will er von dem hohen Ein-
„ druck, der seiner Eigenliebe liebkoset, nicht
„ gerne was verliehren; welches aber durch
„ die heruntergesetzten Gleichnisse nothwen-
„ dig geschehen muß; da er im Gegentheil
„ immer dabey gewinnen kan, wenn das fi-
„ gürliche Gleichniß-Bild edler und vorneh-
„ mer ist, als die Sache, die dadurch vor-
„ gestellet wird. Aus dieser Ursache halte ich
„ davor, daß mehr Kunst dazu gehöre, wann
„ man kleine Dinge mit grossen vergleichen
„ soll; und ich glaube, daß man die Ver-
„ gleichung grosser Dinge mit kleinen zu ver-
„ meiden habe, wofern diese kleinen Dinge
„ nicht den Abgang an Würdigkeit durch ihre
„ belustigende Annehmlichkeit völlig ersetzen.„
Alleine die eben so wohl gelehrte Frau Dacier
erkläret sich in ihrem Wercke von den Ursa-
chen des verdorbenen Geschmacks für die ge-
genseitige Meinung. Sie sagt daselbst Bl.
227. „Ich kan nicht begreiffen, warum der
„ Hr. de la Motte die von ihm angeführte

„ allgemeine Meinung von der Kunst, wel-
„ che man in denen Vergleichungen, die
„ von dem hohen zu dem niedrigen herun-
„ ter steigen, zu finden vermeinet, als falsch
„ und unbegründet verwirft; noch weniger
„ daß er dißfalls zwischen dem Epischen
„ und dem Lyrischen Gedicht einen Unter-
„ scheid machen will. Ich weiß nicht wo-
„ her er diese Lehre genommen hat, wel-
„ che mit der Vernunft und dem Exempel
„ der grösten Poeten streitet. Wenn man
„ von Vergleichungen gründlich urtheilen
„ will, so kömmt es nicht darauf an, ob
„ der Gegenstand, von welchem man das
„ Gleichniß-Bild entlehnet, groß oder klein,
„ vornehm oder schlecht sey, sondern man
„ muß hauptsächlich Achtung geben, ob das
„ Bildniß, welches von diesem Gegenstand
„ vorgeleget wird, nett und lebhaft sey;
„ ob der Poet dasselbe durch poetische Wor-
„ te künstlich erhoben, und ob er seine Ab-
„ sicht damit völlig erreichet und ausgedrü-
„ ket habe. Es ist ferne, daß ein Dichter
„ die Vergleichungen grosser Dinge mit
„ kleinen vermeiden müsse, vielmehr kan er
„ dadurch seine gröste Stärcke beweisen,
„ zumahl dieses weit schwerer ist, als klei-
„ ne Dinge mit grossen zu vergleichen. Ein
„ Kloz, den man mit Schlägen im Kreiß
„ umtreibet, ist weder eine vornehme noch
„ erhabene Sache, dennoch hat Virgil aus
„ dem-

„ demselben eine wunderschöne Vergleichung
„ vor eine rasende Königin verfertiget. „
Ihr sehet hieraus, daß diese zwo gelehrten
Personen dißfalls in einem offenbaren Widerspruch mit einander stehen, das schlimste
ist, daß eine jede nur bloß ihre Meinung
erzehlet, und uns in der Ungewißheit
stecken läßt, wer recht habe. Da wir also
diese Frage nothwendig vor unerörtert ansehen müssen, will uns obliegen, dieselbe
mit möglichstem Fleisse zu untersuchen, und
den Ausspruch mit tüchtigen Gründen zu
unterstützen.

Wenn wir auf das Exempel der alten
berühmten Dichter zurücke sehen, so finden
wir, daß sie so wohl kleine Dinge mit
grossen, als grosse mit kleinen in Vergleichung gestellet haben. Doch werden wir
bey ihnen ungleich mehr Exempel von dieser letztern Art Gleichnisse als von der ersten antreffen: In beyderley Gleichnissen
aber müssen wir die immer gleiche Kunst
dieser vornehmen Dichter bewundern, nach
welcher sie so verschiedene Arten Bilder ihrer Absicht nach einzurichten gewußt haben.
Aus dieser Erfahrung behaupte ich nun, daß
beyde Arten zu vergleichen, je nachdem es
das Vorhaben erfodert, mit Nutzen können gebraucht werden, und daß beyde eine
gleiche Kunst erfodern, wenn sie der Absicht gemäß sollen eingerichtet seyn; zumahl

die Entfernung von dem kl
sen nicht weiter ist, als vo
dem kleinen; ausgenomme
wenden wollte, wie la Mo
net, daß es weit schwerer
ben, als zu fallen, weil
Schwere des Geistes sein
sehr hemme, als sie im Gege
befödert. Alleine, wenn m
daß der poetische Geist, von
Hitze aufgetrieben, die na
anhangende Schwere verlie
leicht ermessen, daß ein ges
Fall eben so viel Kunst erfode
tischer Flug. Das ist gewi
trefflichen Dichter des Alter
diese oder jene Art zu vergl
vorgezogen haben, sich in d
mahl nach der Natur der Sa
oder nach den Umständen in i
richtet haben; woraus folge
spruch von solchen Gleichnis
lich könne seyn, wofern er ni
diese Sachen und Umstände
giebt eine Art abgemessener B
der Vergrösserung noch Verk
sondern in ihrem bestimmten
gebildet werden: Hingegen g
bestimmte Begriffe, welcher e
erst durch eine Vergleichung
werden. So sind z. E. die

unbestimmt, welche ich folgendergestalt ausdrücke: Er ist starck, geschwind, feig, unbeweglich; aber ihr Maß wird bestimmet, so bald ich sage: Er ist so starck als ein Löw, so geschwind als ein Reh, so feig als ein Hase, so unbeweglich als ein Stein. Die Dinge werden nur in einer gewissen Absicht auf diese oder jene Eigenschaften oder Handlungen mit einander verglichen; und diese Eigenschaften oder Handlungen sind nach ihren Graden, ihren Gattungen und ihrem Maß wieder von einander unterschieden; wo diesem nach das wahre Maß eines Dinges durch die Vergleichung überstiegen, oder nicht erreichet wird, da mangelt es an dem Grund der Aehnlichkeit und dem Wahrscheinlichen, als der Seele der Vergleichung. Der Hr. von St. Evremond hat derowegen in seinen Gedancken von den Gedichten der Alten sehr wohl erinnert: „Wir meinen wir vergrössern die Sachen, „wenn wir sie mit ewigen, unermeßlichen, „unendlichen Wesen vergleichen, aber wir „erstecken sie, statt daß wir sie erheben. „Man sage, ein Frauenzimmer ist so schön, „als die Frau Mazarin; das ist ein grösser „Lob, als wann man es mit der Sonnen „vergliche; denn das Erhabene und Wun„dersame bringen Ehre, das Unmögliche „und Fabelhafte zerstöhren das Lob, das „man einer Person oder Sache beylegen „will.„

Aber

Aber auch die Beschaffenheit und die Umstände der Materie, welche ein geschickter Verfasser durch seine Kunst beleben und auszieren will, lehren ihn, ob er die ergetzende Abwechselung seiner Materie besser durch grosse oder durch kleine Bilder erlangen könne: Denn da die anhaltende Gleichheit in dem Grossen so wohl als in dem Kleinen zuletzt Eckel gebähren muß, so muß der Verfasser nach seiner Kunst unter beyden diejenige Wahl zu treffen wissen, welche sich am allerbesten schicket. Ist die Materie an sich selbst erhaben, so daß sie das Gemüthe durch ihre eigene Kraft erheben, starck an sich ziehen, und in Unruh setzen kan, so muß der Dichter bedacht seyn, wie er dasselbe durch künstliche Einstreuung angenehmer Bilder wieder besänftigen, und durch ein beyläufftiges Ergetzen die allmählig vergehende aufmercksame Gedult emporstützen könne: Hingegen wo die Materie an sich selbst trucken und matt ist, da muß der kunstreiche Poet durch kühne, doch mässige Vergrösserungen und durch erhabene Bilder den Geist des Lesers zu erheben trachten, damit er nicht in eine schlaffe Faulheit versincke. Da nun in Epischen Gedichten die Materie an sich selbst groß und erhaben ist, so kan man jetzt die Ursachen leicht errathen, warum Homer und andere grosse Dichter sich in ihren Vergleichungen so oft von ihrer erhabenen Erzehlung in die Tiefe hernieder

der lassen; nemlich das geschicht, damit sie das bestürtzte und erschrockene Gemüthe der Leser auf eine angenehme Weise besänftigen, ihre angestrengte Gedult um etwas ausruhen lassen, eh sie gantz erschöpfet ist, und durch diese geschickte Abänderung der Materie dem Eckel vorkomen, welcher von der steten Gleichheit entstehen würde. Der verständige Engelländische Poet und Kunstrichter, Pope, hat in seinen Gedancken von den Schlachten in der Ilias insbesondere aus diesem vorbündigen Gedicht angemercket: „Nachdem eine lange Beschreibung von Schlachten den Geist kan müde machen, hat Homer sich verbunden gehalten, ihn aufzurichten, welches er also bewerckstelliget hat, daß er unter diese Schrecken-volle Schildereyen auswärtige Bildnisse eingemenget hat, welche ihm Sachen von einer andern Art vor Augen legen sollten, ohne daß die Haupt-Sache durch dieselben ausgelöschet würde. Das sind die Vergleichungen, welche er in den Erzehlungen von den Schlachten viel häuffiger anbringet, als sonst an andern Orten.„ Woraus genug erhellet, daß der Herr de la Motte auf die Natur des menschlichen Gemüthes und die Ursache des Ergetzens nicht genug Achtung gegeben habe, da er aus dem absonderlichen Character des Epischen Gedichtes beweisen wollen, daß die Vergleichungen grosser Dinge mit kleinen in demselben die Würdigkeit

dieser Art Gedichte entunehren, weil die Epische Erzehlung den Geist durch hohe und edle Eindrücke immer erheben soll; als wenn die beständige Gleichheit in dem grossen die hohe Gedult des Lesers nicht eben so wohl abmatten, und ihm Eckel verursachen könnte, als das stete Einerley in dem kleinen. Man darf nur Virgils Bücher von dem Feld-Bau mit der Eneis vergleichen, so wird man bald wahrnehmen, wie die Verschiedenheit der Materie den Poeten bewogen hat, in der geschickten Auszierung derselben gantz verschiedene Wege zu nehmen. In denselben Werck von dem Feld-Bau beschreibet er in vier Büchern:

> Quid faciat lætas segetes, quo sidere terram
> Vertere, - - - - ulmisque adjungere vites
> Conveniat: Quæ cura boum, qui cultus habendo
> Sit pecori; Apibus quanta experientia parcis.

Da diese Materie an sich selbst weder erhaben noch groß ist, so mußte der Poet beflissen seyn, die Niederträchtigkeit der Sache, und zugleich den Geist des Lesers mittelst seiner Kunst zu erheben und aufwärts zu stützen. Er hat es auch sehr geschickt gethan, zum Theil durch die lebhafte Beschreibung grosser, herrlicher und verwunderns-würdiger Dinge, welche er hin und wieder hat einfliessen lassen, z. E. durch die Beschreibung eines erschrecklichen Ungewitters in der Zeit der Ernde, entsetzlicher Vorzeichen grosser Veränderungen,

eines in Brand gesteckten Walds, des Winters und dergleichen; zum Theil durch die Anbringung solcher Gleichniß-Bilder, welche er mit einer poetischen Kühnheit von Sachen entlehnet hat, die vor sich selber groß und edel genung sind, den Geist des Lesers zu erheben, und denen kleinen, obgleich anmuthigen Dingen, die er beschreiben will, eine gewisse Erhabenheit mitzutheilen. Ich will nur zweyer Exempel hiervon gedencken. Das erste, welches ich den Lesern überlasse nachzuschlagen, stehet in dem zweyten B. v. 279. und stellet eine Baum-Schule, wo die Stämme in abgemessener Weite und nach der Schnur gepflantzten Reyhen stehen, mit den Linien einer wohleingerichteten Schlacht-Ordnung in Vergleichung. Das zweyte findet sich in dem vierten B. wo der Poet die Werckstatt der Bienen mit der Schmiede der Cyclopen vergleichet:

Ac veluti lentis Cyclopes fulmina massis
Cum properant, alii taurinis follibus auras
Accipiunt redduntque, alii stridentia tingunt
Aera lacu: gemit impositis incudibus Ætna:
Illi inter sese magna vi brachia tollunt
In numerum, versantque tenaci forcipe ferrum:
Non aliter, SI PARVA LICET COMPONERE MAGNIS,
Cecropias innatus Apes amor urget habendi,
Munere quamque suo, grandævis oppida curæ,
Et munire favos, & dædala fingere tecta.

Wer

Wer hier die Augen nur auf die Wesen, die in Vergleichung kommen, und auf das Grosse in der Handlung richtet, der wird sagen, dieses heisse eine Mücke mit einem Elephanten vergleichen, und statt das Kleine zu erheben, das Grosse zugleich mit dem Kleinen herunter setzen: Allein ein solches Urtheil würde dem Poeten Gewalt thun, den ja niemand vor so alber halten wird, daß er die Bienen in Ansehung ihrer Grösse oder Kräfte mit den ungeheuren Cyclopen habe vergleichen wollen. Der Poet wollte den Leser ein wenig von der Betrachtung der klugen Verfassung und arbeitsamen Emsigkeit dieser kleinen Thiergen abführen, seine Verwunderung erhöhen, und ihm durch eine geschickte Abänderung ein neues Ergetzen verschaffen. Darum eröffnet er in dem unerwartet eingeführten Gleichniß eine gantz neue Scene, er stellet euch solche Wesen vor Augen, welche das Gemüthe durch das blosse Anschauen mit grossen und schier erschrecklichen Eindrücken anfüllen; und läßt euch in ihren erstaunenswürdigen Handlungen als in einem Bild die gleichmässige kluge Haußhaltung und in die Wette arbeitende Emsigkeit der Bienen wieder finden; daß demnach der Grund der Vergleichung alleine in der ordentlichen Austheilung vieler zu einem gleichen Zweck dienender Verrichtungen und dem in die Wette

arbei-

arbeitenden Eifers in Vollführung derselben, zu suchen ist. Nun kan ja eine eben so kluge Einrichtung und Eintheilung der Geschäfte in der Werckstatt kleiner Zwerge Platz haben, als in der Schmiede der Cyclopen; und die Liebe zur Arbeit nebst der eifernden Emsigkeit in Verrichtung seiner Geschäfte, kan in einem Zwergen-Leib eben so starck und hitzig seyn, als bey dem ungeheurresten Riesen. Mithin aber müssen die Handlungen, wodurch sich die innerliche eifernde Arbeits-Lust erzeiget, in Absicht auf ihre Grösse allemahl mit dem Maß der Kräfte übereintreffen, von welchen sie gezeuget werden; und es wird niemand auf eine so ungereimte Weise ungerecht seyn, daß er von einer Bienen die Stärke eines Cyclopen fodere. Neben der erwähnten Aehnlichkeit, in welcher das Gleichniß gegründet ist, hat dasselbe noch eine Verhältniß-Schönheit in Absicht auf den Ort, wo es stehet. Dieser rechtfertiget nicht alleine die kühne Wahl eines so grossen Bildes, sondern erhebet auch die Kunst des Poeten, der gewußt hat durch eine so weise Abänderung der Scene sowohl das Gemüthe des Lesers als seine Materie auf eine belustigende Weise zu erheben und zu beleben. Dergleichen figürliche Bilder erinnern mich an gewisse künstlich gehauene Statuen, die in der Nähe gantz rauh und ungeheuer scheinen, aber so bald sie an ihren gehörigen Ort auf eine erha-

 bene

bene Gallerie gestellet werden, von dieser Entfehrnung die rechte Schönheit und das gebührende Maß der Proportion empfangen. Zudem hat der Poet selbst allem Aergerniß, das der vermeinte Mangel des Ebenmasses verursachen mochte, bescheidentlich vorgebauet, wenn er diese so glückliche und vortheilhaftige Kühnheit mit der höflichen Entschuldigung braucht: Si parva licet componere magnis; womit er nicht undeutlich zu verstehen giebet, daß diese Art zu vergleichen nicht so gewöhnlich und üblich sey, als die andere, da man ohne vorhero begehrte Erlaubniß von dem grossen zum kleinen hinuntersteigen darf; und uns zugleich lehret, mit wie vieler Behutsamkeit der poetische Flug müsse regiert werden, damit man nicht von einer hitzigen Phantasie entzündet über die Sphäre der Wahrscheinlichkeit ausschweife. In der Eneis hingegen, wo die Materie der Erzehlung an sich selbst gantz erhaben und bequem ist, den Leser zu erheben und in eine angenehme Unruh zu setzen, hat eben dieser geschickte Poet, damit er sie auf eine anmuthige Weise abänderte, die andere Art zu vergleichen erwehlet, und mit eben so vieler Kunst angewendet. Grad in dem ersten B. wo er die Beschäftigung der Arbeiter bey Erbauung, Erweiterung, und Anordnung der Stadt Carthago beschreiben will, dienet ihm eben dieselbe Emsigkeit

keit der obgleich kleinen Bienen solche grosse Bearbeitung angenehm abzubilden.

Qualis apes æstate nova per florea rura
Exercet sub sole labor, cum gentis adultos
Educunt fœtus, aut cum liquentia mella
Stipant, & dulci distendunt nectare cellas:
Aut onera accipiunt venientum, aut agmine facto
Ignavum fucos pecus à præsepibus arcent.
Fervet opus, redolentque thymo fragrantia mella.

Dieses wiewohl kleine Gleichniß-Bild hat ebenfalls wie das obige, eine Optische Schönheit, wie ein Gemählde, das nach der Perspectif auf das sorgfältigste entworfen ist, und die Bilder von ferne in derjenigen Grösse vorstellet, wie man will, daß sie dem Auge vorkommen. Der Poet führete seinen Helden v. 419. auf einen Gesichts-Punct, von welchem die arbeitende Bauleute in dem Thal nicht grösser als die wimmelnden Bienen vorkommen konnten.

Jamque ascendebant collem, qui plurimus urbi
Imminet, adversasque adspectat desuper arces.

Und in dem zwölften B. der Eneis, wo der Poet die Verwirrung, in welche Eneas die Lateiner durch seinen unvermutheten Uberfall gesetzet hatte, beschreiben will, bedienet er sich dieses figürlichen Bildes der Bienen nochmahls sehr geschickt:

Inclusas ut cum latebroso in pumice pastor
Vestigavit apes, fumoque implevit amaro;
Illæ intus trepidæ rerum per cerea castra
Discurrunt, magnisque acuunt stridoribus iras.
Volvitur ater odor tectis: tum murmure cæco
Intus saxa sonant: vacuas it fumus ad auras.

Es wird unnöthig seyn, die Anmerckung noch einmahl zu wiederhohlen, daß die schreckenvolle Verwirrung, die von einer unvermutheten Uberrumpelung entstehet, in dem kleinen Staat der Bienen eben so groß und voll unschlüssiger Bestürtzung seyn kan, als bey denen Einwohnern einer belagerten Stadt. Ubrigens rechtfertiget sich die Wahl dieses kleinen symbolischen Bildes dadurch, daß es an dem Orte, wo es stehet, trefflich bequem ist, die Leidenschaft des in Schrecken gesetzten Lesers zu unterhalten; und doch anbey durch diese Veränderung angenehm zu mässigen.

Von derselben Art ist das Gleichniß von dem Klotze, welches die Frau Dacier in der beym Eingange angezogenen Stelle Erwähnung gethan hat. Es findet sich in dem siebenden B. der Eneis v. 378.

Tum vero infelix ingentibus excita monstris
Immensam sine more furit lymphata per urbem:
Ceu quondam torto volitans sub verbere turbo,
Quem pueri magno in gyro vacua atria circum
Intenti ludo exercent: ille actus habena
Curvatis fertur spatiis; Stupet inscia turba

Impu

Impubesque manus, mirata volubile buxum:
Dant animos plagæ. Non cursu segnior illo
Per medias urbeis agitur populosque feroces.

Der Poet wollte das unsinnige Herumschwermen der Lateinischen Königin beschreiben, die von der höllischen Alecto in eine rasende Wuth war gejaget worden; dazu bedienet er sich des figürlichen Bildes von einem Klotze, den junge Leute in einem geraumen Hof zur Kurtzweil in weitläuftigen Kreisen herumtreiben, da die Menge zusehender Knaben, welche dieser Gattung Spieles unberichtet sind, gantz erstaunet stehet, und sich darein nicht finden kan. Würde man mich fragen, warum der Poet nicht ein edleres Bild erwehlet habe, die rasende Wuth der Königin Amata abzubilden, so wollte ich antworten, daß solches vornehmlich darum geschehen, damit er einerseits zeigen könnte, daß dieselbe in dieser schwermenden Wuth nervis alienis mobile lignum gewesen sey, ein Werckzeug, womit die höllische Furie ihr Vorhaben auszuführen getrachtet hat, wie der Poet ein wenig weiterhin v. 405. ausdrücklich sagt:

Reginam Alecto stimulis agit undique Bacchi.

Und anderseits, daß diese höllische Göttin

. . . . cui tristia bella,
Iræque, insidiæque, & crimina noxia cordi, v. 325.

eben so viel Freude, Lust und Kurtzweil an dem Herumschwermen der rasenden Königin gehabt habe, als junge Knaben von dem summenden Herumschwermen eines gepeitschten Klotzes empfangen; Ihr sehet wohl daß zu diesen Absichten dem Poeten ein grösseres Bild nicht würde gedienet haben.

Homerus, der Vater der Poeten, hat in seinen erhabenen Gedichten, der Ilias und der Odyssea, seine Materie durch die Vergleichung grosser Dinge mit kleinen gleichfalls unendlich abgeändert; die meisten Gleichnisse, die ich aus diesen beyden Wercken bißher angeführet habe, sind Beyspiele von dieser Art; doch will ich zu mehrerer Befestigung dessen noch etliche Exempel aus der Ilias anführen, und zwar mit Fleiß solche auslesen, welche manchem, der gewohnt ist nach dem erstern Anschein zu urtheilen, wegen der allzu grossen Heruntersetzung Anstoß geben könnten.

In dem vierten B. v. 130. heißt es: „Aber, durchlauchter Menelaus, die unsterblichen und hochgelobten Götter vergessen deiner nicht; am allerwenigsten „Minerva, die Tochter Jupiters, die „Heerführerin, die, welche ihren Lieblingen manche fette Beute zutheilet; dieselbe stuhnd vor dich her, wehrete dem „tödtlichen Pfeil und entfernte ihn von „deinem

„ deinem Leib, so leicht als eine liebreiche
„ Mutter eine Mücke von ihrem Kind ent-
„ fehrnt, welches in einem süssen Schlafe
„ lieget.„ Die gütige Vorsorge der Göttin
Pallas für Menelaus wird mit der zärtlich-
sten Sorge einer Mutter für ihr Kind ver-
glichen; und die Gefahr, welche der fliegen-
de Pfeil, ὀξυβελὴς, dem nichts so wiedriges
vermuthenden Menelaus angedrohet hatte,
wird unter dem Bild einer mit einem schar-
fen Angel bewaffneten Mücke, gar künstlich
vorgestellet: doch was die Wahl dieses an-
genehmen kleinen symbolischen Bildes am
meisten rechtfertigt, ist, daß es vortrefflich
bequem ist, zu zeigen, mit was vor Leichtig-
keit die Schutzgöttin des Helden die Gefahr,
die ihm über dem Haupt schwebete, durch
ihre liebreiche Vorsorge von ihm abgewen-
det, nemlich eben so leicht, als eine Mücke
weggejaget wird. Ich finde ein paar Gleich-
nisse, die diesem letztern durchaus ähnlich sind,
das erste in dem dreyzehenden B. der Ilias
v. 587. wo Helenus einen Pfeil nach eben
diesem Menelaus schiesset, der mitten in den
Küraß dieses Helden getroffen, jedoch ohne
Würckung zurück geprellet hat. Da nimmt
der Poet das Gleichniß-Bild von den Erb-
sen und Bohnen, welche in einer Wanne
aufgeschüttelt, und von dem Boden dersel-
ben hoch in die Luft gestöbert werden; das
andere in dem fünfzehenden B. v. 362. will

ich von Wort zu Wort aussetzen: „Vorne
„ stuhnd Apollo mit dem kostbaren Egiden-
„ Schild an dem Arm, und warf die Mauer
„ der Griechen mit so leichter Mühe zu Bo-
„ den, wie ein Knabe ein Hauß von Kißlin-
„ gen umwirft, das er an dem Gestade des
„ Meeres aus kindischer Lust gebauet hat,
„ und aus gleichmässiger Lust mit Händen
„ und Füssen wieder zerstöhret.„ Wenn
man die Leichtigkeit, mit welcher eine mehr
als menschliche Stärcke ein grosses und an sich
selbst schweres Werck verrichtet, deutlich be-
stimmen will, so kan solches nicht anderst, als
durch die Vergleichung desselben mit kleinen
Wercken geschehen, welche von einer weit
geringern Kraft sehr leicht und ohne Mühe
vollbracht werden.

Das zwölfte Buch der Ilias ist bekannter
massen mit grossen und erschrecklichen Be-
schreibungen durchgehends angefüllet, daher
hat der Poet in demselben auch seinen kunst-
reichen Fleiß verdoppelt, das erstaunte und
erschrockene Gemüth der Lesenden mittelst an-
genehmer Vergleichungen aus der heftigen
Unruhe in eine angenehme zu versetzen. Ich
finde vornehmlich zwey Gleichnisse, die wegen
dieser Würckung, so sie an dem Ort, wo sie
stehen, nothwendig thun müssen, wunder-
würdig sind. Gegen dem Ende des Buches,
wo das hartnäckigte Gefechte der Lycischen
Truppen, welche eine Brustwehr der Grie-
chen

chen mit stürmender Hand angefallen hatten, und der gleich so hartnäckigte Wiederstand der Griechen, die mit unverzagtem Muth dieselbe zu erhalten stritten, beschrieben wird, sagt der Poet: „Wie zween „Menschen mit der Meßruthe in der Hand „an den Grentzen eines Feldes stehen, das „ihnen gemeinschaftlich gehöret, und sich in „einem kleinen Bezirck um einen gleichen „Antheil Landes zancken; also zancketen „sich die Lycier und die Griechen um „die gemaurte Brust-Wehre.„ Und gleich in dem folgenden 433sten v. wenn er die Ungewißheit des Sieges beschreiben will, da in dem hartnäckigten Gefechte keine Parthey einigen Vortheil über die andere erhalten konnte, führt er den Leser wieder auf eine angenehme Vergleichung, welche gantz bequem ist, ihn eine Zeitlang in dieser Ungewißheit aufzuhalten. „Sie stuhnden gegen einander, „wie eine Frau, die ihr Leben mit Spinnen gewinnen muß, die Wagschalen mit „dem Gewichte und der Wollen eben hält, „hernach beyde zugleich aufwerts ziehet, „und mit billig-liebendem Hertzen abwieget, damit sie ihren Kindern das schlechte Lohn ihrer Arbeit nach Hauß bringe. „Also stuhnd der Krieg und die Schlacht „zu beyden Theilen im Gleichgewichte.„ Ihr sehet, wie der Poet so sorgfältig ist,

 die

die Umstände zusammen zu tragen, welche diese Frau vermögen, die Wage in dem Gleichgewicht zu halten. Die Billigkeit erlaubet ihr nicht einigen Vortheil zu suchen, und die Dürftigkeit machet sie vorsichtig, damit sie sich nicht selber Schaden und Unrecht thue.

So leicht es ist, bey Homer Gleichnisse von der Art derjenigen zu finden, welche ich bißher angeführet habe, so selten trift man hingegen bey ihm Gleichnisse von der andern Art an, welche von dem kleinen zu dem grossen hinaufsteigen. Ich habe in der That Mühe gehabt, dasjenige, welches ich hier als ein Exempel anführen will, gleich auf der Stelle zu finden. Es stehet in dem neunzehenden B. der Odyssea v. 205. Der Poet beschreibet da die innigste Wehmuth der Penelope, welcher das Hertz zerbrechen, und die Augen in Thränen zerfliessen wollten, als sie Ulyssen selbst unbekannter Weise ihr seine eigene Geschichte erzehlen hörete: „Die Thränen flossen ihr, indem sie ihm „zuhörete, über die Wangen, und sie „schlug sich an die Brust. Wie der Schnee „auf den hohen Bergen von dem Süd„wind schmiltzt, nachdem der Westwind „ihn zu Hauffen gesammelt hatte, und die „Flüsse davon angefüllet worden; also zer„flossen ihre schönen Augen in Thränen, in„dem sie ihren Gemahl beweinte, der ihr da „zur Seiten saß.„ Der

Der Poet stellete sich den inwendigen Schmertzen der Penelope so groß vor, daß er aus Furcht denselben zu verringern, ihn durch eine erlaubte Kühnheit lieber vergrössern wollen. Also ist dieses Gleichniß hyperbolisch, und dienet zu seinem Schutz, was Quintilianus im achten B. C. 6. von allen Hyperbolen saget: Tum hyperbole virtus, cum res ipsa de qua loquendum est, naturalem modum excessit: Conceditur enim amplius dicere, quia dici quantum est, non potest, meliusque ultra quam citra stat oratio. Zudem ist dieses Gleichniß durch den öftern Gebrauch gleichsam naturalisirt worden, und man ist es so wohl gewohnt, daß es niemand mehr anstößig ist. Unter andern hat es der Hr. Prof. Gottsched in der Ode an Ihre Czarische Majestät in folgenden Zeilen nachgeahmet:

So wie in warmen Frühlings-Tagen
Der Schnee, den Luft und Sonne schmeltzt,
Sich dort von Carpaths Bergen weltzt;
Sieht man die Thränen-Fluth aus ihren Augen schlagen.

Ehe ich die gegenwärtige Abhandlung beschliesse, muß ich noch ein Beyspiel von dieser Art aus Hrn. Hof-Raths Joh. Ulrich Königs erstem Gesang auf das Lager bey Mühlberg anführen. Bl. 39.

Ein muthig edler Hengst ists, der sich jetzo weist,
Aschfärbig äusserlich, von innen Glut und Geist.
Er kan nicht müssig gehn, wünscht einen tapfern Ritter,
Und gleicht an Ungestüm sich einem Ungewitter;
Stampft, daß die Erde bebt, unbändig-wild an Muth,
Und müde des Verzugs, biß er mit frecher Wuth
Den weissen Schaum von sich, wie Schnee und Regen sprützet,
Im Wichern donnernd schreyt, mit beyden Augen blitzet,
Die Mähne, wie den Schweif Cometen-ähnlich kraußt,
Durch jedes Naseloch ein Wetter von sich braußt,
Wie Hagel um sich schlägt die Funcken aus den Steinen,
Im Fuß den Wirbel zeigt, den Sturmwind in den Beinen.
Ihm folgt ein Mutter-Pferd, sanft wie die stille See, rc.

Ich kan zwar diesem vornehmen Sächsischen Poeten desto mehr nachsehen, weil die Beschaffenheit seiner Materie eine Kühnheit in dem Abändern erfodert hat. Doch muß ich ungeachtet dieser billigen Neigung bekennen, daß mich zwar die allzu sorgfältige Ausführung der Vergleichung des Pferdes mit einem Ungewitter von dem großmüthigen Beginnen des Dichters versichert, aber auch zugleich lehret, wie gar schwer es sey, die angestrengte Einbildung in dem Zaume zu halten, und vor Ausschweiffung zu bewahren. Die eintzige Zeile,

Und gleicht an Ungestüm sich einem Ungewitter,

macht bey mir einen grössern und edlern Eindruck, als die acht folgenden Zeilen, und ich erwarte nicht, daß der Poet, nachdem es

es ihm gelungen mein Gemüthe durch diesen Kunststreich in Erstaunen zu setzen, Mühe und Zeit nehmen werde, mich zu lehren, in wie viel absonderlichen Stücken die Aehnlichkeit zwischen diesen beyden könne gefunden werden. Denn dasjenige, was anfänglich so erschrecklich aussah, wird durch den allzu furchtsamen Fleiß und die eitele Künsteley auf einmahl matt und frostig, und die Aufsuchung allzu entfernter Aehnlichkeiten verräth mir die ausschweiffende Kurtzweil des Poeten. Dieses thun gewiß folgende zwo Zeilen:

Ist müde des Verzugs, biß er mit frecher Wuth
Den weissen Schaum von sich, wie Schnee und Regen
sprützet.

Ein Pferd, das mit frecher Wuth den weissen Schaum von sich sprützet, ist ein wenig prahlerhaft geredet; das eintzige Zeitwort, es schäumt, ist weit nachdrücklicher; und die erstere halbe Zeile scheinet eine Vorbereitung zu etwas grössern zu machen, als das Sprützen des Schaumes ist. Das Sprützen, wodurch das Thun des Pferdes ausgedrücket wird, machet einen viel zu schwachen Eindruck, und wird durch die grosse Vorbereitung dazu lächerlich. Auch ist das Schäumen des Pferdes keine Anzeige einer frechen Wuth, sondern nur einer innerlichen Hitze; und die Vergleichung mit

mit Schnee und Regen ist ein rechtes Meteorum orationis, da die Aehnlichkeit bloß auf der weissen Farbe, vielleicht auch auf der Flüssigkeit beruhet, welche Eigenschaften der Schaum mit dem Schnee gemein hat. Aber da der Begriff von Schnee und Regen, insonderheit in einem ungestümen Ungewitter nothwendig den Begriff von der Menge und dem Uberfluß der Flocken und Tropfen in sich schliesset, auch meistens in dieser Absicht, als ein Bild zum Grund der Vergleichung geleget wird, so mangelt es dieser Vergleichung an dem Grund der Wahrscheinlichkeit. Eben so schwülstig und großsprechend ist das donnernde Geschrey des Wieherns, die Cometen-ähnliche gekraußte Mähne, der Hagel der Funcken und der Sturmwind in den Beinen. Hätte der Poet nicht besser gethan, wenn er die Zeichen des ungestümen Thuns, die dieser muthige Hengst von sich gegeben hat, mit nachdrücklichen Zeitwörtern, ungefehr wie Opitz, ausgebildet hätte:

(fliegen
Springt, wiegert, schnaubt und schäumt, läßt seine Haare
Um beyde Schultern her. - - - - - - - - - -

als daß er sich verweilet die Aehnlichkeiten in besondern Stücken nach einer schülerischen Ordnung neben einander zu setzen, wodurch er den Begriff von der ungestümen Unruh des Verzuges-müden Pferdes auf einmahl umstößt.

Lasset

Lasset uns sehen, wie Virgil eine Schilderey von einem edeln Pferd zu beleben gewußt hat, in dem dritten B. von dem Feld-Bau v. 75.

Continuo pecoris generosi pullus in arvis
Altius ingreditur, & mollia crura reponit.
Primus & ire viam, & fluvios tentare minaces
Audet, & ignoto sese committere ponti:
Nec vanos horret strepitus; illi ardua cervix,
Argutumque caput, brevis alvus, obesaque terga:
Luxuriatque toris animosum pectus: honesti
Spadices, glaucique. - - - - - - - -
- - - - - Tum si qua sonum arma dedere,
Stare loco nescit: micat auribus, & tremit artus;
Collectumque premens volvit sub naribus ignem:
Densa juba, & dextra jactata recumbit in armo:
At duplex agitur per lumbos spina, cavatque
Tellurem, & solido graviter sonat ungula cornu.

Man kan damit die Beschreibung vergleichen, welche Homer von einem muthigen Pferd in dem fünfzehenden B. der Ilias v. 263. gemachet hat, welche hernach Virgil in dem eilften B. der Eneis v. 492. in einer gleichen Absicht nachgebildet hat. Aber alle diese Schildereyen, so vortrefflich sie an sich selbst seyn mögen, werden noch weit von derjenigen übertroffen, die wir in dem Tragischen Gedichte Hiobs Cap. 39. finden, wo der H. Poet den Schöpfer selbst redend einführt. „Hattest du dem Pferde seine Stärcke zuzu„legen; oder seinen Halß mit einem hurti„gen

„ gen und bebenden Schüttern zu bekleiden
„ vermocht; hattest du ihm eine solche Hitze
„ einpflantzen können, daß es Sätze und Luft-
„ Sprünge macht, wie eine Heuschrecke?
„ Die Hoffart in seinem Schnauben hat et-
„ was Erschreckliches, seine Hufe spaltet das
„ ebene Feld, und seine Stärcke macht es
„ übermüthig; es rennet der geschlossenen
„ Schlacht-Ordnung entgegen, es verlacht
„ die Gefahr, und erschrickt nicht; es kehret
„ nicht um vor dem blinckendem Schwerdt,
„ noch vor dem schwirrenden Getöse der Seh-
„ ne, oder wenn der flammende Spieß und die
„ Lantze über seinem Haupt summen und pfeif-
„ fen; Es verschlinget den Boden voll wü-
„ tender Ungedult, es traut erstlich seinen
„ eigenen Ohren nicht, wenn es den Schall
„ der Posaunen höret; wenn er aber über-
„ hand nimmt, so zeiget es seine innige Freu-
„ de mit einem lachenden Wiehern, es rie-
„ chet von ferne den Streit, das donnernde
„ Geschrey der Feld-Obristen, und den Ler-
„ men.„ Ob dieser gleich nur eine prosaische
Ubersetzung ist, und zwar aus einer Sprache,
derer Kraft und Schönheit wir nicht einmahl
recht kennen, ich geschweige, auszudrücken
vermögen, so zeiget doch auch diese matte pro-
saische Ubersetzung, daß die schönsten Aus-
bildungen eines sterblichen Verfassers seicht
und schwach gerathen sind, wann man sie mit
den Begriffen vergleichet, die der Schöpfer
selbst

selbst von dem Wesen heget, welchen er den Athem gegeben hat. Es wird fürwahr der Mühe werth seyn, daß wir die Vortrefflichkeit dieser Schilderey, die zwar nach dem Morgenländischen Geschmack entworffen, doch nicht ungeheuer, sondern prächtig erhaben ist, in das gehörige Licht setzen. Was die Kühnheit einiger Metaphoren anbelanget, welche manchen fremd und schwer vorkommen mögten, ungeachtet sie in Vergleichung mit einiger deutschen Poeten ihren noch ziemlich gemässigt sind, so will ich meine Leser zu den dreyen gelehrten Männern Bootius, Bochart, und Schultens verweisen, welche in ihren Erklärungen über diese Stelle genug bewiesen haben, daß dieselben bey den Orientalischen Scribenten gantz geläuffig, gewöhnlich und üblich seyn. Was mich in dieser Schilderey am stärcksten rühret, ist das Leben, die Hitze, der stoltze und edle Muth des Pferdes, welche mit der kunstreichen Beschreibung durch die Vergrösserung und Herannäherung der Gefahr immer anwachsen. Anstatt daß andere Poeten sich gerne verweilen, die Schönheit und die äusserlichen Bewegungen eines hitzigen Pferdes künstlich vor Augen zu schildern, entdecket uns dieser göttliche Dichter das innerliche Triebwerck aller dieser Handlungen, und läßt uns die Geburt und das Wachsthum derselben in den deutlichsten Kennzeichen sehen, welche er mit einer beson-

 dern

dern Macht der Wörter nachdrucksam erhebet. Das Verwundersame in der Beschreibung gründet sich auf den stoltzen Muth und die Stärcke des Pferdes, welche durch die aufwallende Hitze desselben ungemein vergrössert wird. Hattest du seinen Halß mit einem hurtigen und bebenden Schüttern zu bekleiden vermocht? Ich habe das Hebräische Wort nach seiner ersten und natürlichen Bedeutung durch ein starkes Schüttern und Beben * gegeben, welches sich nach der Anmerckung der Orientalischen Scribenten bey den Pferden an dem Halse spühren läßt, und durch eine hitzige Munterkeit verursachet wird. Die Hebräer brauchen dasselbe Wort in figürlichem Verstande, den Donner zu bedeuten; und daher mag wohl der deutsche Poet seine Vergleichung mit dem Ungewitter entlehnet haben. Von diesem Kennzeichen der innerlichen Hurtigkeit kömmt der Dichter zu den muthigen Sätzen und Luft-Sprüngen, welche er durch das hüpfende Fliegen der Heuschrecke gar bequem abbildet. Virgil saget v. 117.

Insultare solo & gressus glomerare superbos.

und ist bey seiner Einfalt viel nachdrücklicher als der Deutsche mit seinem Gleichniß:

Wie Hagel um sich schlägt die Funcken aus den Steinen.

Was

* Conf. Virgil. Georg. III. 250.

Was ferner der Römische überaus kräftig in diesem Verse ausgedrücket hat:

Collectumque premens volvit sub naribus ignem,

Das giebt der göttliche Dichter noch kürtzer und kräftiger, die Hoffart in seinem Schnauben ist Schrecken, oder etwas schreckliches. Aber der Deutsche übersteiget beyde durch seine übermässige Ausschweifung:

Durch jedes Naseloch ein Wetter von sich braußt.

Das paar Wetter hier, und wann es mehr als zwey wären, hat keine Kraft mehr mich zu erschrecken, so bald ich vernehme, daß es in dem Naseloch eines Pferdes erzeuget worden. Seine Hufe spaltet das ebene Feld, das ist das Virgilianische cavatque Tellurem. Da der Poet im Verfolge durch die Beschreibung der anwachsenden Gefahr die zugleich anwachsende und in der grösten Gefahr unerschrockene Hitze des Pferdes vergrössern will, leget er ihm nicht nur mehr Muth und Leben, sondern gar Verstand, Uberlegung, Gedancken und eine Sprache bey; es kennet seine Stärcke, und diese macht es übermüthig. Es mag nicht warten biß der Feind ankömmt, es eilet ihm entgegen. Es spottet der Gefahr, wann sie noch so erschrecklich wäre. Alles sind Züge, die den grösten in der Brust ver-

schlossenen Muth zu erkennen geben, und mit welchen dieser göttliche Dichter die menschliche Kunst zu schildern weit hinter sich läßt. Es verschlinget den Boden voll Zorn und Grimm, dieses ist eine bey den Arabern sehr gebräuchliche Metaphora, eine fast unglaubliche Geschwindigkeit im Laufen auszudrucken, der Grund derselben bestehet darinn, daß die Erde in währendem Lauf des Pferdes gleichsam vor den Augen verschwindet, wie der Raub, den ein reissendes Thier hitzig verschlinget; und daher haben es die siebenzig Dollmetscher glücklich gegeben, ἀφανιεῖ τὴν γῆν. Gegen dieser einzigen Morgenländischen Metapher sind alle Beschreibungen der andern Dichter gantz matt, z. E. wenn Virgil sagt, v. 193.

> . . . . Tum cursibus auras
> Provocet ac per aperta volans ceu liber habenis
> Æquora, vix summa vestigia ponat arena, &c.

Es trauet seinen eigenen Ohren nicht, wenn es gleich den Schall der Posaunen höret, das will sagen, es wünschet und verlanget so brünstig, diese kriegerische so angenehme Musick zu hören, daß es seinen Ohren nicht trauet, aus Furcht, ne falsa ludatur imagine vocis, und so bald es vor dem besorgten Betrug sicher ist, so entdecket es seine innigliche Freude mit einem lachenden Wiegern, es sagt ha! ha! Wie matt ist dagegen Virgil,

Si

. . . . Si qua sonum procul arma dedere,
Stare loco nescit, micat auribus & tremit artus.

Und ein wenig ferner von da v. 93.

. . . . & altum
Pelion hinnitu fugiens implevit acuto.

Wie ungereimt ist das Deutsche:

Im Wiehern donnernd schreyt. . . . .

Virgil heißt das Wiehern recht Tinnitum acutum, welches sich nicht zu dem Donner reimet. Wie geschickt hat auch der heilige Dichter das lachende Wiehern, als ein Kennzeichen der Freude angemercket? Zuletzt hat der deutsche Poet auch des Virgils stare loco nescit nicht glücklich dadurch gegeben:

Er kan nicht müssig gehn, ...

Man könnte es in Stehn verändern, weil ein Pferd, so bald es geht, schon nicht mehr müssig ist, gestalt Virgil der Wahrheit gemäß sagt, cum sinuat alterna volumina crurum, est laboranti similis; zudem ist die Redens-Art, müßig gehen, für nichts thun, gantz gemein.

Der zwölfte Abschnitt.

Von dem Wohlstand der Gleichniß-Bilder.

Verhältniß-Schönheit der Gleichnisse in Absicht auf den Ort, wo sie stehen, und die Wahl der symbolischen Bilder. Daß der Wohlstand sich mit den Sitten ändere. Homers Gleichniß-Bild von dem Esel bey Gelegenheit des Ajax, von einigen Kunst-Richtern getadelt. La Motte und Boileaus Meinung davon. Wie Hr. Dacier die Würdigkeit des Esels von Beschimpfung rettet. Der Frau Dacier Beantwortung des Einwurffes, daß die Knaben und die Gefräßigkeit des Esels in dem symbolischen Bilde unanständig seyn. Daß der Grund dieser Vergleichung in dem Zertreten und Abweiden der Saat bestehe. Wie Homer an einem andern Ort die Abschneidung des Getraydes als ein Gleichniß-Bild der Verheerung anbringet. Virgils Vergleichung des Turnus mit einem Tieger unter wehrlosen Thieren gerettet. Wie Homerus den König Priamus unter dem Bild eines Ubelthäters vorstellet. Ablehnung der Beschuldigungen, so darwieder gemachet worden. Wie Homerus das symbolische Bild eines Brändlings unter der Asche anwendet, da er den Ulysses unter einer Decke von Laub vorstellet. Weitläuftige Kunst des Poeten, in diesem Gleichniß entdecket. Wie er das Bild von einem Menschen nimmt, der den Wanst eines Opfer-Viehes bey einem grossen Feuer hin und her wendet, die Unruhe und Gewalt der Rachbegierde des Ulysses vorzubilden. Ausführliche Entdeckung der vollkommenen Kunst, die in dieser Vergleichung angebracht ist. Wie er die Seelen der erschlagenen Buhler mit den Fledermäusen vergleicht. Der Wohlstand dieses Gleichniß-Bilds wird durch die Erzehlung der Umstände, so der Poet nach seiner Absicht vorstellen mußte, behauptet.

Die

DIe gelehrte Frau Dacier sagt in der Untersuchung der Frage, ob es mehr Kunst erfodere, kleine Sachen mit grossen, oder grosse mit kleinen zu vergleichen, daß in Beurtheilung der Gleichnisse folgende Regel wohl ich acht zu nehmen sey: „Wann man von „den Gleichnissen gründlich urtheilen will, „lauten ihre Woree, so kömmt es nicht dar„auf an, ob der Gegenstand, von welchem „man das symbolische Bild entlehnet, groß „oder klein, vornehm oder schlecht sey, son„dern man muß hauptsächlich Achtung ge„ben, ob das Gleichniß-Bild, welches uns „von dem Poeten vorgeleget wird, nett und „lebhaft sey; ob der Poet dasselbe durch „poetische Farben künstlich erhoben, und ob „er seine Absicht damit völlig erreichet und „ausgedrücket habe.„ Ich habe in dem vorhergehenden Vortrag gezeiget, daß und wie ferne sich kleine Dinge mit grossen und grosse mit kleinen in Vergleichung stellen lassen; vermöge dessen was ich davon gesagt habe, muß ich auch gestehen, daß diese Regel der Frau Dacier in so weit als wir uns in der Beurtheilung der Gleichnisse nur um den innern Grund und das Wesen derselben bekümmern, ihre völlige Richtigkeit habe. Nichtsdestoweniger ist unstreitig, daß die Gleichnisse neben dieser innerlichn und wesentlichen Schönheit noch eine Verhältniß-Schönheit und Anständigkeit in Absicht auf den Ort, wo sie zu stehen kommen, und auf

die Wahl der symbolischen Bilder haben müssen; Gleichwie es nicht genung ist, daß ein Gemählde durch die Aehnlichkeit der Züge, und der Lineamente des Angesichtes, durch die Schönheit und Lebhaftigkeit der Farben, und durch die reiche Kunst des Mahlers ergetze, sondern überdiß noch erfordert wird, daß die Stellung, die Kleidungs-Art, und gantzer Zierrath der Würde und dem Ansehen der vorgestellten Person anständig sey; und daß das Gemählde an einen anständigen Ort aufgestellet werde. Und in dieser Absicht ist freylich sehr viel daran gelegen, daß man in der Beurtheilung der Gleichnisse absonderlich untersuche, ob der Gegenstand, von welchem das symbolische Bild entlehnet wird, diese Verhältniß-Anständigkeit habe, oder vielleicht vor die Würde der ähnlichen Sache, die dadurch vorgebildet wird, allzu unedel und verächtlich sey. Dieses heißt der Wohlstand der symbolischen Bilder, welcher die Vollkommenheit der Gleichnisse ungemein erhebet; denn so ähnlich sonst ein Gleichniß in seinem Grund, und so prächtig die Kunst des Dichters in desselben Ausbildung seyn mag, wo indessen dieser Wohlstand in der Wahl des symbolischen Bildes aus der Acht gelassen worden, so verdunckelt dieser Mangel alle übrigen Schönheiten des Gleichnisses. Insonderheit muß dieser Wohlstand sorgfältig

fältig beobachtet werden, wenn man die erhabenen Tugenden und Eigenschaften einer wahrhaften Person oder Sache nachdrücklich erhöhen, und herausstreichen will.

Der Wohlstand ändert sich mit dem Verlauf der Zeit und den Sitten der Menschen, und ist nicht in der Natur der Sachen, sondern in der Einbildung der Menschen und der Gewohnheit gegründet. Vor Alters, in der glückseligen Zeit, da man nichts von Ueppigkeit und Verzärtelung wußte, ward nur die Arbeitsamkeit und die Tugend vor rühmlich, und die Trägheit und das Laster vor schändlich gehalten. Die Ertzväter arbeiteten mit ihren eigenen Händen, die vornehmsten Töchter giengen selbst Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen; Rebecka, Rachel, und die Töchter Jethro tränckten ihre Heerden selbst; bey Fabius Pictor gehet die Rhea selbst, und bey Livius die Tochter des Tarpejus mit dem Krug zur Quelle. Aber zu unserer Zeit sind dieses verächtliche, niedrige und knechtische Geschäfte. Diesemnach bestehet der Wohlstand in dem Werth, welchen die herrschenden Sitten und Gewohnheiten in einem gewissen Ort, und zu einer gewissen Zeit den Sachen beyzulegen pflegen; daher es kömt, daß zu einer Zeit und an einem Ort etwas verächtlich seyn kan, was zu einer andern Zeit, und an einem andern Ort war hoch-

geschätzet worden. Aus dieser Ursache hat Cornelius Nepos, der das Leben der berühmtesten griechischen Feldherren in Schrift verfasset hat, in Betrachtung des grossen Unterschiedes der Sitten und Gewohnheiten seiner Zeit unter den Römern, gegen den Zeiten derer alten Griechen, von welchen er schreibet, vor nöthig gehalten, seine Römischen Leser in der Vorrede zu seinem Werck zu warnen, daß sie sich nicht daran stossen sollen, wenn er seinen Helden zuweilen solche Sachen zum Lob beymessen werde, welche damahls zu Rom verächtlich und unanständig gehalten worden, weil er die Sitten und Zeiten habe so beschreiben müssen, wie er sie gefunden. Diese Vertheidigungs-Rede des Cornelius ist in der That werth, daß wir ihr allhier einen Platz einräumen. Non dubito fore plerosque, qui hoc genus scripturæ leve, & non satis dignum summorum virorum personis judicent, cum relatum legent, quis musicam docuerit Epaminondam, aut in ejus virtutibus commemorari, saltasse eum commode, scienterque tibiis cantasse. Sed hi erunt fere, qui expertes litterarum græcarum, nihil rectum, nisi quod ipsorum moribus conveniat, putabunt. Hi, si didicerint, non eadem omnibus esse honesta ac turpia, sed omnia majorum institutis judicari; non admirabuntur, nos in Grajorum virtutibus exponendis mores eorum secutos.

Neque

Neque enim Cimoni fuit turpe, Atheniensium summo viro, sororem germanam habere in matrimonio: quippe cum ejus cives eodem uterentur instituto. At id quidem nostris moribus nefas habetur. Laudi in Græcia ducitur adolescentulis, quam plurimos habere amatores. Nulla Lacedæmoni tam est nobilis vidua, quæ non ad scenam eat mercede conducta. Magnis in laudibus tota fuit Græcia, victorem Olympiæ citari, in scenam vero prodire & populo esse spectaculo, nemini in eisdem gentibus fuit turpitudini. Quæ omnia apud nos partim infamia, partim humilia atque ab honestate remota ponuntur. Contra ea pleraque nostris moribus sunt decora, quæ apud illos turpia putantur, &c. Auf eben diesen Grund wollen wir jetzo einige Homerische Gleichnisse gegen den Vorwurf unwissender Tadler, daß sie wider den Wohlstand laufen, zu retten trachten.

In der Mitte des eilften B. der Ilias kommen in einer Reihe zwey verknüpfte Gleichnisse vor, deren letzteres unter allen Homerischen Vergleichungen am meisten angefochten worden. Sie lauten wie folget: „Der Vater Jupiter ließ seine Wageschale „hoch empor steigen, dadurch jagte er dem „Ajax das Schrecken in den Busem, daß „er gantz betreten stuhnd. Er warf das „Schild von sieben Thier-Fellen auf den „Rücken, und zog sich einem Wild gleich „zurück,

„ zurück, indem er manch bangen Blick auf
„ die Kriegesschaaren warf, er gieng mit
„ langsamen und schweren Schritten, und
„ wendete sich öfters, wie ein falber Löwe,
„ der in einem Stall von Hunden und
„ Bauern gehetzet wird, da sie die gantze
„ Nacht über wachen und wehren, daß er
„ die fetten Stieren nicht anfalle; derselbe
„ ist gantz fleischgierig, und gehet mit hun-
„ gerigem Magen auf sie loß, aber es feh-
„ let ihm, weil ein Haufen Pfeile von küh-
„ nen Händen auf ihn geschossen werden,
„ und ihm die angezündeten Fackeln Furcht
„ und Grauen verursachen, ungeachtet er
„ auf den Raub gantz erpicht ist; Er weicht
„ mit anbrechendem Tage voll Betrübniß.
„ Also gieng Ajax von den Trojanischen
„ Haufen, welchen er so grossen Abbruch
„ gethan hatte, sehr ungerne zurücke, weil
„ er der griechischen Schiffe halber unge-
„ mein besorget war. Wie wenn ein Esel
„ ungeachtet alles Widerstandes der Hirten-
„ Knaben, die mehr als einen Bengel ihm
„ auf dem Rücken in Splitter zerschlagen,
„ gemach und langsam in einem Korn-Feld
„ gehet, wo er die reiche Ernd abfrißt,
„ wiewohl die Knaben mit den Bengeln
„ auf ihn zuschlagen, sind ihre Schläge
„ doch schwach, und sie mögen ihn nicht hin-
„ austreiben, biß er sich satt gegessen hat.„
Gewisse verzärtelte Critici haben dieses letz-
tere

tere Gleichniß als zu niedrig und unanständig verworffen, sie konten nicht begreiffen, wie das Bild von einem Esel sollte dienen können, das Lob eines Helden zu erheben, zumahl da kein verächtlicheres Thier ist, da der Esel zur Knechtschaft gebohren, faul und träg ist, also daß der blosse Nahme desselben durch eine Figur vor ein Scheltwort gebraucht wird, einen dummen, langsamen und faulen Kopf zu bedeuten, daher ihn auch Horatius iniquæ mentis asellum characterisiert. Der Herr de la Motte hat zwar in seiner Schrift von Homer das Hertz nicht, sich offenbar vor diese Meinung zu erklären, doch ist seine Schutz-Schrift vor die Würde des Esels so kaltsinnig und auf Schrauben gesetzet, daß man derselben nicht wohl trauen kan. „Die Kunstrichter, sagt er, haben „vornehmlich die Wahl des Poeten ange- „gegriffen, da er den Esel zum Gleichniß- „Bild genommen hat. Ich kan meines „Orts nicht glauben, daß sie es mit Grund „thun, weil der Begriff von einer verächt- „lichen Niedrigkeit, den wir an das Wort „Esel gebunden haben, nur willkührlich ist, „und es mag seyn, daß man vor diesem in „Griechenland dieses Thier mit eben so viel „Grund hochgeschätzet hat, als es in Franck- „reich verachtet ist.„ Der Herr Despreaux hat sich in seiner neunten Betrachtung über Longin mit mehrer Deutlichkeit ausgedrücket.

Er

Er gestehet, daß die Worte, welche in der Lateinischen und der Französischen Sprache einen Esel bedeuten, in beyden von der verächtlichsten Niedrigkeit seyn, aber er erinnert hingegen auch, daß so wohl das griechische als das hebreische Wort, womit eben dasselbe Thier genennet wird, nichts niederträchtiges mit sich führe, zumahl man finde, daß es von den hebreischen und griechischen Scribenten in den allerprächtigsten Erzehlungen gebraucht worden. Was diese zween geschickten Männer mit ungleichem Ernst vorgeben, das hat der gelehrte Hr. Dacier in seinen Anmerckungen über des weltweisen Aristoteles Poetick gantz gründlich bewiesen, und die angefochtene Ehre und Würdigkeit des Esels in Absicht auf das angezogene Homerische Gleichniß gerettet. Er sagt: „Zu Homers Zeiten waren die Esel „gar nicht verachtet, wie sie heut zu Tage „sind, ihr Nahme war noch kein Schimpf„wort, und dieses Thier dienete Fürsten und „Herren zum Staat. Und darum konnte „Homer ohne Verletzung des Wohlstandes „den Ajax mit demselben vergleichen, inson„derheit da er dieses Feldherren steiffen und „hartnäckigten Sinn, seine Stärcke und „Gedult erheben wollte. Man hat sich über „dieses Gleichniß-Bild desto weniger zu ver„wundern, nachdem GOtt selbst dasselbe „dem Ertzvater Jacob in den Mund geleget „hat, welcher in dem letzten Segen an seine

„Söhne

„ Söhne sich folgender Worte gegen Issaschar
„ bedienet: Issaschar Asinus fortis accubans inter
„ terminos.„ Da wir nun ferner aus der Historie der Richter Israel wissen, daß dieses Thier in dem Dienst der vornehmsten Personen bey den prächtigsten Aufzügen gebrauchet ward, so mußte folglich das Bild eines Esels einen eben so edeln Eindruck machen, als bey uns das Bild eines Pferdes. Alleine ob der Hr. de la Motte gleich die Wahl dieses Bildes nicht offenbar tadelt, so will ihm doch die Ausführung desselben nicht zum besten gefallen. Er sagt: „Ungeacht dessen, was man
„ zur Rechtfertigung dieses erwehlten Bildes
„ sagen kan, so ärgert mich die Vergleichung
„ noch ein wenig wegen der Knaben, und
„ der eigensinnigen Freßhaftigkeit des Esels,
„ denn diese Bilder sind zu keiner Zeit und in
„ keinem Land edel genung, des Ajax hart-
„ näckigte Dapferkeit und die Wuth seiner
„ Feinde vorzustellen.„ Alleine die Frau Dacier hat in dem Wercke von den Ursachen des verdorbenen Geschmackes, in welchem sie des Herrn de la Motte Schrift von Homer, der dem Ruhm ihres hochgeschätztesten Poeten so nachtheilig ist, mit einer männlichen Hitze widerleget, auch diesen Vorwurff geschickt von ihm abgelehnet. Sie sagt: „Was kan ed-
„ lers seyn, als zu verstehen geben, daß die
„ Streitenden, welche den Helden rings-
„ herum umgeben haben, gegen ihm Knaben
„ sind,

„ sind, welche einen Esel aus einem Korn-
„ Feld hinaustreiben wollen, daß sie mit ih-
„ rer gantzen Macht nichts ausrichten, daß
„ er darum nichts desto mehr eilet, und daß
„ er keinen Tritt thut, da er nicht gantze Hau-
„ fen zu Boden wirft. Man bekümmert sich
„ hier wenig um die Gefrässigkeit des Esels;
„ es ist nur um seine Hartnäckigkeit, seine
„ Stärcke, und Gedult zu thun.„ Homer
wollte mit diesem Gleichniß des Ajax unem-
pfindliche Unachtsamkeit, womit er die Schüsse
und Stiche der andringenden Feinde auspa-
rirte, und den hartnackigten Sinn deutlich
vorbilden, welcher machte, daß er sich durch
keine Gefahr hinterhalten ließ, dem Feind
selbst in währendem Zurückweichen nach Mög-
lichkeit Abbruch zu thun. Er wehlete zu dem
Ende das symbolische Bild des Esels, welches
jemand vor edel und anständig genug gehalten
hat, die stoische Unempfindlichkeit als in einem
Sinnbild vorzustellen. Er führet dieses Thier
auf ein fruchtreiches Feld, wo es, ungeachtet
der erzörnten Schläge der abwehrenden Hir-
ten-Knaben, auf seinem hartnäckigten Sinn
bleibet, und den Acker verwüstet, auch nicht
eher zum Weichen zu bringen ist, als wenn
es seine Lust gebüsset hat. Also beruhet hier
die Vergleichung auf einer ähnlichen doch
schädlichen Handlung, von welcher sich ein
steiffer Sinn durch keine Gefahr abwendig
machen läßt. Diese schädliche That, auf wel-
cher

chem der Grund der Vergleichung beruhet, ist in dem symbolischen Bild die Verheerung des Getraides durch das Abfressen, und das Zertreten; und in dem Gegenbild die Verheerung, welche der unerbittliche Grimm des Helden in der Trojanischen Armee angerichtet hat, v. 569. Da hat man sich zu erinnern, daß es bey Homer nichts ungewohntes ist, daß er die Glieder und Reyhen einer wohlgeordneten Armee mit einem Korn=Feld, und die Zerrüttung derselben beyden mit einander vergleichet. In dem 67sten Verse des eilften B. wo er den muthigen Angriff beyder Heere, und die grausame zu beyden Theilen erfolgete Niederlage recht sichtbar vorstellen will, sagt er: „Wie zween Haufen „Schnitter auf dem Feld eines reichen Man„nes gegen einander stehen; indem sie ein„ander nähern, wird rechts und lincks eine „Menge Garben, Getraide und Aehren zu „Boden geleget. Also schlugen sich die Tro„janer und die Griechen oben und unten „zu Boden, und keinem von ihnen kam der „Sinn on die schädliche und tödtliche Flucht.„ Den gantzen Unterscheid in diesem und dem erstern Gleichniß macht, daß dort die ähnliche und verderbliche Handlung nach der besondern Absicht des Poeten einem Thier zugeschrieben wird, welches dieselbe nach seiner Natur auf eine gantz andere Weise ausführet, als die Schnitter in dem letzten Gleichniß

thun; doch dergestalt, daß auch diese Art der Verheerung, welche durch das abfressende Thier geschiehet, indem es auf dem Korn-Feld seine Speise findet, allerdings bequem ist, den Schaden vorzustellen, welchen Ajax der feindlichen Armee zugefüget hat; und die Lust und Leichtigkeit, womit er solches bewerckstelliget, auf eine noch lebhaftere Weise ausdrücket. In einem gleichen Sinn haben Josua und Kaleb den Muth der Israeliten, welcher durch den ungleichen Bericht ihrer Mitabgeordneten war niedergeschlagen worden, wieder aufzurichten, das Gleichniß-Bild ebenfalls von der Speise hergenommen. Ihr habet euch, sagen sie, vor dem Volck in dem Lande nicht zu fürchten, sie sollen unsere Speise seyn; womit sie sagen wollen, wir wollen sie mit leichter Mühe niederhauen. Also hat es auch die neue verfolgte Uebersezung gegeben, und solches zugleich mit der Anmerckung vertheidigt: Weil durch den Genuß der Speise das Wesen derselben zerstöret wird, so wird dadurch der Untergang eines Dinges angezeiget; und weil wir bey dem Genuß der Speise Lust empfinden, so ist dieses ein Zeichen, daß wir dabey an unsern Kräften keinen Abgang verspühren, und also geschiehet es ohne Mühe.

Anjetzo lasse ich einen jeden selbst ermessen, wie glücklich der Poet so wol in der Wahl als in der Ausführung seines Bildes gewesen, und

und wie ungereimt folglich die Beschuldigung des Herrn de la Motte, die ihm die Gefräßigkeit des Esels an die Hand gegeben hat, herauskomme; angesehen der Poet des Ajax herrschende, schier unersättliche, Begierde dem Feind Schaden zuzufügen dadurch ausgedrucket hat: dazu kömmt, daß es Homer leicht gewesen wäre, anstatt der schwachen Hirten-Knaben ein gantzes Dorf voll Landleute einzuführen, diesen unbändigen Esel recht mürbe zu machen, wofern er es vor eben so nöthig gehalten hätte, als der Hr. de la Motte. Alleine er hat diese übermässige Vergrösserung wohlbedächtig weggelassen, weil seine Beschreibung dadurch einen grossen Abgang an Nachdruck erlitten hätte. Der Poet wollte euch durch die Vorstellung dieser Knaben gedencken lassen, wie dem Ajax in seiner grimmigen Unempfindlichkeit die starcke Macht der Feinde vorgekommen sey, dabey aber kam ihm nicht in den Sinn den Ruhm ihrer Dapferkeit dadurch zu schmählern. Es ist ja nicht verkleinerlich, wenn ich sage, die grimmigen Streiche einer schweren Faust dünckten ihn bey seiner Unempfindlichkeit so schwach, als wenn sie von der blöden Hand eines zarten Kindes wären geführet worden. Die Wahrscheinlichkeit lieget hier allein in hypothesi, in der Einbildung einer gewissen Person. Virgil hat in dem neunten B.

der Eneis gesagt, daß Pandarus bei Schliessung der Pforte unwissendlich auch den Turnus eingeschlossen habe:

Immanem veluti pecora inter inertia Tigrim.

Des Turnus Handlung, der in der Stadt eingeschlossen ist, und allda ein wüstes Metzeln unter den Trojanern anrichtet, gleichet der Handlung eines Tiegers, der ungefehr in eine Hürde verschlossen worden, und daselbst die schüchtere Heerde erwürget. Dieses ist zum Grund des Gleichnisses genug. Wer hier einwerffen wollte, indem Virgil die Trojaner als pecora inertia vorstelle, gebe er dadurch unbesonnener Weise zu verstehen, die Trojaner seyen feige Memmen, würde gewiß Verständigen etwas zu lachen geben; zumahl auch Schüler wissen, daß in denen Sätzen, in welchen eine Vergleichung enthalten ist, der Schluß nicht gültig ist, was der eine nicht in eben so hohem Grade und so grossem Maß besitzet, als der andere, das hat er gar nicht; z. E. Achilles ist stärcker und hertzhafter als Hector, folglich ist Hector ein blöder und feiger Mensch. Auch ist eben so durchgehends bekannt, daß ein Mensch in Vergleichung mit verschiedenen andern, und in Absicht auf ein ungleiches Maß zügleich schwach und starck, feig und hertzhaft kan genennet wer-

werden. Und es ist niemand schimpflich, der mit einem grössern in Vergleichung gestellet wird, wenn er schon dadurch keinen Vorzug erhält. Ich habe hier diese Anmerkungen um so viel lieber angebracht, weil die gantze Materie von den Vergleichungen in der Lehre de Relatione gegründet ist, und aus derselben muß erkläret werden. Ich muß endlich noch erinnern, daß das Gleichniß von einem Löwen, welches vor dem von dem Esel vorhergehet, eine gantz besondere Absicht hat. Es soll vorstellen, wie Ajax nach seinem grossen Muth und heftigen Grimm, ungeachtet der grossen Gefahr und des gewaltigen Widerstandes sich sehr späthe und aus dringender Noth doch mit grosser Müh entschliesset, zu weichen; da hingegen das nächst darauf folgende Gleichniß von dem Esel die Manier anzeiget, womit er sich zurück gezogen hat. Und diese kurtze Erinnerung kan hier genug dienen, einen gewissen spöttischen Criticum abzufertigen, der gesagt hat, Homerus habe mit diesen beyden Gleichnissen eines von beyden thun wollen, entweder den Esel in die Löwenhaut oder den Löwen in die Eselhaut kriechen zu lassen.

Ich finde in dem vier und zwantzigen B. der Ilias ein anderes seltzames Gleichniß, welches ebenfalls des Fehlers bezüchtiget worden, daß es wider den Wohlstand sündige. Der Poet bedienet sich desselben an

dem Orte, wo er die Bestürtzung beschreiben will, welche den Achilles und seine Gäste überfallen hatte, als sie unvermuthet den alten König Priamus dem Achilles zu Fuß liegen sahen. „Die Tafeln waren noch nicht aufgehoben, als Priamus
„ jedermann unvermercket in das Gezelt kam;
„ er trat alsofort zu Achilles hinzu, ergriff ihm
„ die Knie mit der Hand, und küssete fußfällig die erschrecklichen und mörderischen
„ Hände, welche ihm schon so viele Söhne
„ umgebracht hatten. Wie, wann ein angesehner Mann, der in seiner Vaterstadt
„ einen Mord begangen hat, dem Rach-Schwerdt zu entgehen, in ein anderes
„ Land fliehet, und ohne Anstand in den
„ Palast eines vornehmen Herrn hineingehet, daselbst Schutz zu suchen, alle Anwesenden eine grosse Erstaunung überfällt;
„ Eben so sehr erstaunete Achilles, als er den
„ majestätischen König so unversehens erblickete, der jetzo vor ihm auf den Knien
„ lag, und eben so erstaunet stuhnden die
„ übrigen Anwesenden, und sahen einander
„ mit Verwunderungs-vollen Blicken an.„
Je seltzamer die Homerischen Gleichnisse aussehen, desto künstlicher und nachdrücklicher sind sie insgemein, wenn man sie in dem rechten Licht betrachtet. Der unwissende und eifersüchtige critische Neid ärgert sich an diesem Gleichniß so übel, als wenn Homerus

diesen

diesen alten unglückseligen König unter dem Bild eines Mörders vorgestellet hätte. „Wie wiedrig, sagen sie, wie ungeheuer und unanständig ist doch dieses Gleichniß-Bild, einen unschuldigen und unglücklichen König vorzustellen, welcher die grausame Ermordung seiner Söhne hat sehen müssen, und jetzo dem unversöhnlich ergrimmten Mörder derselben zu Füssen lieget! Weit anständiger würde dieses Bild vor Achilles selbst seyn.„ Alleine man darf nur die Absicht des Poeten, auf welche ihn seine Erzehlung nothwendig hat führen müssen, erwegen, so wird sich die Ungerechtigkeit dieser Beschuldigung, welche von einer unerfahrnen Ubereilung herrühret, alsobald zeigen. Der Poet hatte den alten König in zween merckwürdige Umstände gesetzet, die den Achilles und seine Freunde nothwendig in eine heftige Bestürtzung versetzen mußten. Einer war, desselben höchst-gefährliche nächtliche Reise mitten durch das Lager der Griechen biß zu Achilles Gezelt, vor welchem er unter der Bedeckung seines Schutz-Gottes, v. 563. und 564. unangemeldet ankommen, und ferner gantz unvermerckt biß vor das Angesicht seines grimmigen Feindes fortgegangen. Wie heftig bestürtzt dieser Umstand den Achilles gemacht habe, giebt er in seiner Anrede an den König Priamus v. 519. 520. und 521. selbst zu erkennen, nachdem er sich jetzo schon ein wenig erhohlet hatte, und noch

deutlicher v. 563. biß 566. da er schon berichtet war, daß Priamus Ankunft von einem günstigen Gott befördert worden. Der andere Umstand, welcher des Achilles Bestürzung noch mehr vergrösserte, war die kühne und Hoffnungs-volle Demüthigung dieses grossen aber unglücklichen Königes vor seinem schlimmsten Feind. Nun war dem Poeten viel daran gelegen, daß diese beyden Umstände, jeder absonderlich, wohl bemercket und behertzigt würden, als dadurch die heftigste Bestürtzung nothwendig mußte erwecket werden; und dieses gedachte er eben durch das angezogene Gleichniß zu erhalten, in welchem er die gröste Bestürtzung, die von beyden erzehlten Umständen entspringet, so wohl von dem Unvermutheten in Ansehung der Ankunft, als auch von dem Unerwarteten in der tiefen Erniedrigung und Gebehrdung, auf das lebhafteste vorstellet. Da nun allein dieser letztere Umstand anstössig ist, so wird es uns jetzo gar leicht seyn, denselben nach der Absicht des Poeten zu rechtfertigen. Man lese nur folgendes zusammen, so wird das Aergerniß gleich verschwinden. „Der unglück„liche König warf sich vor Achilles nieder, „und küssete die erschrecklichen und mörde„rischen Hände, welche das unschuldige Blut „seiner dapfersten Söhne vergossen hatten, „eben so demüthig als ein vornehmer Mann, „der eine Ubelthat begangen hat, bey dem „ergrim-

„ergrimmeten Richter Gnade suchet.„ Wie könnte die tiefe Erniedrigung des Trojanischen Königs, welche der Poet ausser dem Gleichniß nach ihren niedrigsten Kennzeichen beschrieben hat, kräftiger, als durch dieses beygefügte Gleichniß erhöhet werden? oder von wem will man eine grössere Demüthigung erwarten, als von einem zuvor angesehenen Mann, der jetzo, als ein Supplicant, um das Leben bitten muß, welches er durch eine schwere Ubelthat verwürcket hat? Was ist in dem täglichen Leben selbst gemeiner als diese Art zu vergleichen? Wie ofte höret man sagen: „Er „hat sich vor ihm eben so sehr gedemüthiget, als der gröste Ubelthäter; oder, er „hätte sich nicht tiefer demüthigen können, „wenn er schon um das Leben hätte bitten müssen.„ Wer findet in dieser Weise sich auszudrücken etwas anstössiges? Es ist so ferne, daß die Unschuld eines Menschen durch diese Vergleichung Abbruch leiden sollte, daß dieselbe vielmehr dadurch erhöhet wird; zumahl nach dem bekannten Logicalischen Spruch opposita juxta se posita magis elucescunt. Auch hat der Poet unter vielen Ubelthaten nicht ohne sattsamen Grund den Mord als eine Demuth-würkende Ursache ausgelesen, theils weil diese Ubelthat den Mörder der Rache der Anverwandten aussetzete, und mit der Landes-

Verweisung gestraffet ward, wie aus einer Stelle in der Odyssea im fünfzehenden B. v. 272-278. erhellet; theils weil dieses erwehlte Bild vornehmlich dienete, dieser beyden grossen Männer, des Achilles und des Priamus, Character durch einen geschickten Gegensatz verdeckter Weise anzuzeigen, indem der unglückliche Greiß bey dem unerbittlichen Mörder seiner Söhne eben so demüthig Gnade suchen muß, als wenn er selbst die Hände mit unschuldigem Blut besudelt hätte. Alleine Homerus begnüget sich hiermit noch nicht, er weiß dieses Bild so künstlich auszuführen, daß es ihm zugleich dienen muß, durch das Unvermuthete in der Ankunft, die Bestürzung des Achilles und der übrigen Anwesenden auf das höchste zu treiben. Und dadurch läßt sich in diesem Gleichniß desto mehr Kunst wahrnehmen, indem es, wie Janus, zwey Angesichter hat, und so wohl auf das vergangene zurücke, als vorwärts auf das folgende siehet, ob es gleich nur einen Leib hat.

Etliche andere Gleichnisse Homers, welche von gewissen Criticis mit demselben Fehler der Unanständigkeit beschweret worden, stehen in der Odyssea. Ich will mich es nicht verdriessen lasen, auch dieselben der Weitläuftigkeit noch zu retten, in der Hoffnung, daß ich es meinen Lesern niemahls zu lange

machen

machen kan, wenn ich ihnen die geheime Kunst dieses vortreflichen Poeten auch in den seltzamsten und dem ersten Anblick nach entferntesten Stücken vor Augen lege. Am Ende des fünften B. der Odyssea beschreibet der Poet, wie Ulysses nach ausgestandenem vielfältigem Ungemach in der stürmerischen See gantz abgemattet und entkräftet in ein unbekanntes Eiland verschlagen worden, wo er jetzo nicht ferne von dem Ufer unter dem ewigen Schatten zweyer Oelbäume, die ihn mit ihren dicht-verwachsenen Aesten vor aller Gewalt des Wetters sicher macheten, seine nassen und müden Glieder auf einem Lager von Blättern ausstrecket, und von allen Seiten mit Laub sorgfältig bedecket, damit er die Funken der natürlichen Wärme, die in dem innersten seiner Brust noch glimmeten, belebete und ernehrete. Diese Absicht des Ulysses bildet Homerus mit folgendem Gleichniß ab. „Wie ein Mensch, der in einem „abgelegenen Feld wohnet, von der Ge„meinschaft mit andern Leuten weit entfer„net, etwas brennendes in die Asche ver„gräbt, damit er den Saamen zu einem „neuen Feuer aufbehalte, weil er sich vor„sichtig erinnert, daß er nicht leicht von einem „andern Ort bekommen könnte. Also lag „Ulysses unter seiner Decke von Laub.„ Der Poet vergleichet demnach hier Ul[illegible] vorsichtige

sichtige Sorgfalt für die Unterhaltung seines Caloris vitalis, der in der kalten See fast ausgeloschen war, sehr geschickt mit der sorgfältigen Vorsichtigkeit eines Menschen, der in einer abgelegenen Wohnung beständig etliche Funcken lebendigen Feuers in der Asche verwahret. Da könnte man zwar den Einwurf machen: Wann man beyde Arten von Gefahr, von welchen diese doppelte Sorgfalt entstanden ist, mit einander vergleichet, könne keine derselben in Ansehen der Grösse wohl das Maß der andern seyn. Ulysses kluge Sorgfalt sey von der Furcht sein Leben zu verlieren entstanden, wie er solches v. 467. und 468. selbst bekennet: Hingegen habe der Mensch, der in dem Gleichniß aufgeführet wird, nichts mehrers zu befürchten, als daß es ihm vor eine kurtze Zeit an Licht und Feuer gebrechen mögte. Wie sollte nun diese Sorge mit jener in eine Vergleichung kommen können? Doch dieses wird niemand als ein tadelsüchtiger Mensch sagen; der aus Ubereilung und Unwissenheit nicht selten dasjenige, worinne die gröste Kunst eines geistreichen Kopfes verborgen lieget, als unanständig und ungemessen durchziehet. Das Leben ist freylich ein edles Gut, mit dem Verlust desselbigen gehet zugleich der Genuß aller übrigen zeitlichen Güter verlohren. Aber Homer konnte seinem Helden, von welchem die Göttin Minerva in dem ersten B. v. 59. bezeuget, daß er verlange

zu

zu sterben, θανέειν ἱμείρεται, ohne Verletzung seines Characters keine zaghafte Furcht vor dem Tode, noch eine allzu übermässige Liebe für das Leben zuschreiben; und darum suchte er durch das angebrachte Gleichniß nicht die Grösse dieser Sorge zu erhöhen, welche vor den Character dieses Helden weder anständig noch rühmlich gewesen wäre, sondern seine wahre Absicht bey diesem Gleichniß war, eine gantz gemässigte und kluge Vorsorge für das Leben, die einem großmüthigen Hertzen, μεγαλήτορι θυμῷ, alleine anstehet, zu beschreiben. Er mußte hier zwischen einer kummerreichen, furchtsamen Sorge, und einer vorsichtigen klugen Sorgfalt wohl unterscheiden. Je grösser die Gefahr ist, desto grösser ist gemeiniglich auch der zaghafte Kummer und die Sorge, wie man der Gefahr entgehen könne; und je grösser diese furchtsame Unruhe ist, desto weniger kan die vorsichtige Klugheit daneben Statt und Platz haben. Aber ein Held kan die gröste und augenscheinlichste Gefahr mit gantz ruhigem und gesetztem Muth anschauen, und dieser ist dann zu vernünftigen und klugen Veranstaltungen recht aufgeleget. Betrachten wir den Character des Ulysses näher, so werden wir finden, daß er nicht der dapferste in der griechischen Armee war, aber wohl der Klügste, der sich in tausend gefährlichen Begegnissen zwar auf seinen grossen Muth, aber noch mehr auf seine grössere

durch

durch eine lange Erfahrung bewährte Klugheit verlassen konnte, daher er auch πολύτροπος beygenennet wird. Er liebete das Leben nicht anderst als einen Gast, den einer aus redlicher Neigung so lange speiset, schützet und versorget, biß er endlich von ihm Abschied nimmt. Wenn wir jetzo das Homerische Gleichniß bey diesem Licht beschauen, so müssen wir uns über die geflissene Kunst des Poeten verwundern, der alles in so richtiger Zahl, Gewicht und Maß anzubringen gewußt hat. Wie geschickt ist die Wahl des Bildes, wie wohlgemessen ist dasselbe! Wie künstlich werden die emblematischen Umstände eingeführt! Er stellet euch Ulysses unter dem Bild eines Menschen vor, der in einem abgelegenen Winckel eines Feldes ferne von der Gemeinschaft mit andern Menschen Herd und Feuer hat; und führet euch dadurch zu Gemüthe, wie Ulysses von aller menschlichen Hülfe entblösset in einer unbewohnten Insel sitze, wo er sich selbst und seiner eigenen klugen Vorsichtigkeit alleine überlassen ist. Wenn er diesen einsamen Menschen hernach die Uberlegung machen läßt, wie ihm seine Entfernung von andern Menschen schädlich seyn könnte, so stellet euch dieses den klugen Ulysses vor, wie er mit Betrachtung seiner gegenwärtigen Umstände beschäftiget ist, und bey sich selbst abwieget, wie er sich vor der vorschwebenden Gefahr am besten könne sicher stellen, in welcher

cher Uberlegung Homerus ihn von v.465. biß 473. würcklich aufgeführet hat. Gleichwie endlich dieser einsame Mann seinen Umständen nach alle mögliche Vorsorge brauchet, etwas glühendes in die Asche zu verbergen, und darinnen aufzubehalten, also brauchet auch Ulysses seinen Umständen nach alle mögliche Vorsorge, seine abgematteten und erfrornen Glieder unter die warme Decke von Laub zu verhüllen; und ist hier insbesondere die emblematische Aehnlichkeit zwischen beyden Handlungen sehr annehmlich, angesehen die in der Asche aufbehaltene Gluth die erwärmten und unter der Decke von Laub allmählig anglimmenden Lebens-Kräfte Ulysses gleichsam vor Augen stellet. Ich muß noch gedencken, daß eben die Richtigkeit dieses Bildes die übliche schöne Metapher, **der Lebens-Dacht verglimmt**, eingeführet hat.

Bey Eingang des zwantzigsten B. der Odyssea stehet ein anderes Gleichniß von dieser seltzamen Art, das unserer Betrachtung würdig ist. Nachdem Homerus uns daselbst das Hertz Ulysses, welches von gantz widerwärtigen Eindrücken und Neigungen bestürmet, und in eine unschlüssige, ungestüme Unruh gesetzet ward, aufgeschlossen, indem er uns einerseits desselben Abscheu, Schmertzen, Grimm, Rach-Begierde, welche der üppige Muthwille der Freyer ihm in die Brust gesencket hatte, anderseits die Grösse der Gefahr,

Gefahr, in welcher er schwebete, und die Unmöglichkeit den Gewaltthätigkeiten dieser frechen Jünglinge Einhalt, und seinem billigen Zorn eine Genüge zu thun, recht nach dem Leben vorstellet, füget er endlich ein Gleichniß hinzu, mit welchem er die schmertzliche Unruhe und die Oberhand der ungedultigen Rach-Begierde gantz natürlich abbildet. „Ulysses weltzete sich auf seinem Lager „hin und her, wie wann ein Mensch den „Wanst eines Opfer-Viehes mit Fett und „Blut gefüllet, bey einem grossen Feuer be„ständig hin und her wendet, und aus Hun„ger verlanget, daß er bald gebraten wäre; „also kehrete sich Ulysses voll innerlicher Un„ruhe hin und her, mit sich selbst zu Rath „gehend, wie er der unverschämten Freyer „am geschwindesten mögte Meister werden, „massen er alleine gegen eine solche Menge „stuhnd.„ Die Kunst des Poeten, und die geschickte Wahl dieses Gleichniß-Bildes zu rechtfertigen, haben wir unterschiedliche Sachen zu erinnern. Erstlich müssen wir die wahre Absicht des Poeten bestimmen. Homerus wollte die Unruh und die Ungedult, die den unschlüssigen Ulysses auf seinem Lager nach einem langen Streit übermeistert hatten, deutlich vor Augen stellen. Demnach war seine Absicht nicht die brennende Rach-Begierde Ulyssens an ihr selbst und überhaupt, oder nach ihren Ursachen und Würckungen

zu

zu beschreiben, sondern daran war ihm am meisten gelegen, daß er diese Gemüths-Bewegung von der Grösse ihrer Unruh und damit vergesellschafteten Ungedult absonderlich und nachdrücklich characterisirte, als ein ungemeiner Meister in der Kunst die absonderlichsten Symptomata der Gemüths-Bewegungen zu zeichnen. Nun mußte er zu diesem Endzweck einen grossen Fall und solche Umstände erdichten, welche bequem waren, eine gleiche schmertzliche und ungedultige Unruhe rege zu machen; denn da sich diese Ungedult, die einem vor Rachgier brennenden Hertzen keine Ruhe läßt, durch keine sichtbare Zeichen oder Würckungen deutlich genung zeiget, so kan sie nicht anderst als durch die Vorstellung solcher Umstände, welche nothwendig eben dergleichen Ungedult gebähren müssen, deutlich gemachet und beschrieben werden. Diese ungedultige Unruh aber kan von gantz verschiedenen Ursachen herrühren, und darum muß die Aehnlichkeit nicht in den Umständen, sondern in dem davon erzeugten ähnlichen Gemüths-Stand und Bewegung gesuchet werden; und es ist so ferne, daß eine allzu grosse Aehnlichkeit in den Umständen dienen sollte dem Gleichniß Licht oder Nachdruck mitzutheilen, daß vielmehr die Erfindung der entferntesten Umstände, von welchen das Gemüth in eine gleichmässige Regung gesetzet

wird, von der reichen Kunst des Poeten zeuget, und den Punct der Aehnlichkeit in der Vergleichung vortrefflich erhebet. Da nun nichts üblichers ist, als die Begierden des Hertzens mit dem Verlangen des Hungers zu vergleichen, so hat der Poet das Bild der hungerigen Esse-Lust, die durch die Ansicht und den Geruch eines guten Bissens noch mehr erhöhet wird, vor überaus bequem und geschickt gehalten, Ulysses unruhige Ungedult seine Rach-Begierde zu sättigen, nach dem Leben auszudrücken. Derowegen hat er auch in der Ausbildung seines Gleichnisses diejenigen Umstände sehr geschickt gewehlet, welche dienen die Lust zu essen auf einen hohen Grad zu treiben, und recht ungedultig zu machen; als, wenn er dem Hungerigen nicht bloß einen schlechten Bissen vorleget, sondern ein Gericht, welches bey den Alten vor eines der niedlichsten gehalten worden. Es ist bekannt, daß das Sumen, das ist, der Wanst eines Mutter-Schweins, bey den Römern ungemein gerühmet ward, und so gar durch eine uralte Legem Censoriam als etwas allzu wollüstiges verbothen gewesen. Und damit er die Esse-Lust noch mehr reitzete, stellet er diesen Wanst vor, als mit einer leckerhaften Füllung gestopfet; er läßt den Hungrigen diesen köstlichen Braten riechen, und treibet seine Ungedult damit so hoch, daß er kaum

warten

warten mag, biß er gahr gebraten ist, damit er seiner Esse-Lust eine Genüge thun möge. Ich muß ferner die Kunst des Poeten auch darinne loben, daß er die ungedultige Unruh, die Ulyssen das Hertz beklemmet hatte, empfindlich auszudrucken, nicht etwan ein fremdes Bild von einem hungerigen Wolf oder Löwen, sondern das Bild eines Menschen gewehlet hat, durch diese Wahl hat er sich über das Hertz seines Lesers meister gemachet, so daß er ihn in seiner eigenen Brust eben dieselbe ungedultige Unruhe des Ulysses fühlen läßt, nachdem er ihn durch seine lebhafte Beschreibung eines hungrigen Menschen, der einen niedlichen Braten bey einem grossen Feuer immer kehret und wendet, und vor Ungedult nicht warten mag, biß er genug gebraten ist, in solche Umstände versetzet, in welchen er sich schon oft befunden hat. Denn man muß sich hier erinnern, daß zu Homers Zeiten die Küche nicht den Dienern überlassen ward, sondern daß die Geschäfte in derselben vor anständig und standsmässig gehalten wurden; wie wir in dem neunten B. der Ilias an dem Exempel des Achilles sehen können.

Ferner ist die Wahl dieses Gleichniß-Bildes um so viel merckwürdiger, weil dasselbe uns von der Haupt-Materie, die der Poet ausführlich abhandelt, nicht abführet; das Prassen und Schlemmen der Freyer,

welchem Ulysses nicht länger zusehen konnte, war eben die Ursache seines gefaßten rachgierigen Zorns; Ihre wichtigste Sorge war, wie sie wollüstig speisen könnten, wie Amphinomus in dem zwantzigsten B. der Odyssea v. 246. wo er eine wichtige Berathschlagung mit diesen Worten endiget, „alleine „lasset uns des Tisches nicht vergessen„ selbst zu verstehen giebt; und unter den leckersten Speisen, womit sie sich bedienen liessen, war ein Wanst von einer Ziege mit Fett und Blut gefüllet, wie Antinous in dem achtzehnten B. v. 44. und 45. bezeuget: „Diese Ziegen-Wänste sind würck„lich beym Feuer gahr worden, und jene „haben wir, mit Fett und Blut gefüllet, „beygeleget, damit sie vor das Nachtmahl „gebraten würden.„ Und eben dieses erhellet ebenfalls aus dem 252sten Verse des zwantzigsten B. Nun muß eben diese wohllüstige Tafel der Freyer dem Poeten das Bild leihen, Ulyssens ungedultige Begierde sie wegen ihres üppigen Lebens zu züchtigen, deutlich vorzustellen; und ist hier die Weißheit des Poeten nicht genug zu erheben, der den Stoff zu seinen Gleichnissen mit so vieler Geschicklichkeit aus der Materie selbst herausziehet, und die Bilder in derselben so artig zu seinem Absehen reimet. Die gelehrte Frau Dacier hat zur Rechtfertigung der Wahl dieses Gleichnisses ferner angemercket,

mercket, daß ein solcher gefüllter Wanst dem Ulysses in dem achtzehnten B. von den Freyern als der Preiß, den sie in dem Kampf zwischen ihm und dem unverschämten Irus aufgesetzet hatten, mitgetheilet worden: Ich setze noch hinzu, daß ich denselben Kampf als ein prophetisches Emblema von dem Geschicke der Freyer ansehe, welche eben so wohl als Irus den Ulysses in dem seinigen muthwillig angetastet, geschmähet und beschimpfet haben, und an der Niederlage dieses Bettlers hätten wahrnehmen sollen, was sie von Ulyssens Hand dereinst würden zu gewarten haben. Homerus hat auch in der That v. 116. absonderlich bemercket, daß Ulysses seinen Sieg über den Irus als ein glückliches Zeichen vor seine vorgenommene Rache angesehen habe. Da nun der aufgesetzte Sieges-Danck ein Schaf-Wanst war, mit Fett und Blut gefüllet, konnte der Poet Ulysses unruhige Ungedult nach einer sieghaften Rache an den Freyern nicht geschickter vorstellen, als unter dem Bild des hungrigen Verlangens, welches eben derselbe nicht lange zuvor nach diesem fetten Preiß des Sieges gefühlet hatte; zumahl Ulysses von seinem Hunger nach diesem Wanst in dem achtzehnten B. v. 53. und 54. selbst bekennet, „der böse „Magen spornet mich an, wenn ich gleich „unter den Streichen erliegen sollte.„

Ob nun endlich gleich die Gegenstände des unruhigen und ungedultigen Verlangens in dem Bild und Gegen-Bild gantz unterschieden seyn können, so muß dennoch zwischen beyden auch eine emblematische Ubereinstimmung Platz bekommen, und das Bild, in Absicht auf seine Würde, dem Gegen-Bild gerecht seyn: Und auch in diesem Stücke muß ich noch das gegenwärtige Gleichniß rechtfertigen; und die unvergleichliche Kunst des Poeten in das gehörige Licht setzen. Der Gegenstand des unruhigen Verlangens in dem Bild ist der fette und wohlriechende Braten über dem Feuer: in dem Gegen-Bild ist der Gegenstand, nach welchem sich Ulyssens ungedultige Rachgier sehnet, der Hause Freyer. Ob nun gleich diese beyden Gegenstände in ihrer Natur gantz verschieden sind, so kan doch jener treflich dienen, diesen, als in einem Sinnen-Bild, vorzustellen. Der Wanst mit Fett und Blut voll gestopfet, ist allerdings bequem, die wollüstigen und unverschämten Schmär-Bäuche * der Freyer, die sich mit anderer Leute Fett und mit Blut der Unschuldigen gemä-

* Dieses übliche Gleichniß hat die Metapher veranlasset, nach welcher die Creter bey Paul an Titus Cap. I. nach Epimenides Vers Γαστέρες ἀργαί genennt werden. Und Lucilius hat gesagt:

Vivite Lurcones, comedones, vivite ventres.

gemästet haben, und sich in dem Wohlleben herumweltzen, abzubilden; und da diese unter dem Sinnen-Bild einer niedlichen Speise vorgestellet werden, so läßt euch dieses gedencken, daß Ulysses an der Uberlegung seiner zu nehmenden Rache eine eben so innige Lust empfinde, als ein Hungeriger, wenn er sich in der Hoffnung einen fetten Bissen vorstellet. Das grosse Feuer, bey welchem dieser gefüllte Wanst ungedultig hin und her gewendet, und gebraten wird, zeiget euch Ulysses hitzige und ungedultige Uberlegung, wie er diesen frechen Jünglingen am geschwindesten beykommen möge, und das Feuer der Rache, das in seinem Hertzen brennet, durch welches er ihre Zeitigung zur Straffe auf das eilfertigste befödert zu sehen wünschet, und vor grosser überhandnehmender Ungedult die kurtze Zeit nicht erwarten mag, biß er seine Rache ohne Eckel und Gefahr an ihnen sättigen kan.

Daß Homer noch des Umstandes gedencket, Ulysses habe sich auf seinem Lager unruhig hin und her geweltzet, geschieht alleine, euch die innere Unruh und Ungedult, die sein Gemüthe jetzo gantz eingenommen hatte, aus diesem sichtbaren Zeichen, als einer Würckung derselben, desto besser ermessen zu lassen; wer indessen dieses Herumweltzen unter dem Sinn-Bild des über dem

Feuer hin und her gewendeten Bratens zugleich vorgestellet gläubet, der leihet uns damit neuen Anlaß die Kunst des Poeten zu bewundern, der gewußt hat, durch ein Bild nicht nur den innerlichen Zustand des beunruhigten Gemüthes seiner Haupt-Absicht gemäß, sondern überdieß noch einen Neben-Umstand so geschickt abzuschildern. Ich hoffe, daß die ausführliche Rechtfertigung dieses homerischen Gleichnisses dienen könne, die unglückliche Critick des Herren Perraults, der dasselbe in dem lezten Gespräche seiner Vergleichung der alten Scribenten mit den neuern angegriffen hatte, abzufertigen, und des Herren Despreaux Beantwortung derselbigen in der sechsten Betrachtung über Longinus in ein helleres Licht zu setzen.

Das lezte homerische Gleichniß, das ich von einer gleichmässigen Beschuldigung zu retten, mir vorgenommen habe, stehet gleich Eingangs des vier und zwanzigsten B. der Odyssea. Der Poet vergleicht daselbst die Seelen der erschlagenen Freyer mit den Fledermäusen, welches Bild einem eckeln Geschmack in Absicht auf die Würdigkeit der Seele, die von den Banden des Leibes befreyet ist, nicht anständig, noch ansehnlich genug vorkommen mögte. „Mercurius Cyllenius, heißt es „da, führete die Seelen der Freyer mit sich „davon, er leitete ihren Zug mit seiner güldenen Ruthe, sie giengen mit einem schwir-

„renden

„ renden Gethöne hinter ihm her, wie wann
„ die Fledermäuse in dem innersten Raum ei-
„ ner heiligen Grotte mit einem schwirrenden
„ Gethöne fliegen, falls ungefehr ein Stein
„ sich von der Decke losgerissen hat, und her-
„ unter gefallen ist, wo sie dicht in einander
„ geklebet hatten. Also giengen sie mit schwir-
„ rendem Gethöne dicht in einem Haufen.„
Dieses Gleichniß sollte allein dienen, das schwirrende Getöße, und das Gedränge, mit welchem diese leiblosen Seelen ihrem Führer nachfolgeten, zu erklären; und was übrigens die Wahl desselben anbelangt, so finde ich solche in verschiedenen Absichten den Sachen gemäß, und anständig. Erstlich war die Natur der todten Schatten nach der Lehre der Egypter, und der Pythagoreer, etwas unbekanntes, daß sie weder zu den grob-irdischen Cörpern noch zu den Geistern konten gerechnet werden; also sind die Fledermäuse eine Gattung Thiere, welche weder unter die fliegenden noch unter die vierfüssigen können gezehlet werden; sie haben Flügel, aber keine Federn; sie fliegen zwar, aber nur im dunckeln; sie haben Zähne und Brüste, die kein anderer Vogel hat, daher Varro in seinem Agathon nach Nonius Citation gesagt hat: Quid multa? factus sum Vespertilio; neque in muribus plane, nec in volucribus sum. Zudem wird der Fortgang dieser todten Schatten von einem Ort zum andern ohnedem nach einem

gemeinen Glauben der Alten durch das fliegen ausgedrücket, gleichwie das homerische σκιαὶ ἀΐσσουσι im zehnten der Odyssea V. 495. bekannt ist. Insbesondere glaubten die Alten, diejenigen Schatten, derer Leichen unbegraben lägen, müßten an dem Strande des Cocytus in der Irre herumschwärmen, und würden nicht ehe in das Reich der Todten hinüber gesetzet, biß ihre Cörper beygesetzet wären, wie solches der ansehnliche Schatten des erschlagenen Patroclus in dem drey und zwanzigsten B. der Odyssea selbst erwehnet; und auch Virgil in dem sechsten B. der Eneis V. 327. bezeuget:

Nec ripas datur horrendas, nec rauca fluenta
Transportare prius, quam sedibus ossa quierunt.
Centum errant annos, VOLITANTque hæc littora circum.

Da nun Homer den Zug und Fortgang der Schatten der noch unbegrabenen Freyer beschreiben wollte, so war er genöthigt, das ähnliche Bild von einem Vogel zu entlehnen, und zwar von einem solchen, der die Dunckelheit der Nacht liebete, und dessen Gestalt einen gräßlichen Eindruck machete, dadurch als in einem Sinnenbild die εἴδωλα καμόντων, und die Nacht, welche in dem Reiche des Todes herrschet, vorzustellen, wozu die Fledermäuse trefflich bequem waren, wie man ferner aus der Drohung Horazens abnehmen kan:

Quin

Quin ubi perire jussus exspiravero,
Nocturnus occurram furor:
Petamque vultus umbra curvis unguibus,
Quæ vis Deorum est manium:
Et inquietis assidens præcordiis
Pavore somnos auferam.

Wenn wir nun das ungewisse Geschlecht, die schwartze Farbe, die gräßliche Gestalt, das fliegen, das nächtliche herumschwärmen, die krummen Klauen der Fledermäuse zusammen nehmen, so können wir nicht fehlen, wenn wir sagen, daß der Poet alle diese zu seiner Absicht so nöthigen Umstände in keinem andern Bild hätte finden können, und folglich, daß er in der Wahl dieses Gleichniß-Bildes, ohne die Anständigkeit zu verletzen, eine grosse Geschicklichkeit erwiesen habe.



Der dreyzehnte Abschnitt.

Rettung einiger von Longin getadelten Gleichnisse.

Timäus wird von Longin getadelt, daß er den Alexander mit einem Schul-Redner verglichen habe. Daß es genug sey, wenn die Sachen einander darinnen ähnlich sind, worinnen sie verglichen werden. Heineckens Meinung, daß das Wesen der Vergleichungen auf der Ubereinstimmung zweyer Dinge in den meisten oder allen Stücken beruhe, wird verworffen. Wie Homer eintzig auf die hartnäckigte Blutdürstigkeit siehet, da er einen Helden mit einer Mücke vergleicht. Wie Virgil das Auge alleine auf die Bemühung gerichtet hat, als er die einschiffenden Trojaner mit den Ameisen verglichen. Optische Schönheit dieses Gleichnisses. Daß Timäus in seinem Gleichniß alleine die Schnelligkeit Alexanders in der Bezwingung Asiens vorstellen wollen. Grade der Eilfertigkeit. Daß Timäus den höchsten Grad derselben durch seine Vergleichung ausgedrücket habe. Ungereimter Schluß Longins, daß Isocrates, der zehen Jahr an seiner Rede gearbeitet, dapferer gewesen, als die Lacedämonier, welche zwanzig Jahr mit der Belagerung der Stadt Messene zugebracht. Daß die Handlungen, die mit einander verglichen werden, an Grösse zwar unterschieden seyn dörffen, aber an Vortrefflichkeit und Wichtigkeit übereinstimmen müssen. Ungereimte Vergleichung Heineckens zwischen Alexander und einem Buchdrucker. Daß eine Vergleichung einen Zusatz an Schönheit erlange, wenn sich zwischen den ungleichen Handlungen etwas übereinstimmendes befindet. Ubereinstimmende Dinge zwischen einem Helden und einem Redner. Daß Isocrates Rede mit Alexanders Siegen etwas gleiches habe. Heineckens Verbesserung der Vergleichung des

Timäus

Timäus wird verworffen. Homers Gleichniß, womit er die Schnelligkeit der Pferde der Götter vorgestellet. Falsches Lob, das Longin diesem Gleichniß beyleget. Eben so ungereimtes Lob, das dem Longin wegen seines Urtheiles von seinen Bewundrern mitgetheilet wird.

Der berühmte Criticus Longinus beschuldigt in seiner Abhandlung von dem Erhabenen den geschickten Redner Timäus, daß er aus Begierde immer etwas neues zu sagen, sehr oft in das frostige verfallen sey. Er thut dieses in der vierten Abtheilung, wo er mit Fleisse von diesem Fehler handelt, und zum Beweißthum seiner Bezüchtigung eine Stelle anführet, in welcher Timäus den grossen Alexander durch eine Vergleichung loben will. Dieselbe lautet nach Longinus also „ Alexan„der hat mit Eroberung von gantz Asien nicht „so viel Zeit zugebracht, als Isocrates mit „Verfertigung seiner berühmten Rede, in „welcher er den Krieg wider Persien anzu„zetteln bemühet gewesen. „ Ueber diese Stelle läßt sich Longinus folgendermassen vernehmen: „ Gewiß eine ungemeine Verglei„chung des Macedonischen Helden mit einem „Schul-Redner! Mein guter Timäus, hier„aus würde folgen, daß Isocrates weit „dapferer gewesen wäre, als die Lacedämo„nier, welche zwanzig Jahre vor der Stadt „Messene gelegen sind, eh sie dieselbe haben „erobern mögen, da jener zur Verfertigung „seiner

„ seiner Rede nur zehen Jahr gebraucht hat.„ Gegen diese derbe Anklage haben die zwey berühmten und scharffsinnigen Männer Costar und Baile den Redner Timäus weitläuftig vertheidigt, denen auch Bouhours und Gibert in so weit beygefallen sind, daß sie noch hinzugesetzet, diese Vergleichung würde eine grössere Vollkommenheit erhalten haben, wenn die Rede des Isocrates einige Beziehung auf Alexander und seine Siege gehabt hätte. Das Beyspiel dieser berühmten Männer kan mir zu statten kommen, die Kühnheit, womit ich mich unterstehe, obigen Ausspruch des berühmten griechischen Kunstrichters zu prüffen, und gegen den Aberglauben desjenigen blinden Verehrers Longins zu entschuldigen, welcher in seiner neuen Herausgabe desselben ihm das Vorrecht der Unfehlbarkeit zugeleget, und solches auf eine Verjährung von zehen Jahrhunderten gegründet hat.

Wenn Longinus über die angeführte Stelle des Timäus in diese stachelichte Ironie und höhnische Verwunderung ausbricht: Gewiß eine ungemeine Vergleichung des macedonischen Helden mit einem Schul-Redner; so will er diese Vergleichung vermuthlich in zwo Absichten lächerlich machen, weil sie einestheils allzu entfehrnt, und anderntheils allzu niedrig und vor einen so grossen Helden gantz unanständig sey. Was den ersten Punct anbelanget, da die Vergleichung Alexanders mit Isocrates

crates

crates Longin darum zu mißfallen scheinet, weil es ihr an Aehnlichkeit zwischen diesen beyden Personen mangle, so muß ich mich hier erklären, daß diejenigen das Wesen der Vergleichungen nicht kennen, welche fodern dörffen, daß die Sachen, die in Vergleichung kommen, wenn nicht in allen, doch in den meisten Stücken mit einander überein kommen sollen, zumahl es genug ist, wenn die Sachen einander in demjenigen Stücke ähnlich sind, in welchem sie mit einander verglichen werden. Ein gewisser Criticus stuhnd in den Gedancken, es wäre ein Fehler, wenn man zwey Wesen von einem Geschlecht mit einander vergliche. Und warum werden die Figuren der Menschen auf den Schilden von vielen Criticis verworffen, als eben darum, weil die Gleichheit zwischen dem Ritter und dem Bild allzu groß ist? Darum erkläret Picolomini die allzu übereintreffenden Gleichnisse vor fehlerhaft, als denen er eine Superficialitet und Identitet schuld giebt, damit ich seine Worte brauche; es sey, daß die Gleichheit auf den Personen und ihrem ähnlichen Zustand beruhe, als wenn man sagte, ein zum Schwert verurtheilter Mensch sey an Gemüthes-Angst einem gleich, der in der gefährlichsten Kranckheit schon die letzte Oelung empfangen hat; oder daß sie auf den Handlungen beruhe, z. E. wenn man das Wettelauffen mit dem Rennen zu Pferde vergleichen wollte. Ein jeder dummer Kopf

könte

könte dergleichen platte Gleichnisse erfinden. Allein das Sinnreiche bestehet darinnen, daß man das ähnliche in dem unähnlichen findet: Solertis acutique hominis est cernere quid in rebus multum inter se distantibus simile sit. Denn ob zwar gewiß ist, daß nichts so ungleich unter sich ist, welches nicht in einer gewissen Ansicht übereinstimme, so ist doch nichts destoweniger sehr schwer das besondere Stück dieser Uebereinstimmung in Dingen, die dem Schein nach gantz entfernt sind, auszufinden, ja unter vielen Sachen diejenige auszusuchen, welche in demselben absonderlichen Stüke geschickter als die andern übereinkommt; unangesehen solche übrigens in ihren andern Eigenschaften mehr als andere unterschieden und ungleich seyn möchte. Demnach ist es so fern, daß des Timäus Gleichniß in Absicht auf die Aehnlichkeit zwischen einem Helden und einem Redner mangelhaft sey, daß vielmehr eine nähere Uebereinstimmung zwischen den Personen, wie solche Longin zu verlangen scheinet, ein Fehler seyn, und einen grossen Mangel an Scharffsinnigkeit entdecken würde. Denn welcher blöde Kopf wird nicht ohne einiges Nachdencken einen Helden mit einem andern Helden, Alexander mit dem Hercules oder Achilles, in Vergleichung stellen können? Ich habe dieses zu erinnern um so viel nöthiger gefunden, weil der Deutsche Ubersetzer von Longins Schrift, in seiner Anmerckung über diese

Critische

Critische Stelle, Costars und Bailes zur Vertheidigung dieser Vergleichung angeführte Gründe damit abfertigen wollen, daß er vorgiebt, das Wesen der Vergleichungen beruhe auf einer völligen Uebereinstimmung zweyer Dinge, die mit einander verglichen werden, nicht nur in einem, sondern in den meisten oder in allen absonderlichen Stücken. Die gehörnte Schlußrede, deren er sich bedienet, lautet also: „ Wo es nach den Regeln „ der Beredsamkeit genug ist, wenn man nur „ irgend einige Gleichheit zwischen zwo Sa„ chen anzeigen kan, so darf niemand den „ Timäus mit Recht tadeln. Dafern hinge„ gen diejenigen Dinge, welche verglichen wer„ den, wenn nicht in allen, doch in den mei„ sten Stücken ihrer Vergleichung, mit ein„ ander überein kommen müssen, so hat Lon„ gin recht. Aber das erste kan nicht bestehen, „ weil niemals in der Welt zwey Dinge so „ weit von einander entfernet sind, bey denen „ man nicht etwas übereinstimmendes an„ trifft, folglich wären alle Vergleichungen „ ohne Tadel, sie mögten auch noch so abge„ schmackt seyn, welches doch kein vernünfti„ ger behaupten wird. „ Da aber die Grundsätze, auf welche Hr. Heinnecken seine Schluß-Rede stützet, gantz morsch und falsch sind, so verurtheilet er damit Longins Critick selbst. Denn weil es nach den Regeln der Beredtsamkeit genug ist, daß die Sachen, welche

in Vergleichung kommen, einander nur irgend in einer gewissen Eigenschaft, Beschaffenheit oder Handlung, oder auch die Handlungen nur in einem gewissen Umstand oder Absicht vollkommen ähnlich seyn, so wird selbst nach Hrn. Heineckens Logick folgen, daß Timäus unrecht getadelt worden. Oder welcher Lehrer der Beredtsamkeit hat jemahls gefodert, daß die Sachen in einer Vergleichung in mehr als einem Stücke oder so genannten Tertio nothwendig mit einander übereinstimmen müssen? Und lehret uns nicht das Exempel der alten berühmten Dichter, daß der Lehrsatz, welchen Hr. Heinecken annimmt, die Vergleichungen nach demselben zu beurtheilen, falsch und unbegründet sey, zumahl derjenige, der dieser Richtschnur in seinem Urtheil folgen wollte, nothwendig die meisten Exempel der Gleichnisse, die wir bey Homer und Virgil bewundern, als fehlerhafft verwerffen müßte. Ich will nur zwey solche Vergleichungen aus diesen beyden berühmten Alten anführen. Homerus sagt in seiner Ilias in dem siebenzehenden B. v. 570. „Minerva senckte „ihm die Eigensinnigkeit einer Mücke in die „Brust, die sich frecher Weise auf den Leib „eines Menschen ansetzet, und wiewohl sie „etlichemahl weggejaget worden, nicht nach„giebet, sondern beständig wieder kömmt „ihn zu beissen, und sich mit seinem Blut „zu sättigen. Mit solcher Frechheit erfül-

„lete

„ lete die Göttin dem Menelaus das ver-
„ gällete Hertz an. „ Hier fände Longinus
mehr Ursache mit einer höhnischen Verwunde-
rung auszuruffen: „ Gewiß eine ungemeine
„ Vergleichung des Helden mit einer Mü-
„ ke! „ Wer siehet aber nicht daß der Grund
der Vergleichung lediglich auf der vermesse-
nen und hartnäckigten Blutdürstigkeit dieser
zweyen Wesen beruhet, da sie sonst in an-
sehung ihrer übrigen Eigenschaften so weit von
einander entfernet sind, daß wohl niemand
so leicht eingefallen wäre, daß sie mit einan-
der nur in einem Stücke sollten können ver-
glichen werden. Von solchen Gleichnissen gilt,
was Quintilianus im achten B. C. 3. sagt:
Quo quæque longius petita est, hoc plus offert
novitatis, atque inexspectata magis est. Und
Virgil vergleicht in dem vierten B. der Eneis
v. 402. die einschiffenden Trojaner mit den
Ameisen:

Ac velut ingentem formicæ farris acervum
Cum populant, hyemis memores, tectoque reponunt:
It nigrum campis agmen, prædamque per herbas
Convectant, calle angusto pars grandia trudunt
Obnixæ frumenta humeris, pars agmina cogunt,
Castigantque moras: opere omnis semita fervet.

Ueber diese Stelle hat Servius sehr wohl
erinnert: Ad studium respicit comparatio hoc
loco, non ad personas. Da ist keine Ueberein-
stimmung weder zwischen den Wesen, die in

Vergleichung gestellet werden, noch zwischen ihren Handlungen, noch zwischen derselben Absichten. Der Poet will allein zu verstehen geben, daß der Fleiß und die Emsigkeit der Trojaner in ihrem zwar gantz andern Wercke dem Fleiß der Ameisen in ihrem Bestreben und geschäfftigen Bewegen gleich komme. Er will durch dieses Symbolum nur einen einzigen Umstand in ihrer Arbeit vor Augen legen. Damit ich die Wahl dieses Gleichniß-Bildes weiter rechtfertige, muß ich hier ebenfalls noch erinnern, daß dasselbe eine optische Schönheit hat, indem der Poet die Dido auf einen solchen Gesichts-Punct in der Entfernung gestellet hatte, von welchem ihr diese emsig-beschäfftigten Trojaner kaum grösser, als Ameisen, vorkommen konten. Er sagt v. 408.

> Quis tibi tunc Dido, cernenti talia sensus?
> Quosve dabas gemitus, cum littora fervere late
> Prospiceres ARCE EX SUMMA? - - - - -

Und was die Ausbildung dieses Gleichnisses anbetrifft, so bestehet die Kunst des Poeten darinn, daß er die Emsigkeit dieses kleinen Thiergens recht nachdrücklich zu erheben, sich nur solcher Worte bedienet, welche einen starcken Eindruck bey euch machen, so daß die Beschreibung, wenn man das Wort formicæ in der ersten Zeile ausläßt, euch eine Beschäfftigung weit stärckerer und grösserer Schultern, als der Ameisen sind, vorbildet.

Wenn

Wenn ich nun eben diese angeführten Exempel, und hundert andre Homerische und Virgilische Vergleichungen betrachte, in welcher berühmte Männer und Helden mit Thieren und leblosen Dingen an der Seiten aufgeführet werden, so kan ich ferner keineswegs sehen, daß Longinus Ursache gehabt habe, des Timäus Vergleichung als allzuniedrig und wegen der Ungleichheit der Personen unanständig zu verwerffen; worauf das andere Stuck der Beschuldigung des Timäus beruhet. Ich sehe solches um so viel weniger, da Timäus, wie Costar schon angemercket hat, nicht den Helden mit dem Redner verglichen, sondern bloß die Zeit, welche der Redner zur Verfertigung einer Rede brauchet, gegen diejenige Zeit gehalten, welche der Held zur Eroberung gantzer Länder vonnöthen hat. Die Absicht des Redners Timäus bey dieser Vergleichung war allein die Eilfertigkeit, mit welcher Alexander sich in so kurtzer Zeit von gantz Asien meister gemachet, lebhaft vorzustellen, und nachdrücklich zu erhöhen. Lasset uns nun in dem Grund untersuchen, wie der Redner diese Absicht am besten habe erreichen können.

Ich setze zum Grundsatz, daß eine

gleiche grössere kleinere	Handlung	gleichviel mehr weniger	Zeit fodert.

Folglich ist der erste und unterste Grad der Eilfertigkeit, wenn jemand eine gleich schwere

Handlung in weniger Zeit, als ein andrer verrichtet. Von solcher Art ist eine Vergleichung, die wir bey Isocrates in seiner Rede an den König Philipp finden, deren Inhalt kürtzlich dieser ist: Hercules hat die Stadt Troja zu erobern weniger Tage zugebracht, als die Griechen unter Agamemnons Anführung zu Eroberung eben derselben gantzer Jahre gebraucht haben. Der zweyte Grad der Eilfertigkeit ist, wenn jemand eine grössere und wichtigere Handlung in eben so kurtzer Zeit ausführet, als ein anderer braucht, eine kleinere und leichtere zu verrichten; als wenn ich zum Exempel sage: Alexander hat nicht mehrere Zeit gebrauchet, sich gantz Asien unterwürffig zu machen, als die Griechen, Troja zu erobern. Der dritte und höchste Grad der Eilfertigkeit ist endlich, wenn jemand eine grössere und wichtigere Handlung in kürtzerer Zeit ausführet, als ein anderer eine weit kleinere und leichtere Verrichtung. Von solcher Natur ist nun die Vergleichung, die wir in dem Panegyrico Isocrates finden, welche also lautet: „Woher will man die Ausdrü„cke nehmen, diese Helden zu loben, welche „die Belagerer der Stadt Troja so gar weit „hinter sich zurücke gelassen haben; da diese „mit Eroberung einer Stadt zehen Jahre „zugebracht, so haben die erstern in einer kür„zern Zeit die vereinbarte Macht von gantz „Asien aus dem Feld geschlagen.„ In welchen

chen Worten eine Vergleichung von der Art der folgenden enthalten ist: Alexander hat nicht einmahl so viele Monathe nöthig gehabt, sich von gantz Asien meister zu machen, als die Griechen völlige Jahre, die Stadt Troja einzunehmen. Je grösser nun zwischen zwoen Handlungen der Unterscheid in Ansehung ihrer Wichtigkeit und Schwierigkeit seyn mag, und je grösser der Unterscheid in der Zeit ist, in welcher dieselben ausgeführet werden, nemlich so, daß die grössere Handlung in kürtzerer Zeit verrichtet wird, desto verwundersamer ist auch die Eilfertigkeit. Wenn wir jetzo des Timäus Vergleichung, in welcher er die schnellen Siege des grossen Alexanders dadurch erhöhen will, daß er gantz Asien in kürzerer Zeit eingenommen, als Isocrates seine Rede vor die Kriegs-Erklärung wider Persien vollendet habe, bey diesem Licht beurtheilen wollen, so kömmt es vornehmlich darauf an', ob nicht die Handlung, welche dem Isocrates zugeschrieben wird, nach dem gemeinen Urtheil der Menschen viel leichter und geringer sey, als die Handlung, die Alexander in einer kürtzern Zeit verrichtet hat. Da wir nun, nach Bailes Anmerckung von Natur gewohnt sind, uns einen schier unendlichen Unterschied zwischen der Arbeit eines Landbezwingers und eines Redners einzubilden, massen jedermann gläubet, daß es unaussprechlich leichter sey, Wörter in Ordnung zu brin-

gen, als Königreiche zu erobern, so müssen wir ja nothwendig zugeben, daß Timäus durch diese glückliche Wahl den höchsten Grad der Eilfertigkeit der glücklichen Waffen Alexanders in Bezwingung von gantz Asien gar lebhaft ausgedrücket, und die Verwunderung auf das höchste getrieben habe. Wer muß sich nicht die allergröste Schnelligkeit bey demjenigen Helden vorstellen, der zu so vielen nahmhaften und wichtigen Eroberungen nicht so viel Zeit brauchet, als ein Redner zur Verfertigung einer wiewohl vortrefflichen Rede. Man setze daß Timäus an statt des Redners Isocrates die Griechen, welche mit Eroberung der Stadt Troja zehen Jahre, oder die Lacedämonier, welche mit Einnahme der Stadt Messene zwanzig Jahre zugebracht hatten, in Vergleichung gestellet hätte, so muß man dennoch gestehen, daß denen oben gesetzten Grundregeln gemäß Alexanders Eilfertigkeit um so viel langsamer geschienen hätte, als die Eroberung von Troja oder Messene, nach dem allgemeinen Urtheil der Menschen, die Verfertigung einer Rede an Grösse, Wichtigkeit, und Schwierigkeit weit übertrifft. Und nach diesem Maß müssen auch die von Baile angezogenen Exempel beurtheilet werden; als, wenn es heißt: Dieser Held hat drey Königreiche in kürtzerer Zeit eingenommen, als ein berühmter Geographus zur Verfertigung dreyer Land-Charten angewendet hat;

hat; ein geschickter Kriegs-Baumeister hatte vor diesem mehr Zeit gebrauchet, den Grund-Riß dieser Festung zu zeichnen, als man mit Eroberung derselben zugebracht hat. Hieher gehören auch die Beyspiele, welche Bouhours anführet: „Wenn jemand von Ludwig dem „Grossen sagte, daß er das erste mahl die „Frey-Grafschaft Burgund in einer Zeit „von weniger Tage bezwungen, als man ihm „zu Ehren eine Lob-Schrift aufsetzen könte, „würde ein solcher nach eurem Begriff et„was ungereimtes sagen? Und wenn einer „nach einem so kurtzen und so ruhmwürdigen „Feld-Zug gesagt hätte, diejenigen, welche „dem König zu demselben in gestudierten Re„den glückwünschen mußten, hätten mehr „Zeit zu Verfertigung derselbigen gebraucht, „als er auf diese Eroberung gewendet hat, „glaubet ihr, daß ein solcher Gedancke un„geschickt gewesen wäre?„ Und hieraus läßt sich zugleich abnehmen, wie unbillig der ungereimte Schluß ist, welchen Longinus aus des Timäus Vergleichung herausleiten will, wenn er sagt: „Hieraus würde folgen, daß „Isocrates weit dapferer gewesen wäre, als „die Lacedämonier, welche zwanzig Jahre „mit Eroberung der Stadt Messene zuge„bracht, da Isocrates zur Verfertigung sei„ner Rede nur zehen Jahre gebraucht hat.„ Könte man nicht mit eben so viel Recht aus denen eben angeführten Exempeln einen gleich-

 mäs-

mässigen Schluß ziehen: Diesemnach hat ein Geographus, der in kürtzerer Zeit eine Land-Charte verfertigt, oder ein Feldbaumeister, der in weniger Monathe eine Stadt in Grund legete, oder ein Panegyrist, der nicht so viel Zeit nöthig hat, seine Glückwünschungs-Rede zu verfertigen, mehr Dapferkeit, als der Held, welcher zur Eroberung einer Stadt oder eines Landes eine längere Zeit angewendet hat. Und ich will setzen, daß Isocrates in zehen Jahren verfertigte Rede, eine Ermahnung an Alexander gewesen wäre, in welchem Fall sie so wohl Heinecken als Bouhours von allem Tadel loß sprechen, würde nicht dem ungeacht Longins ungereimte Folgerung auch alsdann noch Platz haben? Ohne Zweifel, doch könte sie nicht unbegründeter seyn, wie Costar in folgenden Worten deutlich dargethan hat: „Was vor eine Folgerung, sagt „er, ist dieses? Hat Timäus von Isocrates „Dapferkeit geredet? Heißt das eigentlich „einen Redner mit einem Landbezwinger vergleichen, wenn man die Zeit, welche jener „zu der Verfertigung, und dieser zu der Eroberung gebraucht hat, gegen einander „vergleichet? Wiewohl es wahr ist, daß „zwischen zwey gantz verschiedenen Handlungen keine Gleichheit ist, folget denn daraus, „daß auch keine zwischen der langen und kurzen Zeit sey, die sie währen?„ Und wenn wir gleich setzen würden, daß Longin mit seiner

ner Folgerung nicht auf die Dapferkeit, welche der Grund dieser Vergleichung nicht seyn kan, sondern auf die Zeit gesehen habe, so hat desselben Schluß auch in solcher Absicht keinesweges Platz, denn wenn schon wahr ist, daß der, welcher eine grosse Handlung in einer kürtzern Zeit verrichtet, schneller und geschickter ist, als ein anderer, der über einer leichtern That mehr Zeit zubringet, so folget darum nicht, daß derjenige, der ein geringeres und leichteres Werck in kürtzerer Zeit in Stand bringet, auch fertiger und geschickter sey, als der welcher mehr Zeit brauchet, ein weit schwereres und grösseres Werck auszuführen; zumahl nach denen oben ausgemachten Regeln ein kleineres Werck allemahl weniger Zeit erfordert, und die Verrichtung eines solchen nichts verwundersames in sich hat. Nun ist aber eben dieses der unbillige Schluß Longins, mit welchem er des Timäus Vergleichung recht lächerlich machen will; denn wenn er also sagt: Isocrates hat seinen Panegyricum in kürtzerer Zeit vollendet, als die Lacedämonier die Stadt Messene erobern mögen; so wird sich wahrhaftig niemand über Isocrates Schnelligkeit verwundern, angesehen diese zwo Verrichtungen augenscheinlich verschieden sind. Ein jeder wird leicht begreiffen, daß die Aufsetzung einer Rede natürlicher Weise nicht so viele Zeit kostet, als die Eroberung einer mächtigen Stadt.

Wie-

Wiewohl nun dieses genug seyn könte, den Ungrund und Unfug des Gespöttes, welches Longinus über diese Vergleichung des Timäus führet, an den Tag zu legen, so will ich dennoch zu desto gründlicher Erläuterung dieser Sache noch zwo Anmerckungen hinzufügen. Die erste ist, wenn schon in solchen Vergleichungen, wo es hauptsächlich um die Geschwindigkeit in Vollstreckung gewisser Handlungen zu thun ist, die Handlungen nicht nothwendig von einer Art und Gattung seyn müssen, sondern gantz verschiedene Handlungen neben einander in Vergleichung kommen können, so müssen diese Handlungen bey dem Unterschied ihrer Grösse nichts destoweniger darinnen übereinstimmen, daß rühmliche und wichtige Handlungen mit rühmlichen und wichtigen verglichen werden. Wenn ich also in meinen oben gestellten Regeln von kleinern und leichtern Handlungen geredet habe, so verstehe ich solche, die zwar in Vergleichung mit höhern und wichtigern gering scheinen, aber dennoch vor sich selbst betrachtet ein besonderes Gewicht und Würdigkeit haben, weil nicht wenig Kunst, Müh und Geschicklichkeit dazu gehöret, und sie daher auch Ruhm und Ehre bringen können; denn was an sich selbst keine Würdigkeit hat, kan unmöglich dienen, die Würdigkeit eines andern Gegenstandes zu erhöhen, und es ist kein Ruhm, solche Sachen zu übertreffen. Nun ist des Timäus Verglei-

gleichung auch in dieser Absicht mehr zu loben als zu tadeln; denn wiewohl die Verfertigung einer Rede vor ungemein leichter gehalten wird, als die Eroberung so vieler Provinzen und Königreiche, so hat dennoch auch diese Arbeit vor sich selbst ihre besondere Würdigkeit, vornehmlich in Absicht auf das Ansehen, welches geschickte Redner in den freyen griechischen Staaten jederzeit gehabt haben, daher Virgil das Bild eines solchen Redners würdig genung geachtet hat, die grosse Macht und geschickte Leichtigkeit vorzustellen, mit welchen der Gott Neptunus das wütende Meer bestillet hat, wenn er in dem ersten Buch der Eneis v. 148. sagt:

Ac veluti magno populo cum sæpe coorta est
Seditio, sævitque animis ignobile vulgus;
Jamque faces & saxa volant; furor arma ministrat:
Tum pietate gravem ac meritis si forte virum quem
Conspexere silent; arrectisque auribus adstant:
Ille regit dictis animos & pectora mulcet.
Sic cunctus pelagi cecidit fragor, æquora postquam
Prospiciens genitor &c.

Und Timäus hat sehr geschickt nicht etwan einen unbekannten Stümper, sondern den berühmten Isocrates, und unter dessen Reden diejenige gewehlet, an die er die meiste Kunst, Arbeit und Zeit gewendet, die ihm darum auch einen unsterblichen Ruhm zuwegen gebracht, und von welcher er selbst mit dem

dem grösten Zutrauen schier ruhmräthig gesagt hat: „Was mich anbelanget, wenn „meine Rede nicht so beschaffen seyn wird, „wie es die Würde meiner Materie erfordert, und wie mein vordem erlangter Ruhm, „und die lange Zeit, so ich auf die Ausarbeitung derselben gewendet, und sonst gelebet habe, von mir versprechen, so verlange ich nicht, daß man mir es verzeihe, „sondern bin es zufrieden, daß mich jedermann auspfeiffe und verachte.„

Man muß sich auch nicht einbilden, als ob Timäus die Langsamkeit Isocrates in Verfertigung dieser Rede vor tadelhaft angesehen, und nur in diesem Absehen gewehlet hätte, Alexanders Schnelligkeit im Ueberwinden dadurch zu erhöhen. Ich glaube vielmehr, daß Timäus durch diese geschickte Verkleinerung des Isocrates, in sofern er mit dem grossen Alexander verglichen wird, das Lob dieses wohlberedten Mannes zugleich habe erhöhen, und dadurch zu verstehen geben wollen, daß eine einige Rede, an welche Isocrates alle Kräfte seiner Kunst angewendet, ihn so weit erhoben habe, daß er verdiene, einiger Massen mit dem grösten Weltbezwinger in Vergleichung gestellet, und zugleich mit dem Ruhm und Nahmen desselben verewigt zu werden. Es mag auch seyn, daß Horatius dieses Exempel Isocrates vor Augen gehabt, als er in der poetischen Kunst den römischen Scribenten auf das ernstlichste anbefohlen hat:

- - Vos

. . . . Vos ô
Pompilius sanguis carmen reprehendite, quod non
Multa dies, & multa litura coercuit, atque
Perfectum decies non castigavit ad unguem.

Und ein wenig weiterhin:

. . . . Si quid tamen olim
Scripseris, in Metii descendat judicis aureis,
Et patris, & nostros: nonumque prematur in annum.

Hieraus kan Hr. Heinecken sich belehren lassen, wie übel ihm seine Widerlegung Costars gerathen sey, wenn er vermeinet, daß man mit eben soviel Recht den Alexander mit einem Buchdrücker vergleichen könnte, weil ein solcher nicht soviel Zeit brauchet, ein Buch zu drucken, als Isocrates seine Rede aufzusetzen. Er beliebe sich zu erinnern, daß ein Buchdrücker, wie ein anderer Mechanicus, um das Tagelohn arbeitet, und also mit seiner Verrichtung keinen Ruhm verdienet; und ob der Nutzen dieser Kunst gleich unbeschreiblich ist, so fällt doch alles Lob, welches derselben mit Recht kan beygeleget werden, auf den Erfinder zurücke.

Die andere Anmerckung, die ich zu mehrerer Erklärung dieser Materie anführen will, ist diese: Ob die Handlungen gleich nicht nothwendig von einer Art und Gattung seyn müssen, erhält dennoch die Vergleichung einen mercklichen Zusatz an Schönheit

heit und Vollkommenheit, wenn sich zwischen denen ungleichen Handlungen einige Ubereinstimmung befindet; ja je genauer diese Ubereinstimmung in entfernten Handlungen ist, desto grösser ist auch die ergezende Vollkommenheit einer Vergleichung. Der vermeinte Mangel dieser Ubereinstimmung ist eben dasjenige, was die Tadler in der Vergleichung des Timäus am meisten ärgert. Sie sagen: Was ist wohl vor eine Ubereinstimmung zwischen dem grossen Alexander und dem Isocrates? Jener erobert Länder, dieser schreibet eine Rede. Alleine diese Tadler verrathen eben dadurch ihre Unwissenheit. Warum sollte nicht zwischen einem grossen Helden, der durch seine siegreiche Waffen gantze Länder bezwinget, und zwischen einem geschickten Redner, der durch die Macht seiner Beredtsamkeit die Gemüther bezwingen und die empörten Leidenschaften überwältigen kan, eine angenehme Harmonie anzutreffen seyn? Man sehe nur auf die Macht, und die Würckungen der Beredtsamkeit, wie Virgil solche in den oben angeführten Versen vorstellet, und wie Cicero sie in dem ersten B. von dem Redner beschreibet, wenn er unter anderm sagt: Quid tam potens atque magnificum, quam populi motus, judicum religiones, senatus gravitatem, unius oratione converti? Quid porro tam regium, tam liberale, tam munificum, quam

quam opem ferre supplicibus, excitare adflictos, dare salutem, liberare periculis, retinere homines in civitate? Kan von einem Helden und seinen Verrichtungen leicht etwas grössers gesagt werden? Daher Cicero in den nächstfolgenden Worten von seinem Redner nicht anderst, als von einem dapfern Soldaten redet: Quid autem tam necessarium, quam tenere semper arma, quibus vel tectus ipse esse possis, vel provocare improbos, vel te ulcisci lacessitus? Darum ist auch die Beredtsamkeit in Ansehen ihrer Kraft und Würde von den Alten gar oft mit der Krieges-Kunst verglichen worden, wie man davon Cicerons Rede zur Vertheidigung des L. Murena nachsehen kan, wo dieser Vater der Wohlredenheit diese Materie weitläuftig ausführet, und unter anderm saget: Duæ sunt artes, quæ possunt locare homines in amplissimo gradu dignitatis: una Imperatoris, altera oratoris boni: ab hoc enim pacis ornamenta retinentur: ab illo belli pericula repelluntur. Mit welchen Worten Cicero die Frage, was vor eine Ubereinstimmung zwischen einem Helden und einem Redner sey, für mich beantwortet hat.

Wenn wir izo den Isocrates und dessen von Timäus angeführte Rede insbesondere betrachten, so wird sich noch klärer zeigen, daß Timäus durch die Erwehlung dieses Gleichniß-Bildes seiner Vergleichung

diejenige Vollkommenheit zugeleget hat, derer sie fähig gewesen ist; zumahlen derselbe sich in den Briefen an Philippus zum öftern mit diesem König in Vergleichung stellet, und sonst von der grossen Würckung seiner Reden nicht anderst spricht, als ein grosser Feldherr von seinen kriegerischen Verrichtungen. Betrachtet zum Exempel die Stelle, welche sich gegen dem Ende seiner Rede an den Macedonischen König befindet: „ Daher wird mir niemand das Lob versagen können, daß ich mit der Macht, die ich besitze, unaufhörlich mit den Persen Krieg geführet, indem ich theils diejenigen in meinen Reden angegriffen, welche meinen Gedancken nicht Beyfall gegeben, theils die auf das nachdrücklichste angespornet habe, welche am meisten beytragen können, daß den Persen ihre Schätze und Reichthümer hinweggenommen und den Griechen zugewendet werden.„

Ihr sehet da, wie dieser Redner die gröste Zeit seines Lebens mit den benachbarten Barbarn Krieg geführet hat. Und wenn wir den Inhalt der Rede Isocrates einsehen, welche Timäus unter dem Titel anführet, Aufmunterungs-Rede, mit Absicht auf den Persischen Krieg, so finden wir, daß Timäus solche nicht alleine wegen der grossen Kunst, Mühe und Zeit, die darauf gewendet worden, sondern auch der beque-

men

men Materie halber, die ihre nothwendige Beziehung auf Alexanders Handlung hat, vor andern gewehlet habe. Isocrates sucht nemlich darinnen die Griechen mit allen ersinnlichen Gründen zu überreden, daß sie in Gesellschaft mit dem Macedonischen König, die Persische Monarchie mit Krieg überziehen sollten; daher auch Timäus diesen Inhalt der Rede des Isocrates deutlich ausgesetzet, und sie nicht bloß als eine Aufmunterungs-Rede, sondern als eine solche mit Absicht auf diesen Krieg angezogen hat. Und wiewohl Isocrates diese Rede, welche unter dem Titel Panegyricus bekannt ist, nicht an Philippus gerichtet hat, so wird sie dennoch vor die erste philippische gesetzet, weil sie mit der andern, die eigentlich an diesen König gestellet ist, einerley Inhalt hat, wie Isocrates selbst in dem Eingang seiner Rede an Philippus bezeuget: „Ich „finde, daß dieser Staat auf keine andere „Weise zur Ruhe kommen werde, wofern „nicht die mächtigsten Staaten unter ih„nen selbst Friede machen, und den Schau„platz des Krieges in Asien versetzen, wie „ich in dem Panegyrico dazu gerathen habe.„ Und gleich nach diesem setzet er fehrner hinzu: „Ich sehe auch, wie schwer es sey, „über eine Materie zwo tüchtige Reden „zu halten, vornehmlich wenn diejenige, „die zuerstgeschrieben ward, so wohl gera-

„ then ist, daß sie unsere Mißgünstigen
„ selbst nachahmen, und mehr als diejeni-
„ gen bewundern, welche sie über Verdie-
„ nen preisen.„

In welchen Worten Isocrates selbst den Panegyricus wegen des gleichmässigen Inhalts als die erste philippische Rede betrachtet, wozu noch kommt, daß die andere an Philippus gerichtete Rede den Titel Panegyricus eben so wohl verdienet, als die erste, weil er darinnen den Macedonischen König nach Hermippus Anmerckung unter dem Schein einer Lob-Rede zum Persischen Krieg aufmuntert. Ob auch gleich diese zweyte Rede, die mit dem Panegyricus einerley Inhalt hat, nicht an Alexander, sondern an dessen Vater, den König Philippus, gerichtet ist, so berichtet uns doch der eben angeführte Hermippus, dieselbe habe zwar bey dem Vater keinen Eingang gefunden, aber etwas späther bey dem grossen Sohn desselben würcklich so viel vermocht, daß er den Darius Ochus mit Krieg überzogen habe. Bey diesem allem darf man dennoch vorgeben, daß die Rede Isocrates keine Gemeinschaft mit Alexander und seinen Siegen habe. Und wenn Hr. Heineken diese Vergleichung für untadelhaft erkläret, wenn sie dergestalt geändert wird: Alexander hat gantz Asien in kürtzerer Zeit erobert, als Isocrates brauchte, ihn zum

Kriege

Kriege wider Persien anzumahnen; was findet er denn in des Timäus Vergleichung mit Grund auszusetzen, welche soviel saget, als: Alexander hat gantz Asien in kürtzerer Zeit erobert, als Isocrates nöthig gehabt, diejenige bewegliche Rede zu verfertigen, mit welcher er anfänglich die Griechen, hernach den König Philippus zum Krieg wider Persien aufbringen wollen, und welche den Alexander bewogen hat, daß er dasselbe würcklich mit Krieg überzogen hat.

Alleine die von Hrn. Heinecken verbesserte, und vor untadelhaft erklärte Vergleichung kömmt mir, wenn ich die Wahrheit gestehen soll, für weit ungeschickter vor, als dem Longinus des Timäus seine mag vorgekommen seyn. Denn erstlich hebet diese Verbesserung die Vergleichung zwischen Alexander, und Isocrates, und zwischen beyder Arbeit gäntzlich auf, der Nahme Isocrates stehet darinne gäntzlich müssig, und Heinecken sagt nicht mehr, als: Alexander hat gantz Asien in kürtzerer Zeit erobert, als er sich dazu hat bereden lassen, oder, als er sich dazu hat entschliessen können. Soll aber zum andern dieses eine verwundersame Schnelligkeit anzeigen, wenn ich sage: Er hat ein grosses Werck in kürtzerer Zeit ausgeführet, als er in den Gedancken damit umgegangen war, eh und bevor er sich dazu entschliessen können. Ist nicht einem

jeden bekannt, daß die Klugheit in wichtigen Unternehmungen eine langsame Ueberlegung erfordert, nach der gemeinen Spruch-Rede: Priusquam incipias consulto, & ubi consulueris, mature facto opus est. Hr. Heinecken vergleicht Alexandern mit ihm selbst, sein Leiden mit dem Thun, seine Unschlüssigkeit mit der Eilfertigkeit in der Ausführung.

Da ich einmahl die Freyheit genommen habe, mein Befindniß Longins Urtheil in einem Stücke entgegen zu setzen, will ich fortfahren, und noch ein Urtheil dieses griechischen Kunstrichters, womit er die Beschreibung Homers von der erstaunlichen Schnelligkeit der Götter-Pferde bis auf das unglaubliche vergrössert, mit eben so vieler Dreistigkeit untersuchen. Homerus hat in dem fünften B. der Ilias v. 770. die leichten Sprünge dieser Pferde mit folgender erhabenen Vergleichung gemessen: „So „weit ein Mensch, der seine Augen von „einer hohen Warte ungehindert über das „weite Meer schweiffen läßt, den Luft-Raum „übersehen kan, so viel Weges legen die „muthigen Pferde der Götter in einem „einzigen Sprunge zurücke.„ Das Maß eines solchen Sprunges ist so verwundersam erhaben, daß es, wie Longinus wohl angemercket hat, die Hoheit der Götter selbst zu erkennen giebt; aber bey dieser Erhaben-

heit

heit ist es doch nicht unbescheiden, noch ungeheuer, und darum auch nicht unwahrscheinlich. Die Sache ist so weit getrieben, als sie ohne Abbruch der Wahrscheinlichkeit kan getrieben werden; je weiter man dieses Maß übersteiget, desto weiter übersteiget man die Glaubwürdigkeit. Wiewohl aber Longinus diese Beschreibung Homers als ein Exempel des Erhabenen angeführet hat, und sie allem Ansehen nach loben will, so ist doch das Lob, welches er ihr beyleget, so falsch und so ungeheuer, daß es einem Tadel gantz ähnlich siehet. Denn erstlich thut Longinus dem griechischen Poeten unrecht, wenn er ihm andichtet: **Er messe den Sprung dieser Pferde nach der Länge des Erdbodens.** Homerus ist nicht so unbescheiden. Er wollte durch diese Beschreibung den geschwinden Pferden der Götter die gröste Behendigkeit beylegen, die mit der Wahrscheinlichkeit bestehen konnte, und darum machet er einen einzigen Sprung derselben schier ungläublich groß, doch nimmt er sich in Acht, daß er ihnen noch Raum genug übrig läßt, den Leser noch mehr dergleichen Sprünge erwarten zu lassen. Er mißt ihren Sprung nicht nach der Länge des Erdbodens, oder des gantzen Welt-Raumes, sondern nach der Weite, welche das menschliche Gesicht erreichen mag. Da der Poet den Göttern den Gebrauch der Pferde andichtete, war er

nicht so unbescheiden, daß er die Möglichkeit dieses Gebrauches durch eine ungeheure Vergrösserung auf einmahl umstossen wollte; denn wenn die Weite des Welt-Raumes das Maß eines einzigen Sprunges seyn soll, so wird sich wohl niemand einbilden können, wie sie sich solcher auf ihren Reisen, insonderheit zu den Einwohnern der Erden, haben bedienen können; Und wie muß es wohl zugehen, wenn etliche Götter zugleich reisen, und dergleichen ungeheure Sprünge von einem Ende des Himmels biß zum andern zugleich geschehen sollen? Wenn Homer von den Reisen redet, die seine Götter zu Fuß oder auf dem Wagen machen, ist er niemahls so ausschweiffend. Gleich bey Anfang des dreyzehnten B. der Ilias, wo er Neptuns Reise von dem Samothracischen Gebürge nach der Stadt Aeges beschreiben will, sagt er: Er habe kaum drey Schritte gethan, und sey in dem vierten daselbst angekommen; Man setze aber, daß er sich zu dieser Reise derjenigen Pferde bedienet hätte, welche Longinus hier den Göttern vorreutet, und sage mir denn, wie es möglich gewesen wäre, daß er jemahls in Eubóa hätte kommen können.

Zudem ist ja offenbar, daß Longinus, indem er das homerische Maß dieser Sprünge so ungeheuer vergrössert, den griechischen Dichter eines Mangels der vollkommenen Erhabenheit bezüchtiget, da er sich zugleich getrauet,

trauet, diesen Mangel mit seinem ungemessenen Zusatz zu verbessern. Was sagen aber die geschworne Verfechter Longins zu dieser ausschweiffenden Verbesserung der homerischen Beschreibung? Sie wollen behaupten, Longin habe diese homerische Beschreibung nicht nur gebilliget, sondern durch eine geschickte und kühne Nachahmung noch übertroffen. Selbst diese Vertheidigung derselben ist in dem Grund betrachtet nicht viel besser als eine neue Beschuldigung, mit welcher sie unwissendlich ihren liebsten Criticum einer Unbescheidenheit in den Gedancken anklagen. Sie sagen nemlich, dem Homer sey seine Beschreibung trefflich wohl gerathen, und sie sey groß genung, aber Longin mache die Sache noch grösser. Heißt nicht dieses bekennen, Longin habe das wahre Maß überschritten, und das, was groß genung war, durch einen ungemessenen Zusatz ungeheuer gemachet? Oder, kan das ein Lob ungemeiner und erhabener Dinge seyn, wenn ich sage, sie seyn grösser, als groß genung? Ich will mir vorstellen, Longinus habe sich über die Beschreibung Homers ungefehr dergestalt erkläret: „Sehet, wie dieser Poet bey „seiner Erhabenheit dennoch so eingezogen „und bescheiden ist! Er mißt den Sprung „dieser Pferde nicht nach der Länge des Erd„bodens; Denn wer müßte nicht bey einer „so ungeheuren Vergrösserung gedencken:

„ Wo diese Pferde noch einen solchen Sprung „ thun wollten, so würden sie ja keinen Platz „ mehr auf der Erden finden. „ Wahrhaftig, wenn Longinus sich dergestalt erkläret hätte, so würde jedermann Ursache finden, dieses richtige Urtheil zu bewundern, und darinnen ein feines Lob Homers, und denjenigen guten Geschmack des Critici erkennen, welchen er in der That in der acht und dreyssigsten Abtheilung seines Werckgens zu jedermannes Ueberzeugung an den Tag geleget hat, wenn er daselbst ins besondere folgende Regel vorschreibet: „ Man muß wissen, wie „ weit sich das Maß und die Grentzen einer „ jeden Sache erstrecken. „ Ich wünschte vor den grössern Ruhm Longins, daß ein gelehrter Criticus durch eine glückliche Ausbesserung des mangelhaften griechischen Textes dergleichen Gedancken darinne finden könnte, wie ich mir oben vorgestellet habe, daß Longinus sollte vorgetragen haben.

Der vierzehnte Abschnitt.

Von den Gleichnissen in Brockes irdischem Vergnügen in GOtt.

Das verdiente Lob dieser Gedichte wird in seine Schrancken gefasset. Seine Beschreibungen sind mehr historisch und physicalisch als poetisch. Wie geschickt er die mannigfaltig gemischte Farbe des Grases beschrieben habe. Seine fruchtlose Bemühung einen allgemeinen und klaren Begriff durch einen seltenen und unbekannten zu erklären. Hallers poetische Beschreibung des Grases. Brockes macht sich verdächtig, daß er die Armuth der Natur durch einen entlehnten Reichthum habe verbergen wollen. Eiteler Einwurf, den er sich selbst machet, daß der Farbe der Blumen einige andere an Schönheit gleich komme. Hallers kürtzere und nachdrücklichere Vorstellung der Farbe der Blumen. Geschicklichkeit der Brokesischen Vergleichung des Schmuckes der Blumen mit einer Reihe Frauens-Personen, einem Regenbogen, dem Abend-Stern. Seine Verschwendung der Rubine und Diamante in der Beschreibung des Morgens. Homers und Virgils Beschreibungen des Morgens. Brockes eitele Bemühung die Wercke der Natur durch die Wercke der Kunst in ein höheres Licht zu setzen. Oeftere Wiederholungen des Einfalls, daß die beblühmte Erde ein grüner Himmel sey. Seine geschickte Vergleichung der sanften Bewegung eines Kornfeldes mit den Wellen. Wie Homer dieses Gleichniß-Bild schon angewendet. Brockes glückliche Beschreibung des Schnee-Gestöbers mit einem ströhmenden Fluß. Seine poetische Beschreibung des Winters, mit Virgils seiner verglichen. Verzeichniß von mehrern geschickten Vergleichungen in diesen Gedichten. Anzeigung der Originale derer drey ausführlichen Vergleichungen, welche Weichmann in der Vorrede zu dem ersten Theile den Gleichnissen der alten Poeten an die Seite gestellet hat.

HErrn Rathsherrn Brockes Irdisches Vergnügen in GOtt ist eine reiche Sammlung mancherley Beschreibungen und Schildereyen der Wercke und Wunder GOttes in der Natur; Es ist voll der absonderlichsten Stücke von Blumen, Früchten, Bäumen, Garten, Aussichten, Gefilden, Landschaften, der merckwürdigsten Erscheinungen in dem Himmel, und in den Bewegungen der Thiere; wozu noch etliche musicalische Stücke, wie auch einige Betrachtungen der Ursachen und Würckungen der Dinge kommen. Der erbauliche Inhalt und der gottselige Zweck des Verfassers verdienen schon vor sich allein das höchste Lob, wenn gleich die Vortrefflichkeit der Gedichte, bevorab einiger Stücke, welche schwerlich besser hätten gerathen können, nicht dazu käme. Und ich gestehe mit Vergnügen, daß ich dieses Buch über eine grosse Menge unserer deutschen Gedichte hinauf stelle; ich glaube auch, daß ein geschickter Kunstrichter von zärtlichem Geschmack aus den fünf Banden dieser Sammlung durch eine feine Wahl der besten Stücke einen mässigen Band ausmachen könnte, welcher in seiner Art beynahe unverbesserlich seyn würde. Aber wenn der bekannte Herr, der die Vorrede zu dem ersten Theil dieses vortrefflichen Buches gemachet hat, uns überreden will, es sey in diesen Schriften nicht eine Sylbe gesetzet, die man mit Fuge als über-

überflüssig weglassen könnte, oder da es so leicht möglich wäre, sie mit einer bessern zu verwechseln; wenn er ferner hinzusetzet, daß dieses Werck keinem Poeten im geringsten nachzusetzen, zu welcher Zeit, und in was für Sprache er auch geschrieben habe; und dann in seiner gereimten Aufschrift diesen über die Schnur gespannten Lob-Spruch mit einer mehr als poetischen Freyheit dergestalt ausführet:

In Sing-Gedichten ist er unser Pindarus;
In Schriften der Natur mehr als Lucretius;
In Lehr-Gedichten kan kaum Flaccus ihn erreichen;
Satyren machen ihn zum deutschen Juvenal;
In Uberschriften weicht er keinem Martial;
In Lob-Gedichten muß fast Claudian ihm weichen;
In seinem Mord-Gedicht ist er ein Statius;
In Hirten-Liedern gleicht er dem Theocritus;
Im Ubersetzen kan kein Eoban ihm gleichen.

So kan ich nicht bergen, daß die Unbescheidenheit dieser überspannten Lobes-Erhebungen bey mir mehr Verdruß als Wohlgefallen verursachet; Und wenn ich die Verdienste des Hrn. Brockes um die Dicht-Kunst an mir fände, so würde mich eine so niedrige Schmeicheley in keinen Weg kützeln, weil ich sie alsdann vor meinen Ruhm vor eben so nachtheilig halten würde, als eine heimliche Verunglimpfung. Denn wenn wir gleich annehmen wollten, daß diesem Wercke der höchste

höchste Grad der Vollkommenheit beyzulegen wäre, so müßten wir dennoch gestehen, daß die Beschreibungen nur ein Theil der Beredsamkeit, und zwar der leichteste seyn, bey welchem man vormahlen die jungen Leute ihre Uebungen, als bey den ersten Elementen hat anfangen, und ihre noch unsichere Kräfte versuchen lassen. Mithin erlaubet mir die critische Gerechtigkeit nicht, das Lob dieses Buches so hoch zu treiben, als ob alle Schildereyen desselben ohne Ausnahm unverbesserlich wären, und die höchste Vollkommenheit, deren sie fähig sind, erreichet hätten; Und die Unbescheidenheit solcher schamloser Schmeichler beweget mich, daß ich mein Urtheil desto dreisiger wage, in der Hoffnung, ihnen eine Röthe auszujagen, wobey ich dennoch eine gerechtere Hochachtung vor dieses vornehmen Mannes wahre Verdienste um die Poesie in dem Hertzen übrig behalte, als diese prahlenden Lobredner. Mich dünckt aber, daß den schönsten von seinen Beschreibungen noch öfters Fehler von dem unreinen Geschmack des Marino ankleben; daß er in der Ausbildung seiner Sachen nicht nur freygebig, sondern verschwenderisch ist; daß er seine Gemählde mehr durch die hohen und heitern Farben, als durch die künstliche Uebereinstimmung mit dem Urbild zu erheben suche, daher denn rühret, daß die überflüssige Auszierung, dadurch das wahre Maß der Natur

Natur aus der Acht gelassen wird, öfters die wesentlichen Schönheiten deren Dinge, die er beschreiben soll, nur verdunckeln. Ich verlange dieses Urtheil niemand durch mein Ansehen aufzudringen, wie der Urheber der oben gemeldeten Vorrede mit seinen Lobsprüchen thut, sondern ich halte mich gefasset, einige von denen Stellen, die ich vor fehlerhaft ansehe, und welche mein obiges Urtheil veranlasset haben, gründlich zu untersuchen; Mithin aber werde ich mit dem grösten Vergnügen, dasjenige, was ich in eben denselben Stellen vor schön erkenne, auch als schön anpreisen, und allemahl den Grund davon anzeigen, weil meine unpartheysche Liebe zu der Wahrheit sich ohne zulänglichen Grund eben so wenig weiß machen läßt, daß etwas lobenswürdig, als, daß etwas anders tadelhaft sey. Sonst habe ich dieser Untersuchung hier einen Platz eingeräumet, weil der Gebrauch der Gleichnisse ein hauptsächliches Theil von der Kunst zu beschreiben ausmachet, und Hr. Brockes sich derselben schier durchgehends bedienet hat.

Er beschreibet in dem ersten Theil die Farbe des Grases:

Die Farbe scheinet zwar, von weitem allgemein
Und einerley zu seyn;
Doch da auf jedes Blatt das Licht verändert stralet,
Wird jedes auch dadurch absonderlich gemahlet.
Bey vielen siehet man auf den gebog'nen Spitzen
Im glatten Wieder-Schein' ein glänzend Lichtgen blitzen,
Durch

Durch viele, die durchsichtig, stralt und bricht
Ein durch hr zartes grün gemildert, gelblich Licht,
So schön, daß kein Smaragd so grün, so klar, so rein,
Als die durchsichtigen bestralten Spitzen seyn.

Und gleich in dem Verfolge:

Ja dieß verschiedne Grün, das Aug und Hertz erfrischt,
Ist so verwunderlich, so angenehm vermischt,
Daß man Smaragd und Chrysolith
So stralend sich kaum gläntzen sieht.

Ich muß vor allen Dingen erinnern, daß Hr. Brockes in seinen Beschreibungen mehr ein Historicus als ein Poet ist; Er stellet uns die Sachen, die er beschreiben will, nicht nur etwan von derjeniger Seiten vor, die vor andern einen starcken Eindruck auf das Gemüthe des Lesers machet, sondern er giebt uns dieselben in allen möglichen Gesichts-Puncten zu besehen, und es ist so ferne, das er seine Schildereyen durch eine geschickte Wahl der vornehmsten und wichtigsten Umstände zu beleben suche, daß er vielmehr mit der grösten Sorgfalt eines Naturforschers bemühet ist, auch die kleinsten Umstände einer Sache aufzusuchen, und keinen einzigen dahinten zu lassen. Eine solche genaue Sorgfalt erforderte der Zweck des Verfassers, der sich vorgenommen hatte, die unendliche Macht und Weißheit des Schöpfers der Natur in der Mannigfaltig-

keit

keit seiner Wercke jedermann zur Verwunderung deutlich vor Augen zu legen: Und nach diesem Zweck muß auch die Kunst dieses poetischen Natur-Lehrers, die er in der Ausführung erwiesen hat, beurtheilet werden. Grad die angezogene Beschreibung des Grases im Frühling ist so ausführlich und historisch, daß sie ausser diesem Zweck nicht könnte gebrauchet werden. Virgil sagt mit wenig Worten: Injussa virescunt gramina; und an einem andern Ort: Ante novis rubeant quam prata coloribus. Ich finde auch die Kunst des Poeten in Beschreibung der mannigfaltig abwechselnden Farbe des Grases alles Lobes würdig: Aber die eingeschobenen Zeilen,

So schön, daß kein Smaragd so grün, so klar, so rein
Als die durchsichtigen bestralten Spitzen seyn.

Und:

Daß man Smaragd und Chrysolith
So stralenreich kaum glänzen sicht.

setzen zu dem Begriff nichts hinzu, und können dem Leser ohne Schaden weggelassen werden. Da die gantze Erde von dem Schöpfer mit Grase bekleidet worden, so haben den Begriff von der Farbe desselben alle Menschen auf dem Erdboden mit einander gemein, er ist auch so klar und bekannt, als irgend einer seyn kan; hingegen ist der Begriff von der Farbe der erwähnten seltenen Edelsteine in der wenigsten Leute Gemüthe.

Wer siehet aber nicht, wie vergeblich es sey, einen allgemeinen und klaren Begriff durch einen seltenen und unbekannten erklären wollen? Für diejenigen, welche von der Farbe des Smaragds und dessen Glantze keinen Begriff haben, sind diese Zeilen überflüssig, müssig und dunckel; und denjenigen, die einen Begriff davon besitzen, vermehren sie doch die Klarheit des Begriffes von der Farbe des Grases nicht. Man könnte zwar zur Entschuldigung des Poeten einwenden, er habe durch diese Vergleichung nicht so fast die Klarheit des Begriffes, als die Verwunderung über die Schönheit des Grases erhöhen wollen, weil die Menschen überhaupt die Edelsteine wegen ihrer Seltenheit und Glantzes hochzuschätzen pflegen. Alleine, da die Poeten zugleich Lehrer der Weißheit seyn sollen, so wünschte ich daß dieselben dem falschen Wahn der Unweisen niemahls, aber am allerwenigsten in Lehrgedichten, schmeichelten; und, daß sie sich in ihren Schriften durch das unbescheidene Prangen mit Gold, Silber, Edelgesteinen und andern Kostbarkeiten nicht selbst verdächtig macheten, daß sie diesen Dingen noch eine ziemliche Hochachtung vergönnen. Die erste Regel der Wohlredenheit lautet: Folge der Natur. Nun sehen wir ja, daß die Natur, die in ihrer nackten Einfalt verwundersam prächtig ist, diese gläntzenden Kostbarkeiten mit Fleisse tief

in

in dem Schooß der Erden verborgen hält, und gantz sparsam damit umgehet, und daß eben diese Seltenheit ihnen bey den thörigten Menschen eine solche Hochschätzung zuwege gebracht hat. Ein gewisser französischer Kunstrichter hat Homer als einen Fehler vorgerücket, daß er in einer Stelle eine allzugrosse Hochachtung für das Gold habe blicken lassen; Was würde eben dieser Criticus wohl von den Schildereyen unserer heutigen Dichter sagen, die überall mit Edelsteinen versezet, und in Gold und Silber eingefasset, das aufmerckende Auge so sehr blenden, daß es auf die wahre Schönheit des Gemähldes nicht hindurchdringen kan. Sie sollten derowegen die wichtige Lection Longins fleissig studieren, der in der siebenden Abtheilung seines Werckgens von dem Erhabenen seinen Freund also anredet: „Du must wissen, daß „diejenigen Dinge, auch in dem gemeinen „Leben, niemahls etwas würcklich hohes an „sich haben, deren Verachtung ebenfalls „für was grosses gehalten wird: als, die „Reichthümer, Ehrenstellen, Bedienungen, „und etwan andere mehr, auf der Schaubühne bloß ins Auge fallende Dinge, wel„che kein Weiser für wahre Güter annimmt, „weil es ein grosser Vortheil ist, wenn man „sie verachten kan. Dahero bewundern „wir auch diejenigen lange nicht so sehr, „welche dergleichen besitzen, als die, welche

„ sie haben können, und solche doch aus ei-
„ ner edeln Großmuth der Seele von sich
„ stossen. „

Der schweitzerische Poet, der jezige Göttingische Professor, Hr. Doctor Haller, sagt in seinem Gedichte, die Alpen betitelt, gantz poetisch:

Wenn sich der Erde Schooß mit neuem Schmucke zieret,
Den ihr ein holder West auf lauen Flügeln bringt.

Ich zweifele, daß die hellen Züge des Hrn. Brockes einen so herrlichen Begriff zuwege bringen. Man betrachte folgende in dem schon angezogenen Gedichte desselben:

Hier funckelt ein gevierter Platz,
Von dunckel-rother Blüth', im lichten Grünen,
Und scheint ein unschätzbarer Schatz
Von sich bewegenden Rubinen.

Bringen euch nicht diese leztern Zeilen auf die Gedancken, der Poet wolle die Armuth der Natur mittelst eines optischen Betruges durch einen geborgten Schimmer verdecken? Und in den Frühlings-Gedancken heißt es:

Wenn ich der bunten Gärten Zier,
Mohn, Rosen, Lilien, Ranunckeln,
Trotz Diamant, Rubin, Sapphir
In tausend Farben sehe funckeln.

Ein wahrer Kenner der Wohlredenheit folget, nach Bouhours Anmerckung, denen reichen

chen und verständigen Leuten nach, welche in allem ihrem Wesen prächtig sind, und doch niemahls unnöthige Ausgaben machen. Aber wenn diese Verschwendung des Reichthums bey den Poeten einreissen sollte, so würde nöthig seyn, in der Wohlredenheit, wie in einer wohlbestellten Republick, Leges sumtuarias vorzukehren, diesem Uebel Einhalt zu thun.

In dem Gedichte von den Bluhmen lesen wir:

Gott, der die Bluhmen liesse werden,
Hat solchen Schmuck darinn gelegt;
Es ist nichts auf der gantzen Erden,
Das solche schöne Farben hegt.
Gefärbter Scharlach, Sammt und Seiden
Sind schön, sind öfters wunderschön;
Allein, wenn sie bey Bluhmen stehn,
Wird man sie leichtlich unterscheiden.
Die Farben vom Rubin=Balas,
Vom Amethist und Chrysopras,
Granat, Sardonych, Carniol,
Sapphir, Topas und Girasol,
Smaragd, Opalen und Türckosen,
Agat, Berill, und andre mehr
Erblickt man an der Bluhmen Heer,
An Nelcken, Tuberosen, Rosen,
Peonien und Anemonen,
Narcissen, Malva, Kaisers=Kronen,
An Tulpen, Crocus, Veilchen, Liljen,
Jesminen, Granadil, Schonkilien,
An Sonnen=Bluhmen: Ja an vielen,
Die mit so holder Schönheit spielen,
Daß man sie nicht beschreiben kan,
Trifft man fast alle Farben an.

Ich mercke über diese Stelle vor allen Dingen an, daß dieselbe ausser den Reim und das Silbenmaß gar nichts poetisches hat, sondern daß der gantze Vortrag um etwas matt und allzu dogmatisch ist; Aber so entblößt dieselbe von poetischem Zierrath ist, um so viel reicher ist sie an andern Kostbarkeiten. Der Satz in den vier ersten Zeilen, daß der Farbe der Bluhmen keine andere an Schönheit gleich komme, ist so wahr, so fest, und gewiß, daß ihn niemand in Abrede seyn wird: Daher ist zuviel, daß der Poet jemand einführet, der diese allgemeine Wahrheit läugnet, und die Farbe der Edelsteine vor trefflicher hält:

> Sprich nicht: Es glänzt ein Edelstein,
> Wenn er so feurig stralt und funckelt,
> In einem angenehmern Schein,
> Die Bluhmen sind durch ihn verdunckelt.

Welchen er hernach in rechtem Ernst widerleget, da er sagt, die Edelsteine haben keine Bildung wie die Bluhmen, es fehle ihnen an der Vermischung der Farben, und an dem Geruch, den die Bluhmen aushauchen. Er wird wohl nicht geglaubt haben, daß der grosse Wehrt der Edelsteine von der Hochschätzung ihres Glantzes herrührete; und da er hingegen die Bluhmen in so geringem Preiß gesehen, auf den Wahn gerathen seyn, das geschehe, weil man derselben Glantz um so viel

viel schlechter schätze, als der Edelsteine. Woher mag denn seine unnützliche Sorge gekommen seyn, die Farbe der Bluhmen über der Edelsteine ihre zu erheben? Des Poeten mühsamer Fleiß, diese Edelsteine alle als ein Jubilier herzuzehlen, und sie mit den Bluhmen, als ein Gärtner zu ersetzen, ist derowegen nicht nur unnothwendig, sondern so gar schädlich, indem er die Beschreibung nur matt machet. Hier fällt mir ein, was Plinius an einem Ort von der künstlichen Statue, die Lysippus von Alexander verfertiget hat, erzehlet: Nero habe sie mit Gold überziehen lassen, aber man habe diese güldene Decke mit grosser Mühe wieder wegnehmen müssen, weil die Schönheit der Statue dadurch gäntzlich verderbet worden; Quum pretio periisset gratia artis, detractum est aurum. Hr. Haller sagt in seinem oben angeführten Gedichte mit zwo Zeilen, was diese gantze brockesische Vorstellung in sich hält:

Der Bluhmen scheckicht Heer, scheint um den Rang zu streiten,
Ein lichtes Himmel-Blau beschämt ein nahes Gold.

Aber wenn der Heiland sagt, daß der pompreiche Schmuck Salomons in seiner Herrlichkeit nicht so prächtig gewesen, als der Schmuck der Lilien auf dem Feld, so macht dieses einen grössern Begriff und stärckern Eindruck, als alle diese vier und zwanzig Zeilen thun.

Das Gedicht von einem Garten verfällt ebenfalls auf den Schmuck der Blumen; und weil die Stelle von grosser Schönheit ist, will ich sie hier aussetzen, damit man sehe, daß ich allein der Wahrheit, in so fern ich sie erkenne, gut bin, und das schöne schön, das schlimme schlimm nenne.

Ein aufgeputzte Meng von schönem Frauenzimmer
In tausendfarbigem Damast und Sammt gehüllt,
Mit Perlen, Silber, Gold besetzet und gestickt,
Mit Feder-Büschen, Band, Brocard, und Moor geschmückt,
Scheint, funckelt, gläntzt und prangt nicht in so holden Schimmer,
Als die durchs Frühlings Hand erneute Welt,
Als ein vom Sonnen-Glantz bestralt beblühmtes Feld.
Der wunder-schön beaugte Pfauen Schwantz,
Der Iris farben-reicher Krantz,
Des hellen Abend-Sterns so lieblich reiner Glantz
Erquicken kann so sehr das menschliche Gesicht,
Als das auf hundert tausend Arten
Gefärbet und gebrochne Licht
Von einem bunten Bluhmen-Garten.

Soll ich Rechenschaft geben, warum ich diese Stelle vor schön anpreise, so finde ich den Grund dieser Schönheit darauf beruhend, daß der Poet diejenigen Dinge, die in der Natur an Farbe reich und prächtig sind, mit einer feinen Wahl ausgelesen; es sind alles Dinge, von welchen jedermann einen Begriff hat, und er stellet allgemeine und bekannte Begriffe mit allgemeinen und

und bekannten in Vergleichung, welches der rechte Weg ist, zu erläutern. Man kan sich nichts angenehmers noch herrlichers vorbilden, als einen Krantz der schönsten Frauens-Personen, derer natürliche Schönheit durch den prächtigen Schmuck der Kleidung, und des kostlichen Zierrathes hervorspielet; noch etwas bunters, als den Regenbogen; noch etwas zierlichers, als einen Pfauenschwantz, oder hellers, als den Abendstern. Jedermann hat Begriffe von diesen Dingen, und jedermann kan davon urtheilen. Wenn denn der Poet zulezt einem Bluhmen-Garten den Vorzug über alle diese Stücke giebet, so machet er euch einen höhern, deutlichern und vollständigern Begriff von der Schönheit eines Gartens, als eine lange Erzehlung von Edelsteinen thun würde. Ihr werdet nirgend finden, daß die Alten ihre Edelsteine zu den Vergleichungen der Bluhmen und anderer glänzenden Dinge so unnützlich verschwendet haben.

In der Beschreibung des Morgens stehet dieses:

Bald färbt den untern Theil, worin die Wolcken schwimmen,
Ein rosenrother Glantz: An ihren zarten Spitzen
Sieht man sodann ein Roth, wie Rosen und Rubin,
In grünlichblauem Licht des Himmels blüh'n und glüh'n,
Und bald ein funkelnd Gold, so mehr als gülden schien,

In unbeschreiblichem Schein, Glantz und Schimmer blitzen.
So stralt kein Diamant, kein Feuer kan so glimmen:
Der allerhellsten Farben Schein,
So wir im Lust- und Kunst-Feur sehn,
Sind gegen diesen Glantz nicht rein,
Sind gegen diese Glut, nicht hell, nicht schön.

Die fünf leztern Zeilen sind wieder überflüssig, und entkräften den Begriff; der Schein eines Diamantes, und die Funcken eines Kunstfeuers sind allzu bleich und schwach, als daß sie mit dem Glantz der Morgenstrahlen in eine Vergleichung gesetzet den Begriff davon emporheben könnten. Das einzige Hemistichium, in unbeschreiblichem Schein, sagt mehr, als die hernachfolgenden fünf Zeilen sämtlich, mit welchen der Poet den Begriff, daß ihr Glantz alle Kunst der Beschreibung übertreffe, um etliche Grade schwächet. Man wird nicht finden, daß die Alten, wenn sie die Morgenröthe beschreiben, den Himmel mit Rubin oder Diamant bestickel haben. Homer sagt: „Als jezt Aurora, die Tochter des Morgens, mit den rosenfarbenen Fingern erschienen war.„ Und Virgil in dem siebenden B.

Jamque rubescebat radiis mare, & æthere ab alto
Aurora in roseis fulgebat lutea bigis.

In dem eilften B.

Oceanum interea surgens Aurora reliquit.

In

In dem zwölften B.

- - - - - - Cum primum craftina cœlo
Puniceis invecta rotis aurora rubebit.

Und wenn eben dieser Poet eine hellglänzende Wolcke beschreibet, so sagt er in dem achten B.

- - - - - - Qualis, cum cærula nubes
Solis in ardescit radiis longeque refulget.

Und in dem siebenden B.

- - - Radiisque ardentem lucis & auro
Ipse manu quatiens ostendit ab æthere nubem.

Es fehlet unserm Poeten an der Kunst, von welcher der Jesuite Rapin in seinen Betrachtungen über die Wohlredenheit schreibet: „Man muß die vortreffliche Kunst „besitzen, alles was überflüssig ist, es sey „in den Sachen, oder in den Worten, „auszulassen, und die Zierrathen, wenn „sie zu ofte kommen, zu unterdrücken, und „der Einbildungskraft in ihrer Hitze Ein„halt zu thun. Diese läßt sich sonst gerne „zu einer unnützlichen Wörter-Pracht fort„reissen, die ins gemeine keine Gründlichkeit „hat.„ Es würde zu weitläuftig fallen, wenn ich alle Stellen, die mit diesem Fehler angestecket sind, aussetzen wolte. Dieser falsche Geschmack hängt fast allen denen Stücken an, wo der Poet die Farbe der Dinge beschreibet.

Ich

Ich gehe nun fort, einen andern Fehler dieses sonst geschickten Verfassers aufzudecken. Dieser bestehet darinnen, daß er nicht selten die Wercke der Natur durch die Kunst-Wercke ausstreichen und in ein höheres Licht setzen will; welches gleichviel ist, als das Original eines kunstreichen Mahlers mit einer ungeschickten Copie desselben vergleichen, und dann jenem den Vorzug über diese geben.

In der Beschreibung der Mahblume stehet folgendes:

Indem sie durch die Luft gesteifst,
Ihr buntes Blat, voll nett gekerbter Ecken,
In holder Ründe von sich strecken.
Die ihr mit kluger Hand, mit Scheren, kleinen Messern
Und anderm Werckzeug aus Papier
Manch künstlich Werck zu schneiden wisset,
Sprecht, ob ihr nicht bekennen müsset,
Daß ihr der saubern Blätter Zier
Nicht nachzuahmen taugt, viel minder zu verbessern.

Auch dieser Fehler kömmt stets wieder. In der Beschreibung der Trauben:

Und deren klaren Glantz und der durchsichtgen Glätte
Kein Onyx, kein Sardonich gleicht,
Indem so gar der Purpurn' Amethist,
Nicht schöner anzusehen ist:
Denn wenn des grösten Künstlers Hand
Aus jetzt benannten Edelsteinen
Vollkommne Kügelchen geschnitten,
Und nach der grösten Kunst gedrehet hätte,
So könnten sie unmöglich schöner scheinen.

Und

Und in der Beschreibung der Rose:

Man stell sich einen Busch im Geiste vor,
Deß Blätter aus Smaragd geschnitten,
Die Stengel aus Turckis, woran aus Hyacinth,
Geschärften Dornen gleich, formirte Spitzen sind.
Auf solchen Wunderstrauch, der mannigfaltig grün,
Stünd ein hellschimmernd Heer von Blumen aus Rubin,
So funckelnd glantzt' und stralt', in deren Mitten
Ein kleines güldnes Licht in hellem Schimmer schien;
Ja daß des Künstlers Hand
Verschiedne Kügelchen vom reinsten Diamant
Auf ihrer Blätter Pracht, zu grössrer Zier gestreut;
Denn dencke man, wie diese Herrlichkeit
Noch lange nicht dem Schmuck gewachsner Rosen
Ja ihnen kaum den Schatten reichet. (gleichet,

Keine Nachahmung wird jemahls mit dem Original in allen Stücken überein treffen; am allerwenigsten aber ists der Kunst möglich, die Natur, als die vollkommenste Meisterin, zu übertreffen. Die Kunst ist nur eine Schülerin der Natur, und darum läßt sichs wohl die Kunst-Stücke von der Aehnlichkeit erheben, mit der sie sich zu der Vollkommenheit ihrer Originale in der Natur nähern; nicht aber die vollkommenen Wercke der Natur von den Nachahmungen rühmen, welche die ungeschicktere Kunst hervorgebracht hat. Denn alle Wercke der Kunst bleiben hinter der Natur ihren so unendlich weit zurücke, daß ein solcher Gegensatz uns nicht mehr, als die Grobheit

der

der Kunst zeigen kan, und übrigens dem Begriff von der angebohrnen Pracht und Herrlichkeit der Natur kein Pünctgen hinzusetzet; zumahl, da auch das blosse Bestreben eines Poeten, die Vollkommenheit der Natur in ihren Wercken, durch die Nachahmung der Kunst zu übertreffen, das ist, etwas nach dem allgemeinen Begriff der Menschen unmögliches zu verrichten, an sich selbst ungereimt ist, und einen gantz widrigen Eindruck machen muß. Man erwege nur, daß die Kunst nicht anderst vermögend ist, die Wercke der Natur nachzuahmen, als nur dem betrüglichen äusserlichen Scheine nach, wie eine Zaubererin, und daß sie aufs höchste nur einen von denen wachsamen Sinnen mit ihrem Blendwerck berücken kan, da die übrigen inzwischen in dem Stand bleiben, den Betrug alsobald zu entdecken. Und wer muß nicht den blossen Vorsatz eines Menschen, der nicht einmahl die innerliche Bauart der Pflantzen, als den Grund aller ihrer äusserlichen Pracht kennet, und sich dennoch vornimmt, solche aus Diamanten und Edelsteinen, so künstlich nachzubilden, daß man den Betrug nicht leicht gewahr werden soll, als eine unbesonnene Vermessenheit verdammen? Wie kan denn ein Poet hoffen, daß die Errichtung eines solchen eiteln Vorsatzes und Bestrebens die natürliche und wesentliche Pracht

seiner

seiner ähnlichen Schildereyen erhöhen, beleben, oder nur im geringsten erleuchten könne? Es ist immer schade, daß es solchen unbesonnenen nicht ergehet, wie dem Midas in der Fabel, dem alle Speise und Nahrung unter den Händen und Zähnen in Gold und Silber verwandelt worden, ob sie vielleicht von ihrem gläntzenden Irrthum, der der Vollkommenheit der Natur so nachtheilig ist, dadurch zurecht gebracht würden!

Wiewohl der Hr. Hofrath Weichmann von denen reichen Veränderungen in den Einfällen, welche dem berühmten Verfasser des Irdischen Vergnügens über eine gleiche Sache in den Kopf kommen, viel Rühmens machet, so fällt mir doch leicht, in diesem Werck viele Wiederhohlungen eines Einfalles wahrzunehmen. Ich will ein einziges Exempel von einem seltsamen Einfall anführen, der dem Verfasser so wohl gefallen hat, daß er ihn aller Orten beybringt; als in dem Gedicht von dem Grase:

Wie das gestirnte Blau ein blühmigtes Gefilde:
So scheint das Feld anitzt ein grünlichs Firmament.

Von den Blumen:

Sie scheinen an Gestalt und Schimmer, kleine Sterne,
In tausendfachem Glantz und Schein,
Am grünen Firmament zu seyn.

Von

Von der Sonne in der dreyzehnten Strophe:

Wenn die Felder bluhmicht werden,
Deucht mich, daß ich auf der Erden,
Und in dem Smaragdnen Klee,
Den gestirnten Himmel seh.

In dem Gedichte von dem Weissen Rosen-Busche führet er denselben Einfall weitläuftiger aus, und in dem Gedichte von dem Garten treibet er ihn noch weiter:

Das helle silberweisse Licht,
Das aus den Tuberosen bricht,
Die schimmernden Jesminen,
Die weissen Sternen gleich, an Größ' und Menge,
Auf vielen nach der Kunst geschornen Hecken,
Die sich, so weit man sieht, erstrecken,
Ein Milchweg von unabzusehnder Länge
An einem grünen Himmel scheinen.

Ich könnte noch eine Menge Stellen anführen, wo dieser grüne Himmel auf Erden zum Vorschein kömmt, alleine ich muß billig fürchten, meine Leser möchten zulezt dadurch in eine solche Verwirrung gesetzet werden, daß sie anstühnden, ob sie die Sternen im Garten, oder die Bluhmen im Himmel suchen müßten. Longinus hat an Homer getadelt, daß er seine Helden vergöttere, und hingegen die Götter in Menschen verwandele; aber dieses wird uns nicht mehr so seltsam vorkommen, nachdem der Himmel und die Erde ihre Stelle verwechselt haben. Und dennoch

noch ist der Einfall nur entlehnet. Marino hat vor Hrn. Brockes gesagt:

Il ciel fiorito ed il terren stellato.

Und an einem andern Ort:

Fiori immortali e nati
Nelle campagne amene
De' sempiterni prati.

Der Roman de la Rose vor Marino:

Qu'il vous fust avis que la terre
Voulut emprendre estrif & guerre
Au ciel, estre mieux estellée
Tant est par ses Fleurs rebellée.

Und Lohenstein in dem Lobgesang der Bluhmen-Göttin, der in dem neunten Buch des Arminius eingeführet wird:

Der Erd-Ball stellt ja einen Garten für,
Durch meiner Bluhmen irdische Gestirne.
Der Himmel aber ist ein Garten, seine Sternen
Sind Bluhmen. Der neun hellen Sternen Glantz
War für der Zeit der Ariadne Krantz.

Unser Poet ist viel glücklicher wenn er die äusserliche Beschaffenheit, und die Bewegung der Dinge beschreibet, als wenn er von den Farben redet. In der Beschreibung des Sommers:

Hier wallt zu unserm Nutz, zu Gottes Ehr,
Von reifem Korn ein gelbes Aeren-Meer,
Das, wenn der laue West auf seiner Fläche schwebet,
Bald Wellen gleich, sich sencket, bald sich hebet.

Und in dem Sing-Gedichte von dem Frühling:

Wenn ich der Felder gelbes Meer
Mit schweren Aeren sehe wallen.

Die sachte Bewegung der reiffen Früchte auf dem Felde, wenn sie von einem kleinen Winde beweget worden sind, wird sehr deutlich durch das Gleichniß einer sanft erregten See vorgestellet; und Homer hat diesen Umstand der Wellen-förmigen Bewegung des reiffen Korns schon angemercket, und ihn neben der Bewegung des ergrimmten Meeres geschickt angewendet, die unruhige Bewegung eines ergrimmten Volckes deutlich zu bezeichnen, wenn er in dem zweyten B. der Ilias v. 144. saget: „ Das versammelte Volck gerieth in „ Bewegung, wie die unermeßlichen Wellen „ des Icarischen Meers, welche der Sud- „ wind und der Ostwind, die aus den Wol- „ cken des Vater Jupiters hervorgekommen, „ mit Ungestüm aufgebracht haben; und wie „ wann der Westwind mit seinem starcken „ und gewaltigen Blasen die hohe Ernd be- „ weget, und die gebogenen Aehren an sich „ ziehet. „

Eben so geschickt hat unser Poet diese Anmerckung in Beschreibung des Ungewitters angewendet, und die ungestüme Bewegung der Wipfel eines Waldes durch eine See im Sturm vorgebildet:

Es

Es schien der Wald ein Meer, drin grüne Wellen wallen,
Die Zweige heulten recht, es brausete das Laub;
Bald wurden der gepeitschten Blätter Wogen,
Mit sausendem Geräusch empor geführt,
Bald plötzlich unter sich gezogen,
Daß oft der Wipfel selbst die lose Wurtzel rührt.

In diese Classe gehöret die ausführliche Vergleichung, welche in dem zweyten Theil in dem Gedichte von dem Winter stehet:

Wie wenn verschiedne Ström' ergrimmt zusammen fliessen,
Und als ein rascher Pfeil schnell auf einander schiessen,
Ein jeder mit Gewalt sich gegen jenen spreißt,
Mit strengem duncklen Strich den weissen Schaum zerreißt,
Den ihm sein Gegner macht, und daß das Ufer brüllet,
Mit heulendem Geräusch die Wirbel theilt und füllet;
So sieht man in der Luft am Schnee, wie grimmiglich
Ein Windstrom jenen bricht,
Indem die Flocken sich
Bald stossen, bald sich drehn, bald über sich gerissen,
Von einem stärckern Fluß bezwungen weichen müssen. rc.

Ich muß bey Gelegenheit dieses Gleichnisses, welches trefflich bequem ist, den Sturm, wenn es schneyet, so wohl zu erklären, als auch zu erhöhen, erinnern, daß unser Poet nicht allein in dem Gedichte, aus welchem obiges Gleichniß entlehnet ist, sondern auch in dem ersten Theil auf die Beschreibung des Winters verfallen ist; und ich finde in beyden mehr poetische Kunst und Schönheit, als in vielen andern Gedichten dieser Sammlung.

Der Poet beschreibet die Gestalt des Winters also:

Den Wiesen war bereits der grüne Schmuck geraubet,
Es hatte schon der Nord so Kraut als Baum entlaubet;
Die kalte Luft ward schwartz; die starren Felder weiß;
Ein recht ergrimmter Frost, ein fast versteinernd Eis,
Verhärtete das Land, und fesselte die Fluthen;
Der Bäume Menge glich gebundnen grossen Ruthen,
Wodurch die Luft gestäupt, der Welt gedrohet ward;
Es schien selbst die Natur erfroren und erstarrt.

Bey Virgil stehet in dem dritten B. von dem Feldbau v. 352. wo er die nordlichen Eiß-Länder beschreibet, eine Beschreibung des Winters, welche dienen kan, die Schönheit der Brockesischen desto genauer zu bemercken:

- - Clausa tenent stabulis armenta, neque ullæ
Aut herbæ campo apparent, aut arbore frondes:
Sed jacet aggeribus niveis informis & alto
Terra gelu late, septemque adsurgit in ulnas.
Semper hyems, semper spirantes frigora cauri.
Tum sol pallenteis haud unquam discutit umbras:
Concrescunt subitæ currenti in flumine crustæ,
Undaque jam tergo ferratos sustinet orbeis,
Puppibus illa prius patulis, nunc hospita plaustris:
Æraque dissiliunt vulgo, vestesque rigescunt
Indutæ, cæduntque securibus humida vina:
Et totæ solidam in glaciem vertere lacunæ:
Stiriaque impexis induruit horrida barbis.
Interea toto non secius aere ningit:
Intereunt pecudes, stant circumfusa pruinis
Corpora magna boum: consertoque agmine cervi
Torpent mole nova, & summis vix cornibus exstant. &c.

Wer

Wer diese beyden Beschreibungen gegen einander halten will, muß sich zweyer Dinge erinnern: eines, daß Hr. Brockes sich vorgesetzet hat, beyde des Winters Last und Lust aufmerckſam zu betrachten; da hingegen Virgil nur diejenigen Umstände ausgeführet hat, welche den Winter beschwerlich machen; das andere, daß die oben angeführte Brockesische Beschreibung des Winters nur der Anfang des ersten Gedichtes ist.

Lasset uns nun sehen, wie der deutsche Poet die übrigen Umstände, die Virgil anführet, ausgebildet habe. Virgils dritte Zeile giebet er also:

> Man kennet keine Bahn; der schönsten Gärten Pracht
> Verschwindet, und versinckt in eine weisse Nacht.
> Man siehet hier und dort nur ungewisse Spuren
> Von Beten, Steig' und Weg. - - - - - -

Den achten und neunten Vers Virgils giebet Hr. Brockes:

> Die Schiffe ligen still, trutz Eurus Sturm und Wut,
> Trotz Thetis reger Macht, gehemt von scharfen Schollen,
> Indeß daß auf der tieffen Flut (Gut,
> Beschwert durch manche Last und schweres Kauffmanns-
> Viel rassende beschlagne Räder rollen.

Und da dieser Umstand auf das Verwundersame siehet, so hat er dasselbe durch folgende Zeilen sehr glücklich zu erhöhen gesuchet:

Man sieht izt die, so Schritt-Schuh' unterzieh'n,
Auf glattem Eiß, auf schmahlen Eisen flieh'n,
Und zwischen zackichten und starren Wasser-Hügeln,
Auf einer Bahn, in welcher sie sich spiegeln,
Mit trocknem Fuß, selbst in der Fluth, mit Hausen
Auf bodenlosen Tieffen laufen.

Anstatt des dreyzehnten Virgilischen Verses giebt uns unser Poet in dem zweyten Theil ein vollständiges Gemählde von einem Wanderer zur Winters-Zeit:

Der seines Athems fast, wie aller Wärm, beraubet,
Mit steif bereistem Haar, mit krumm gebognem Knie,
Tief eingezognem Hals, und gantz erstarrten Gliedern,
Mit fast geschloßnen Augen-Liedern,
Mit blauen Wangen Nas' und Kinn
Sehr langsam und mit Müh das Schneegestöber trennet.

Und die vierzehnte Virgilische Zeile giebt er gantz poetisch:

- - - - - - - Dort sprizt mit strengem Hauch
Aus dem beeißten Bart, voll steif gefrorner Locken,
Der danckelgraue West den Schnee in grossen Flocken.

Eben so glücklich ist er in Beschreibung der Lust-gebährenden Umstände. Wie natürlich schön ist nicht folgendes?

Der Silber-weisse Schnee
Bedeckt, o Gott, auf dein Geheiß,
Die zwar schon grün doch zarte Winter-Saat,
Als wie ein weisser Peltz, damit ein strenges Eiß
Die süssen Säfte nicht verdicke,
Noch ihren Trieb der Lebensgluth erstiche.

Und

Und wie angenehm sind folgende Züge, womit er die schöne Gestalt des Winters zierlich ausschmücket:

Es scheint, daß die Natur mit neuer Lust erfüllet,
Statt ihres grünen Samts, in Silber-Moor sich hüllet,
Mit Unschulds-Glantz sich schmückt. - - - - -

Aber an poetischer Kunst und Zierlichkeit übertrifft die andern Umstände alle der Schluß des Gedichtes in dem ersten Theil.

Im Winter scheint die wirckende Natur
Geschwächt, erstarrt, erblaßt.
Allein
Es ist ein blosser Schein;
Sie ist nicht todt, sie schläfet nur.
Sie wird wann ihr durchleuchtigster Gemahl,
Die Sonn', umkränzt mit Licht und Strahl,
Sich wieder zu ihr naht, sie in die Arme faßt,
Nach kurtzer Rast,
Mit gantz verjüngter Kraft
Aufs neu erwachen,
Und sich durch mannigfachen Saft,
Zu deiner Säugerin und milden Mutter machen.

Alleine neben denen angeführten Stellen finde noch manche, die durch die glückliche Wahl bequemer Gleichnisse trefflich schön sind; als im ersten Theil in der Beschreibung des Mittags folgende, wo der Poet sehr geschickt und anmuthig das Einsammeln des Heus schildert:

Da denn, und zwahr fast lächerlich,
Das grüne Heu auf dünner Gabeln Stämmen

Schnell lauffenden belaubten Bäumen glich,
Ja wenn es oftermahls den, der es trug, versteckte,
Und durch die Meng' und Läng' ihn bis ans Bein bedeckte,
So ließ es anders nicht, als säh' man grosse Haufen,
Ja Hügel selbst auf zweyen Beinen laufen.

Und in dem Sing-Gedichte von dem Wasser im Frühling:

Das Wasser wie ein klares Glas (polieret,
Scheint in der heitern Luft, durchs Frühlings Hand
Ein Spiegel von Cristall, den Kraut und Gras
Als ein Smaragdner Ram, mit wahrem Laub-Werck
ziehret.

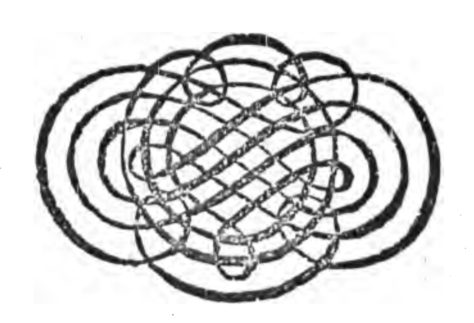
Eben so geschickt vergleichet er die blühenden Bäume mit hangenden Gärten, einen Gärtner mit einem Mahler, die Natur mit einer Stickerin; auch gehöret die Beschreibung der durch Veränderung von Licht und Schatten sich vielfach verändernden Landschaft mit zu den schönsten Gedichten in dieser Sammlung, sonderlich die Stelle darinne, wo er zeiget, wie die Kunst zu tuschieren völlig der Natur abgesehen worden. Nur kan ich es nicht gutheissen, daß der Poet die meisten von diesen jezt erwähnten guten Einfällen allzu ofte wiederhohlet, und gerne ein wenig zuweit treibet, wenn er aus dergleichen optischen Vergleichungen allzufreche Metaphoren schmiedet.

Bevor ich diese Abhandlung schliesse, muß ich noch dreyer ausführlicher Gleichnisse Erwähnung

wähnung thun, die der Hr. Weichmann in seiner Vorrede aus einigen absonderlichen Stücken des Hrn. Brockes, welche in dem Ersten Theil der Niedersächsischen Sammlung von Gedichten zu finden ist, anführet, und in Absicht auf dieselben von diesem Dichter rühmet, daß er in Gleichnissen nicht weniger glücklich sey, als die alten lateinischen Poeten, welche durchgehends sonderlichen Fleiß darauf gewendet haben. Alleine ich muß ihn berichten, daß diese Brockesischen Gleichnisse grösstentheils nur Copien und Uebersetzungen sind, wovon die Originale eben bey diesen geschickten lateinischen Poeten anzutreffen sind. Er wird dieses selber so befinden, wenn er die Mühe nehmen will, in Virgils Eneis und Homers Jlias nachzuschlagen. In jener B. XI. v. 810. B. X. v. 727. B. XI. v. 616. B. II. v. 495. B. VII. v. 585. B. X. v. 693. In dieser B. XI. v. 492. B. XV. v. 618. 586. 170. B. IV. v. 75.

Ich hoffe, man werde mir das Recht wiederfahren lassen, und gestehen, daß ich des Hrn. Rathsherrn Brockes Gedichte ohne eigene Absichten untersuchet, und weder das tadelhafte noch das gute verschwiegen habe; welches leztere in der That das fehlbare in einem grossen Absatz übertrifft. Wenn ich zuweilen etwas tadle, so soll man darum nicht meinen, daß mir dergleichen Irrungen grosser Leute einige Freude machen. Mein

Zweck ist alleine den noch herrschenden verderbten Geschmack zu verbessern, und sowohl die Quellen dessen, was in der Beredsamkeit belustiget, als des mißfälligen und ungeschmackten zu entdecken. Hr. Brockes hat fürwahr in derjenigen Art Beschreibungen, aus welchen sein Buch bestehet, eine sehr grosse Kunst gewiesen; und wenn alle andere, die sich auf die Poesie legen, ihre poetischen Versuche mit dieser Arbeit anheben würden, als welche die allererste ist, so könnten wir hoffen, daß sie nach der Zeit zu wichtigern Unternehmungen in der Poeterey geschickter seyn würden, als sie bisher, da sie einen andern Weg genommen haben, gewesen sind.



Der fünfzehnte Abschnitt.

Von den Lohensteinischen Gleichnissen.

Opitzens reiner Geschmack. Verderbung des Geschmackes durch Hofmannswaldau und Lohenstein. Wie Lohensteins Gleichniß-Bilder unbekannt, ausschweiffend, ungeschickt und überflüßig sind; wie sie mit dem Wohlstand streiten. Wie er alle diese Fehler in einem Exempel vereinigt hat. Wenn er die Seltenheit, Leichtigkeit, Möglichkeit einer Sache erhöhen will, hohlet er die Beyspiele von einer Art, die zu einem Geschlecht gehören, allzuweit. Wie Virgil die hyperbolische Art zu vergleichen gebraucht. Lohenstein leget seine gelehrten und hyperbolischen Gleichnisse rohen und wilden Personen in den Mund, welche durch solche einander bestraffen, wiederlegen, und überführen. Neukirchs Lobschrift des Lohensteinischen Arminius in der Sprache desselben verfasset. Desselben Aufwart-Schreiben an den geheimen Rath von Fuchs, in einer gleichmäßigen Sprache beantwortet. Wie er diesen Herrn mit dem Flachs vergleicht. Neukirchs Bekehrung. Amthors Schutz-Schrift Lohensteins. Exempel von Lohensteinischen Gleichnissen aus Amthor. Daß Gleichnisse keine Kraft haben etwas zu beweisen, ausgenommen so fern sie ähnliche Beyspiele eines allgemeinen unstreitigen Grundsatzes sind. Socratische Art, aus solchen Gleichnissen zu beweisen. Wie Opitz den Satz, daß alles sichtbare vergänglich sey, auf diese Weise bewiesen. Wie Besser beweiset, daß das Urtheil der Welt meistens unbegründet sey. Daß Opitzens Gleichniß von einem Ring, der sich abnützt, mit den zerrinnenden Sinnen nur erkläre, und nicht beweise. Daß Lohensteins Gleichniß von der Nachbarschaft der Rose und der Dornen nicht beweise, sondern nur erkläre, daß seiner Gelegenheit und der Waffen pflegen bey einander

ander stehen könne. Daß in Opitzens Gleichniß von einem fruchtbaren Baum mit einem fruchtbaren Weib ein Grund enthalten sey, der richtig schleußt. Opitzens Socratische Beyspiele, womit er das lächerliche Wesen der Schreibe-Sucht erweiset. Wie die satyrischen Scribenten sich dergleichen Art zu schliessen, als eines besondern Kunst-Streiches bedienen. Wie leicht es sey die Gleichnisse, die auf keine allgemeinen Wahrheiten gegründet, und alleine von Thieren oder leblosen Dingen genommen sind, umzukehren.

Opitz war der erste, der den deutschen Poeten die Bahn gebrochen, und dem guten Geschmack in der Wohlredenheit gewaltig aufgeholffen hat. Die Natur hatte ihn mit einem hohen und durchdringenden Verstande begabet, sein eigener Wissensbegieriger Fleiß brachte ihn in eine enge Bekanntschaft mit den alten griechischen und lateinischen Dichtern. In den Schriften derselben hat er seinen Geschmack gereiniget, sich das innere Wesen der Poesie und die Quellen des Ergetzlichen bekannt gemachet; und in der geschickten Nachahmung derselben hat er allen seinen Ruhm gesuchet. Diese Vortheile erhoben ihn weit über den gemeinen Hausen der Poeten, so wohl als über das Elend seiner Zeiten; und er setzte mittelst derselben seine Schriften in ein solches Licht, daß noch heutzutag jedermann sich an denselben ergetzet, und alle Dichter, die auf ihn gefolget sind, dagegen nicht

heller

heller geleuchtet haben, als Ignes luna minores. Ich beruffe mich dießfalls auf das Bekänntniß, welches Benj. Neukirch in einem gewissen Gedichte abgeleget hat, wo er seinen vorigen Lohensteinischen Geschmack selber verurtheilet:

Ha! schrie man hier und da, für dem muß Opitz weichen!
Ja, dacht ich, wenn ich ihn nur erstlich könnt' erreichen!
Den Willen hätt' ich wohl. So wie ich es gedacht,
So ist es auch geschehn; ich habe manche Nacht
Und manchen Tag geschwizt; allein ich muß gestehen,
Daß ich ihm noch umsonst versuche nachzugehen.

Aber dieser grosse Geist hat nach dem grossen Maß seiner Erleuchtung schon zu seiner Zeit vorhergesehen, daß nach ihm frostige und ungeübte Köpfe entstehen würden, die diesen reinen Fluß der deutschen Poesie trüb machen, und aus einer unzeitigen Schreibsucht alles wieder verderben würden. Seine Prophezeyung davon in der Zuschrift an Zincgräfen lautet folgendermassen:

Es ist hier nicht genung, die arme Rede zwingen,
Die Sinnen über Hals und Kopf in Reimen bringen,
Der Wörter Hencker seyn: Wer nicht den Himmel fühlt,
Nicht scharf und geistig ist, nicht auf die Alten zielt,
Nicht ihre Schriften kennt, der Griechen und Lateiner,
Als seine Finger selbst, und schaut, daß ihm kaum einer
Von ihnen aussen bleibt; Wer die gemeine Bahn
Nicht zu verlassen weiß, ist zwar ein guter Mann,
Doch nicht auch ein Poet. Es ist sich zu besorgen,
Weil allbereit bey uns fast alle neue Morgen

Ein neuer Dichter wächßt, daß diese Schreibe-Sucht
Der Sprache Zierlichkeit wird wieder in die Flucht
Verjagen als zuvor. - - - - -

Diese Weissagung ist um so viel merckwürdiger, weil es nicht lange angestanden, daß seine eigene Schüler die ungeschminckte natürliche Flüssigkeit und die Macht der Opitzischen Schreibart aus den Augen gesetzet, und derselben die unreine und mit fremden Zierrath prangende Schreibensart der Italienischen Poeten des siebenzehnten Jahrhundert vorgezogen haben. Der von Hofmanns-Waldau war einer von den ersten, der sich von diesem unreinen Geschmack hat einnehmen lassen; doch hat er sich meist nur bey derjenigen Gattung von Gedichten aufgehalten, wo dieser Fehler am wenigsten Verdruß verursachet. Aber nach ihm hat der von Lohenstein diesen Geschmack sich überall eigen gemachet und in alle Gattungen Gedichte ohne Maß eingeführet. Daher ist seine Schreibart durchgehends gantz figürlich und hieroglyphisch: Und weil alle folgenden Poeten Lohenstein zum Muster genommen, nach welchem sie sich formiert haben, so ist dieser verdorbene Geschmack gleichsam nationalisiert worden, und es sind wenige übrig geblieben, die nicht etwas von demselben geerbet haben. Der kühne Günther leget vor seine Person ein freyes Bekänntniß ab:

Auch schifft ich oftermahl auf Dielen über Meer,
Und hohlt' ein Gleichniß-Wort aus Misisippi her;
Bestahl den Lohenstein, wie andre Schul-Monarchen,
Und war kein Reim darauf, so flickt ich ihn von Parchen,
So schlimm das Wort auch klang: Marocco, Bengala,
Fez, Bantam, Mexico, Quinsay, Florida,
Die alle mußten mir Baum, Steine, Thiere, Linsen,
Und was nur kostbar ließ, in Dichter-Kasten zinsen:
Da klappte mir kein Vers, der nicht auf Steltzen gieng.

Aber er füget hinzu:

Dieß thät ich, als mein Witz noch gar zu unreif hieß,
Und wie ein siedend Fett den Schaum voran verstieß:
Jezt lernt ich nach und nach mich u. die Wahrheit kennen,
Und lache, wenn mich viel noch einen Dichter nennen.

Da nun der schlimme Geschmack der Lohensteinischen Schreibart meist von der ungeschickten Wahl und unmässigen Verschwendung fremder, unnützlicher, ungeheurer und unanständiger Gleichnisse herrühret, so kan man mit Recht von mir begehren, daß ich diese Fehler in einigen Beyspielen entdecke. Lohensteins grosser Roman, Arminius betitelt, kan uns dergleichen überflüssig an die Hand geben. Auf dem 208ten bl. stehet: „Die Unglückseligen, da sie sich des vergangenen Uebels erinnern, sind insgemein, „wie das fühlende Kraut in Egypten geartet, welches, wenn man es anrühret, seine Zweige zurücke, seine Blätter zusammen „zeucht, oder gar verdorren läßt.„ Wenn ich durch dieses dunckele hieroglyphische

Gleich-

Gleichniß durchsehe, so will Lohenstein sagen, die Erinnerung des vergangenen Uebels mache die Menschen empfindlich und niedergeschlagen. Aber dieser Gedancke klinget vor ihn viel zuschlecht, darum kleidet er ihn in ein fremdes Gleichniß ein, worinn er euch mehr seine gelehrte Belesenheit, als die Deutlichkeit seiner Gedancken zu bewundern giebt. Wer hätte sonst gedencken sollen, daß ihm die Eigenschaft einer so fremden und seltenen Wunderpflantze so wohl bekannt wäre!

Scire tuum nihil est, nisi te scire, hoc sciat alter!

Da die Gleichnisse sonst dienen, eine Sache zu erklären, so hat dieses hier den gantz besondern Nutzen, einen klaren Gedancken in Finsterniß und Dunckelheit einzuhüllen.

Auf dem eilften bl. heisset es: „Sie ließ „ihre Thränen über ihre Wangen fliessen, „daß es schien, als hätten ihre Augen sich „in das regnende Siebengestirne verwan„delt.„ Dieses Gleichniß ist nicht alleine fremd, sondern auch ausschweiffend und ungeheuer. Es ist so ferne, daß diese unglückliche Verwandlung der weinenden Augen in das regnende Sieben-Gestirn den Begriff von der Grösse ihrer Traurigkeit erhöhe, daß es euch vielmehr auf den unbescheidenen Verfasser wegen seiner unmässigen Ausschweifung böse machet. Das Ebenmaß zwischen dem Bild und dem Gegenbild ist so ungleich, daß

daß nur nicht einmahl die Vergleichung, geschweige die Verwandelung statt haben kan.

Bl. 144. „Diese Gaben zohen, nicht anders als der Agtstein die Spreu, unterschiedene Helden an den Hof; weil nun Hermildis die Eigenschaft des Magnets und der Sonnenwende hatte, und wie diese nur den Gestirnen, also sie nur der Tugend ihre Gewogenheit zuneigete; so dienete die Liebe denselben zu einem Wetzsteine.„ Und auf demselben Blat: „Es fanden sich viele fremde ein, um bey den Strahlen dieser Fürstin ihre Freyheit, wie die Mutten bey dem Lichte ihre Flügel zu verlieren.„ Diese Gleichnisse sind nicht nur ungeschickt, sondern auch überflüssig. Ihr dörffet dieselben nur weglassen, so bekömmt die Erzehlung mehr Licht und mehr Nachdruck: Diese Gaben zohen unterschiedene Helden an den Hof, und weil Hermildis ihre Gewogenheit alleine der Tugend zuneigete, so war die Eifersucht diesen Helden ein Wetzstein der Tugend. Ohne Noth eingestreuete Gleichnisse machen nicht alleine den Vortrag dunckel, sondern bringen auch den Leser zur Ungedult, der sich nicht immer entschliessen kan so viel Mühe zu nehmen, daß er die wahre Meinung seines Scribenten unter einem Haufen solch fremden Zeuges hervorsuchen sollte.

Es sind aber einige von diesen Gleichnissen auch entfernt und wider den Wohlstand:

Der Agtstein ziehet die Spreu an sich und Hermildis die Helden. Der Grund der Aehnlichkeit stecket alleine darinnen, daß beyde etwas an sich ziehen; aber es ist unanständig, Helden mit Spreu vergleichen. Eben so übel steht es, da sie in dem andern Gleichniß mit den Mutten verglichen werden.

Bl. 138. „Sintemahl beydes [die Ohnmacht des Alters und die Schrecken des Todes] „den Menschen in einem Augenblicke, wie „die Nächte die Nachbarn beyder Angel-„Sterne mit einer kohlschwartzen Finsterniß „überfällt; niemand aber wie die Schlan-„gen mit ihrer Haut die Schwachheiten des „Alters abstreiffen kan.„ Und Bl. 139. „Die Seele heget gegen ihrem Brunnen ei-„ne nicht geringere Neigung, als die Son-„nenwende gegen die Sonne, die Africa-„nische Ziegen gegen den Hunds- und der „Magnet gegen den Nördlichen Angel-Ster-„ne, wenn anders diese heilige Regung nicht „durch irdische Verleitung, wie der Ma-„gnet durch Knoblauch entkräftet wird.„ In diesen Beyspielen findet ihr alle Fehler, die ich bißdahin ausgesetzet habe, als in ihrem Mittelpunct vereinigt; und wenn ich an den Zweck und die Absichten der Gleichnisse gedencke, so kan ich nicht sehen, wozu die unmässige Verschwendung derselben dienen sollte, als eine unzeitige Wissenschaft der seltensten Geheimnisse der Natur zur Schau vor-

vorzulegen, und den Leser mit Fleiß müde zu machen, und seine Aufmercksamkeit zu zerstreuen. Dieses Prangen mit einer physicalischen Gelahrtheit ist unserm Lohenstein so was eigenes, daß er euch allemahl ein solches Geheimniß der Natur entdecket, so oft er sagen will, etwas sey seltsam, unmöglich, es werde eher, weniger, niemahls, geschehen, zum Ex. „ Er achte dieses für seltsamer, als
„ die Araber ihre Phönixe, und die India-
„ ner ihre Einhörner. Es geschehe so wenig,
„ als der Angel-Stern von seinem Wirbel
„ verrücket werde. Bl. 13. Die Schön-
„ heit sey so selten keusch, als die Sonne
„ kalt. Seine Vollkommenheit mache nichts
„ minder alles Weibes-Volck verliebt, als
„ die Sonne in Mohrenland alle Einwohner
„ schwartz machen müßte. Bl. 15. Die
„ Laster seyn bey hohem Stande und Anse-
„ hen nichts minder, als das Gift in dem
„ gestirnten Scorpion unvergleichlich schädli-
„ cher, als in dem irdischen. Bl. 96. Gu-
„ te und böse seyn unter allen Völckern, wie
„ weisse Leute und schwartze Mohren in der
„ Welt. Bl. 153. Ein tapferes Gemüth
„ lerne in dem eingebiesamten Gemach eines
„ Sardanapals so wenig herrschen, als ein
„ Adler von der Nachteule die Augen an der
„ Sonne schärfen, oder die Gipfel der Ce-
„ dern überflügen. Bl. 272. Er hätte dieses
„ Geheimniß so gerne mit in das Grab ge-

„ nommen, so gerne die Sonne, wenn sie
„ zu Golde gehet, ihren Untergang mit
„ Wolcken verhüllet.„

Die Vergleichung seltsamer, gemeiner, möglicher, unmöglicher, und anderer dergleichen Dinge haben zuweilen ihren guten Nutzen, etwas mit grossem Nachdruck zu sagen, wenn sie mit guter Wahl und Bedacht, und am rechten Ort angebracht werden. Aber die Beyspiele einer gleichen Art, die zu einem Geschlecht gehören, müssen nicht zu ferne hergehohlet werden noch unbekannt seyn, sonst haben sie keine Kraft, die Seltenheit, Möglichkeit, Leichtigkeit einer Sache zu erhöhen. Nur die Gelehrten wissen zum Ex. daß der Gift in dem gestirnten Scorpion schädlicher sey, als in dem irdischen. Wenn die Heil. Schrift eine ungläubliche Menge ausdrücken will, so vergleichet sie dieselbe mit dem Sand an dem Gestade des Meeres. Und Virgil sagt in dem zweyten Buch des Feld-Baues von dem Weinstock:

Sed neque quam multæ species, nec nomina quæ sint,
Est numerus; neque enim numero comprendere refert:
Quem qui scire velit, Libyci velit æquoris idem
Discere, quam multæ Zephyro turbentur arenæ:
Aut ubi navigiis violentior incidit Eurus
Nosse, quot Jonii veniant ad littora fluctus.

Insbesondere gehöret diese hyperbolische Art zu vergleichen in die Sprache der Affecte,
welche

welche aus Furcht den Ausdruck matt zu machen, die Sachen bis auf den obersten Grad der Wahrscheinlichkeit erhöhen. Also läßt Virgil in dem vierten B. der Eneis die Dido reden:

Sed mihi vel tellus optem prius ima dehiscat,
Vel pater omnipotens adigat me fulmine ad umbras,
Pallenteis umbras Erebi noctemque profundam,
Ante pudor quam te violem, aut tua jura resolvam.

Diese poetische Verwünschung giebt euch die standhafte treue Liebe der Dido auf das deutlichste zu erkennen. Und weil Virgil die Affecte selten auf die höchsten Grade steigen läßt, kan man daraus abnehmen, warum diese Art zu vergleichen, so sparsam von ihm gebrauchet wird.

Alleine, was diese unmässige Verschwendung einer seltenen Belesenheit und diese hieroglyphische Sprache des von Lohenstein noch abgeschmackter machet, ist dieses, er leget dieselben solchen Personen in den Mund, die ihrem Character nach von dergleichen gekünsteltem Wesen und Wort-Gepränge himmelweit entfernet waren. Arminius, Inguiomarus, Marbod, und alle andern berühmten Helden des alten Deutschlandes reden in diesem Buch eben so gelehrt, als wenn sie bey Lohenstein in die Schule gegangen wären; selbst die Frauen und Töchter dieser Helden erklären einander in ihren vertrauten

Gesprächen die tiefesten Geheimnisse der Natur; es ist euch, ihr höret jene Pretieuses ridicules bey Moliere reden.

Noch lächerlicher ist, daß die Personen, welche Lohenstein in diesem wunderlichen Buch auf den Schauplatz führet, durch lauter Gleichnisse dencken, durch Gleichnisse einander bestraffen, widerlegen, überführen. Die Gleichnisse sind ihre Gründe, und die Einbildungs-Kraft ist ihre Vernunft. Wenn z. Ex. bl. 281. der Arsinoe Vater beweisen will, daß es unanständig sey, daß seine Tochter sich mit einem geringern, als einem Königlichen Printz verlobe, so schließt er auf folgende Art: „Ich versehe mich zu Arsinoen, wenn ich sie anders für meine Tochter halten soll, sie werde nicht von der Art, des den Pöbel abbildenden Epheus seyn, welcher so bald eine Haselstaude, als einen Dattelbaum umarmet. Dann, edle Pflantzen kehren ihr Haupt gegen dem Himmel; die Rosen schliessen ihr Haupt nur der anwesenden Sonne auf; die Palmen vertragen sich mit keinem geringen Gewächse: Ja der todte Magnetstein folget keinem geringern, als dem so hochgeschätzten Angel-Sterne. Und Polemons Haus (ist der Schluß) sollte sich zu den Nachkommen des knechtischen Machors abneigen.„

Eine

Eine gleichmässige Schlußrede wird der Liebhaber bl. 162. finden. Alleine Horatius hat die Schwäche dieser Art Schlüsse in der dritten Sat. des zweyten B. mit dem einzigen Vers deutlich genug entdecket:

Nil agit Exemplum litem quod lite resolvit.

Herr Benjamin Neukirch hat vor dem zweyten Theil dieses Lohensteinischen Werckes eine Lobschrift von seiner eigenen Arbeit beydrücken lassen, worinn er es in einem verworrenen Galimathias, das aus einer unmässigen Zusammenhäuffung der Metaphoren und Gleichnisse entstanden ist, dergestalt lobet:

Jtzt tritt der andre Theil in die gelehrte Welt,
Sich an dem Ehren-Preiß des ersten zu ergetzen,
Und will den Blumen-Tantz, den jener vorgestellt,
Durch einen Wunder-Streit von Bäumen hier ersetzen.
Vielleicht zum Zeugnisse: Daß Rosen und Jesmin
Doch am Geruche noch dem Myrrhen-Safte weichen,
Chineser-Apffel mehr als Lilien Anmuth reichen,
Und Bücher insgemein mit grosser Arbeit blühn;
Jm schliessen aber so wie reiffende Morellen,
Auch von sich selber oft mit süssem Zucker quellen.

Bey Lesung dieser Zeilen gedencke ich beynahe, wie Hieronymus, als er des Persius Satyren nicht verstehen können; er schmiß sie ins Feuer und sagte: Qui non vult intelligi, debet negligi. Der Freyherr von Abschatz hat auch ein Lobgedicht auf den Lohensteinischen Ar-

minius gemacht, welches noch ziemlich beschei- den gerathen ist; und ich halte es insbesondere mit dem Urtheil, das er in folgenden Versen zu vernehmen giebt:

Was ich bey dieser Schrift am seltsamsten gefunden,
Ist daß sie die Geburt der seltnen Neben-Stunden.

Sonst hatte Neukirch in seiner Lobschrift sich vorgenommen, dasjenige zu loben, was er damahls als die gröste Schönheit bewunderte, und allen heutigen Franzosen entgegen setzete; und er hoffete durch dieselbe an den Tag zu legen, daß er in der Nachahmung dieses berühmten Originals nicht nur nicht unglücklich, sondern geschickt genung wäre, solches noch zu übertreffen. Zum Beweißthum dessen, würde er uns vermuthlich folgende Strophe aus derselben vor andern angeführet haben:

Das macht, die meisten seyn vor grossem Eifer blind,
Und führen Gall und Zorn im Kopfe wie Sardellen:
Drum kan ihr Urthel, das von Wermuth fast zerrinnt,
Wie Quitten nicht zugleich mit Muscateller quellen.
Den andern mangelt gar zuweilen der Verstand,
So wie den Krebsen Blut und wilden Bäumen Feigen.

Welche Ausschweifung! Leute, die Gall und Zorn im Kopf führen, wie Sardellen; ein Urtheil, das so wenig als Quitten mit Muscateller quillt; Einige die so wenig Verstand haben, als Krebse Blut, und die wilden Bäume Feigen! Ein redlicher Deutscher wür-

würde sagen: Die meisten Leute haben ein boßhaftes Hertz, und werden von Eifer, Neid und Mißgunst geblendet, daß sie das schöne vom häßlichen nicht unterscheiden können; andern mangelt es am Verstand.

Eben dieser Poet will den Herrn geheimen Rath von Fuchß in einem poetischen Aufwart-Schreiben mit lauter Gleichnissen nach Lohensteinischer Art überreden, daß es keine Vermessenheit sey, daß er sich vor ihm stellen, und bey ihm um Schutz und Förderung anhalten dörfe.

Wenn eine Wolcke Glantz aus Sonnen-Strahlen zieht,
Die Spreu den Diamant, die Ulme Reben liebet,
Geringer Majoran bey Kayser-Kronen blüht,
Ein hoher Ceder-Baum auch Pappeln Schatten giebet:
So wundere dich nicht, du Wunder kluger Welt,
Daß sich mein Finsterniß zu deinem Lichte stellt,
Und seinen Schimmer will aus deinen holden Augen,
Wie Muscheln ihre Kraft aus kühlen Morgen saugen.

Ich kan die Schwäche dieser Art Beweise nicht besser zu erkennen geben, als wenn ich diese höfliche Anrede im Nahmen des Herren von Fuchß nach derselben Lohensteinischen Vernunfts-Kunst beantworte, zumahl mich über dieß ein poetischer Neid antreibet, auch meine Kräfte in dieser Schreibart zu zeigen: Wenn die Palmen-Bäume, hätte der Herr von Fuchß Neukirchen antworten können, keine unedlere Staude ihrer Nachbarschaft und Verknüpfung würdigen; die Dattelbäume

sich mit keinen geringern vertragen können; der todte Magnetstein vor keinen geringern, als den Angel-Stern eine Neigung hat; die Sonnenwende ihr Haupt immer von der Erden ab- und der Sonnen zukehret; die Reben den Kohl nicht lieben, und die Bienen mit den Hummeln in einer ewigen und unversöhnlichen Feindschaft leben, so wundere dich nicht, geschickter Poet, daß ich nicht gestatten kan, daß du deinen Schimmer aus meinen Augen saugest, wie die Muscheln ihre Kraft aus kühlen Morgen.

In demselben Aufwart-Gedichte vergleicht er diesen vornehmen Mann dem Flachß:

Doch wo ein rechter Rath dem zarten Flachse gleichet,
Der in der Jugend schon so wie Smaragden grünet,
Mit Himmels-Farbe blüht, von Sonnen-Hitze bleicht,
Und endlich aller Welt zu weisser Leinwand dienet:
So geußt ihm die Natur zwar Milch und Klugheit ein,
Doch muß sein Absehn auch dem Himmel ähnlich seyn,
Und letzlich wie der Flachs im Schoße tiefer Erden,
Durch hohe Sonnen reiff, durch Mühe nutzbar werden.

Es läßt ziemlich possenhaft, wenn ein Rath mit dem Flachß verglichen wird; aber auch die Harmonie und Aehnlichkeit zwischen dem Bild und Gegenbild ist allzu entfernt. Der Flachß ist anfänglich grün wie Smaragd, die Blüthe desselben ist himmelblau, von der Hitze der Sonnen wird er gebleichet, und endlich verfertiget man weisse Leinwand daraus: Also geußt die Natur einem Rath

Milch ein, denn diese ist an Farbe auch weiß, wie die Leinwand; es verstehet sich aber metaphorische Milch, nemlich Weißheit und Verstand; doch müssen seine Absichten in allen Dingen gottselig und demnach dem Himmel ähnlich seyn, wie ihm die Bluhme des Flachses an Farbe gleich ist.

Aber die Vergleichungen dieses Poeten stossen sehr ofte wider den Wohlstand an, als, wenn er bl. 144. der Hofmannswaldischen Samml. ersten Th. die seelige Frau von Meinders mit dem Chamäleon, bl. 172. die Gottesfurcht mit grünen Schotten vergleicht, und mehr dergl. Alleine da mein Absehen nicht ist, die Person dieses Poeten, sondern nur seine Schreibart und verdorbenen Geschmack durchzuziehen, so muß ich hier ihm zu Lob nicht ungemeldet lassen, daß er in seinen späthern Jahren das lächerliche Wesen dieser Schreibart selbst eingesehen, und seinen verdorbenen Geschmack um ein namhaftes gebessert hat. Davon ist uns das Gedicht, das wir im Eingang angezogen haben, ein unverwerfflicher Zeuge, massen er das Hertz gehabt hat, sich darinn über seine vorigen Ausschweifungen lustig zu machen. Und die spätern Früchte seiner Dichtkunst geben uns zu erkennen, daß er eine ziemliche Geschicklichkeit gehabt hat, auch ein gutes Muster nachzuahmen.

Hinge-

Hingegen hat Hr. C. H. Amthor diesen Lohensteinischen Geschmack nicht nur durch die Nachahmung unter den Deutschen fortgepflantzet, sondern sich in der Vorrede zu seinen Gedichten noch vermessen, denselben gegen den guten Geschmack der Alten zu verfechten. Seine Schutzschrift für den falschen lautet also: „Ich habe niemahls mit
„ denjenigen einstimmig werden können, die
„ des Verses gröste Majestät bloß in un-
„ gemeinen schwulstigen Wörtern suchen,
„ und dem Hofmannswaldau nebst andern
„ neuern Poeten verdencken, daß sie nach
„ Art der Italiäner sich so vieler Meta-
„ phoren und verblühmter Redensarten be-
„ dienen. Vielmehr halte ich davor, daß
„ wenn die Höhe der Materien es erhei-
„ schet, gantz füglich, so wohl die gar zu
„ gemeinen Wörter vermieden, als auch
„ zugleich scharfsinnige Gedancken und Al-
„ lusionen angebracht werden können. Ja,
„ wie hoch ich sonst auch selber die noch
„ vorhandene Ueberbleibsel der alten Poe-
„ ten schätze, so lasse ich doch dahin gestellt
„ seyn, ob nicht die Ehrerbietung gegen das Al-
„ terthum hierinn manchmahl zuweit gehe,
„ wenn man desselben Poesien zum theil
„ vor so unvergleichlich hält, daß sie alle
„ heutige weit übertreffen sollen.„

Ob ich gleich die poetische Schwulst, und ein leeres Wortgepränge mit eben so vielem

Eifer

Eifer verfolge, als Amthor, so kan ich doch gar nicht sehen, womit man die unreine Italiänische Schreibart des siebenzehnten Säculi vertheidigen will, zumahl da sie vornehmlich an dieser Schwulst kranck ist. Die Metaphoren, Einfälle und Allusionen taugen niemahls was, dafern sie nicht mit guter Wahl, in behörigem Maß, und an dem rechten Orte angebracht werden. Aber daß die Poesie der Heutigen der Kunst der alten Griechen und Lateiner gleich kommen sollte, ist ein Paradoxum, welches mir unter den Deutschen Amthor am allerwenigsten einschwatzen wird. Lasset uns einige Meisterstücke dieses Dichters, auf welche er vermuthlich trotzet, ein wenig betrachten. Auf die Krönung Carls des sechßten sagt er:

Kein saurer Essig fleußt von wohlgeschlachten Trauben:
  Es steigt der Basilisken Bruth
  Zwar wol aus schnöder Hahnen Bluth;
Doch nimmer nicht aus unvergällten Tauben.
  Hegt Cypern kein entsetzlich Thier,
  So bringt auch Oesterreich gar keinen Gift herfür.

Wer siehet nicht, daß diese Beyspiele, die hier als Gleichnisse gebrauchet werden, gantz ungeschickt sind, und wider den Wohlstand laufen? Grosse Helden mit Trauben und Tauben in Vergleichung stellen, ist ungereimt. Diese werden von guten lateinischen Poeten Imbelles characterisiert, welches sich auf

auf einen Helden nicht reimet. Und der Vorzug der Tauben vor den Hahnen kömmt mir hier, da es um die Wahl eines bequemen Gleichniß-Bildes vor einen Helden zu thun ist, noch lächerlicher vor. Man vergleiche diese Stelle mit einer andern bey Horatz in der vierten Ode des vierten B. so wird man sehen, wie Amthor von dem guten Geschmack der Alten abweichet:

Fortes creantur fortibus & bonis:
Est in juvencis, est in equis patrum
Virtus: nec imbellem feroces
Progenerant aquilæ columbam.

In demselben Gedichte ist Amthor aus Liebe zu den Sinn-Bildern possierlich genung ihre Maj. mit einem Adler-Stein zu vergleichen.

Du wilst mit deinen Gnaden-Blicken
Auch das Verdienst der guten nur erquicken,
Und kanst dadurch, als seltner Adler-Stein,
Der zwar der Matten Weh beglücket,
Doch aber auch die Mißgeburth ersticket,
Der blossen Tugend hold, dem Frefel tödtlich seyn.

Verlanget ihr eine Stelle, wo er nach Lohensteinischer Art ein gantzes Schock der seltsamsten Gleichnisse aufthürmet? Schlaget nur das 216de bl. der ersten Herausgabe nach:

Kein Selenite liebt so sehr des Monden Licht,
Kein Sonnen-Vogel bleibt so bey den Sonnen-Wenden;
Als

Als du, Holdselige, mit Lippen und mit Händen,
Ja mit entzücktem Geist bleibst Himmel-an gericht.
Die Bluhme Spaniens, so man Mirackel nennet,
Hat niemals, so, wie du, vor Himmels-Lust gebrennet.
Der dritte Tugend-Weg war deine Gütigkeit:
Der Nil-Strom hat sich kaum so Wasser-reich ergossen,
Wann er Egyptens Sand nach langem Durst erfreut;
Als Fluthen deiner Gunst auf arme sind geflossen.

Die Sinnbilder von dem Selenite und dem Sonnen-Vogel sind unbekannt, und so weit hergehohlet, daß sie dem Begriff nicht den geringsten Zusatz weder an Licht noch an Nachdruck mittheilen können. Die Spanische Bluhme, Mirackel, hat unmöglich vor Himmels-Lust so brennen können, wie die Selige. Und die Fluthen der Gunst sind Lohensteinische Fluthen.

Bevor ich diesen Abschnitt endige, muß ich einen allgemeinen Irrthum in ansehung des Gebrauches und der Absichten der Gleichnisse widerlegen, der seinen Ursprung eben von der Lohensteinischen Schreibart hat, und darinn bestehet, daß ein grosser Theil unserer Poeten die Gleichnisse mißbrauchet, die Wahrheit der Sätze dadurch, als ob es Gründe wären, zu befestigen. Alleine ich behaupte, daß blosse Gleichnisse keine Kraft haben, etwas zu beweisen, wofern sie nicht zugleich ähnliche Beyspiele eines allgemeinen unstreitigen Grundsatzes sind. Und alsdann erhalten sie ihre Kraft zu überfüh-

auf einen Helden
Vorzug der Taub
mir hier, da es
quemen Gleichniß
zu thun ist, noch
vergleiche diese S
Horatz in der vie
so wird man sehe
guten Geschmack

> Fortes creantur for
> Est in juvencis, est
> Virtus: nec imbell
> Progenerant aquilæ

In demselben Ge
be zu den Sinn=
ihre Maj. mit ein
gleichen.

> Du wilst mit deinen
> Auch das Verdienst
> Und kanst dadurch
> Der zwar der Matt
> Doch aber auch die
> Der blossen Tugen

Verlanget ihr eine
hensteinischer Art
seltsamsten Gleichn
get nur das 216
gabe nach:

> Kein Selenite liebt s
> Kein Sonnen-Vogel blei

Als du, Holdselige, mit Lippen und mit Händen,
Ja mit entzücktem Geist bleibst Himmel-an gericht.
Die Bluhme Spaniens, so man Mirackel nennet,
Hat niemals, so, wie du, vor Himmels-Lust gebrennet.
Der dritte Tugend-Weg war deine Gütigkeit:
Der Nil-Strom hat sich kaum so Wasser-reich ergossen,
Wann er Egyptens Sand nach langem Durst erfreut;
Als Fluthen deiner Gunst auf arme sind geflossen.

Die Sinnbilder von dem Selenite und dem Sonnen-Vogel sind unbekannt, und so weit hergehohlet, daß sie dem Begriff nicht den geringsten Zusatz weder an Licht noch an Nachdruck mittheilen können. Die Spanische Bluhme, Mirackel, hat unmöglich vor Himmels-Lust so brennen können, wie die Selige. Und die Fluthen der Gunst sind Lohensteinische Fluthen.

Bevor ich diesen Abschnitt endige, muß ich einen allgemeinen Irrthum in ansehung des Gebrauches und der Absichten der Gleichnisse widerlegen, der seinen Ursprung eben von der Lohensteinischen Schreibart hat, und darinn bestehet, daß ein grosser Theil unserer Poeten die Gleichnisse mißbrauchet, die Wahrheit der Sätze dadurch, als ob es Gründe wären, zu befestigen. Alleine ich behaupte, daß blosse Gleichnisse keine Kraft haben, etwas zu beweisen, wofern sie nicht zugleich ähnliche Beyspiele eines allgemeinen unstreitigen Grundsatzes sind. Und alsdann erhalten sie ihre Kraft zu überfüh-

führen nicht von der Uebereinstimmung mit andern ähnlichen Dingen, sondern von dem festen Grundsatz, davon sie Exempel abgeben, und diese Kraft gründet sich auf das bekannte Axioma: Similium similis est ratio. Demnach sind dieselben dann nicht als Gleichnisse, sondern als Exempel und Erfahrungen anzusehen. Der weise Socrates hat sich dieser Art Beweißthümer in seiner Lehrart mit grossem Nachdruck bedienet, seine Schlußreden sind meistentheils aus der Gleichförmigkeit unstreitiger Dinge gezogen. Ich könnte schwerlich ein Buch nennen, welches man jungen Leuten mit grösserm Nutzen in die Hände geben könnte, als die Geschichte, welche Xenophon von der Lebensart, und den Lehren dieses vornehmen Weltweisen geschrieben, und mit einer Menge Gespräche, die in der besagten Lehrart verfasset sind, erkläret und bereichert hat. Der gelehrte Hallische Philosophus, Christ. Thomase hat sie derowegen aus dem Französischen des Hrn. Charpentier ins Deutsche übersetzet. Auch haben die Zürichischen Nachfolger des Zusehers von der Vortrefflichkeit der Socratischen Lehrart in einem besondern Blat ausführlich gehandelt, und unterschiedene moralische Materien in ihrem Wercke nach eben derselben ausgeführet.

Was ich sonst von den Gleichnissen, die vor Gründe mißbraucht werden, nur kürtzlich

lich erinnert habe, will ich jetzo durch einige Exempel in ein helleres Licht setzen.

Opitz setzet in dem dritten B. der P. W. den allgemeinen Satz:

Ein jedes Ding verstäubt; der Anfang zeucht das Ende.

Denselben führet er hernach fehrner aus, und beweiset ihn durch Beyspiele:

Dieß lehrt mich die Natur: Wann ich die Augen wende
Auf diesen Bau der Welt, seh ich daß der Gebrauch
Nur allenthalben ist. Die großen Cörper auch,
Die Elemente selbst, die werden wie gebohren,
Und gehn bald wieder ein: Wird eines weg verloren;
So kömmt ein anders auf. Ein jedes ist bedacht
Auf jenen großen Tod, wann nach der langen Nacht,
Die man hier schlafen muß, dieß Wohnhauß ab wird brennen,
In dem wir armes Volck so laufen, thun und rennen
Nach dem was auch vergeht, u. wann der blinde Schein
Der falschen Herrligkeit wird Staub und Asche seyn.
Das wild und zahme Vieh mag nicht dem Tod entspringen:
Die Vögel geben sich; man hört sie auch wol singen,
Und gleichsam frölich seyn; wie sonderlich der Schwan
Sein süsses Grabe-Lied ihm selber dichten kan.
Ein jeder Baum der muß sein Haar die Blätter legen,
Ist tod, biß sich der West im Lentzen pflegt zu regen:
Die Bluhmen fallen ab, und werden durch die Kraft
Der Sonnen bald erzeugt; bald wieder hingeraft.
Das große Licht der Welt fährt mit den müden Pferden
Auch täglich von uns weg, und läst es finster werden:
Der güldnen Sternen Schar, so bald die Morgen-röth
Aus ihrem Bette kömmt, verblasset und zergeht.
In Summa allem ist sein Mahl und Ziel bestimmt.

Alle diese Beyspiele sind so viel, als Erfahrungen, aus welchen der Satz, daß alles eitel und flüchtig sey, herausgezogen worden. Mithin ist dieser Satz nur von irdischen Dingen allgemein, denn die Seele und andere geistliche Wesen, wie sie nicht aus Vermischung der Elemente entstanden, also sind sie auch von aller Eitelkeit und Vergänglichkeit frey, wie der Poet selbst solches in dem Verfolge dieses Gedichtes nachdrücklich lehret.

Wenn der Herr von Besser in dem Klag-Gedichte, welches er die Feindschaft der Welt betitelt hat, beweisen will, daß das Urtheil der Welt meistens falsch und unbegründet sey, so sagt er:

Manch falscher Diamant wird ächten vorgezogen;
Weil fernen Augen er viel schön= und grösser spielt;
Und der gewölckte Schaum gefärbter Regen=Bogen
Gilt mehr deñ Schnecken=Blut; weil keine Hand ihn fühlt.

Dieses sind zwey Beyspiele übereilter Urtheile der Menschen, aus welchen der natürliche Satz fließt: Die Menschen übereilen sich in ihren Urtheilen öfters, und nehmen den Schein für das Wesen. Dennoch düncket mich das andere Beyspiel nicht wohl gewehlet, denn ich kan das Urtheil derjenigen, welche die hellen Farben des Regenbogens der Farbe des Purpurs vorziehen, nicht als etwas verkehrtes verwerffen. Wenn er aber hinzusetzet:

Ein

Ein Halm, der Früchte trägt, muß insgemein sich neigen;
Da weit das leere Stroh in Feldern überragt.
Die leeren Fäßer läst das Meer herauswarts steigen,
Wenn die gefülleten es in die Tiefen jagt.

So sind solches nichts anders als Gleichnisse. Weil der Pöbel den innern Werth der Dinge nicht kennet, sondern sich von dem blossen Schein regieren läßt, verwirfft er öfters was nützliches, und verliebet sich hingegen in etwas, das nur den Schein des Guten hat, worinn er dem Meer gleich ist, welches die leeren Fässer oben auf der Fläche trägt, die angefülleten in den Abgrund versencket.

Opitz schreibet in dem zweyten B. der P. W.

Ein Ring wird abgenützet,
Es wird ein harter Stein
Von stetem triefen klein;
So schwindet und versitzet
Auch durch Gebrauch der Zeit
Der Sinnen Fruchtbarkeit.

Diese Beyspiele hier dienen nur zu erklären, und haben also bloß die Kraft der Gleichnisse. Wie ein Ring und ein Stein, solche harte Dinge, durch den Gebrauch abgenützet werden; also gehet es auch den Sinnen und dem Witz. Denn es ist keine Folge: Ein Ring und auch selbst ein harter Stein werden durch den Gebrauch abgenützet; demnach auch die Sinnen und der Verstand. Auch ist der Grundsatz, welcher aus diesen Beyspielen

kan herausgeleitet werden, nicht überall allgemein. Denn nur die irdischen Dinge werden durch den Gebrauch abgeschliffen; die Seele, als sein geistliches Wesen, ist dergleichen Aenderung und Verderbniß nicht unterworffen. Und also ist noch nicht bewiesen, daß die Sinne oder der Witz unter die Dinge zu zehlen seyn, welche sich verschleissen, wie ein Ring, ein Stein, und andere materialische Dinge.

In dem ersten Th. des Lohensteinischen Arminius stehet bl. 204. „Seiner Gelegen„heit und gleichwohl der Waffen pflegen, „kan so wohl bey einander stehn, als die Ro„sen bey den Dornen, als das Honig bey „dem Stachel der Bienen.„ Die Exempel von den Rosen und den Bienen lehren zwar, daß öfters zwey widerwärtig scheinende Dinge bey einander stehen können: Aber sie beweisen darum nicht, daß seiner Gelegenheit und der Waffen pflegen nur zwey widerwärtig scheinende, und nicht würcklich widerwärtige Dinge seyn. So lange aber dieses nicht bewiesen ist, kan man nicht schliessen, daß sie zugleich bey einander stehen können. Und also dienen diese Exempel nur vor Gleichnisse den noch unerwiesenen Satz des Verfassers zu erklären, und zu erläutern. Auch ist in diesem Gleichnisse die Aehnlichkeit wohl getroffen. Denn die Dornen sind gleichsam die Waffen der Rosen, und die Stachel sind

das

das Gewehr der Bienen. Hingegen sind Rosen und Honig ein Sinnbild der Lust und des Ergetzens.

In dem zweyten B. der poet. W. sagt Opitz:

Welch Baum ist edler auch, der welcher Früchte träget
Und Speisen; oder der so nichts zu nutzen pfleget,
Als daß er Schatten giebt? So ist ein Weibes-Bild,
Das Tisch und Hauß vollauf mit Leibes-Früchten füllt:
Die nicht gebähren will; soll nicht gebohren werden.

Dieses ist zwar von dem Poeten nur in der Gestalt eines Gleichnisses ausgebildet, doch hat es die Kraft eines Grundes. Denn wer eines von diesen beyden zugestehet, nemlich daß fruchtbare Bäume edler seyn, als unfruchtbare Hecken; der kan das andere nicht in Abrede seyn, daß fruchtbare Weiber edler seyn, als unfruchtbare; weil zwischen ihnen eine vollkommene Aehnlichkeit herrschet, oder damit ich mich deutlicher erkläre, weil dieses zwey ähnliche Exempel von einem unstreitigen Grundsatz sind, der in der Natur selbst gegründet ist, nemlich daß die Fruchtbarkeit eine Vollkommenheit; die Unfruchtbarkeit aber ein Mangel sey. Zumahl die Ordnung der Natur diesen Satz zur Fortpflantzung der Geschlechter der Dinge zu einem allgemeinen Grundsatz hat machen müssen. Wie die Unfruchtbarkeit bey den Bäumen von einer Kranckheit herrühret, also ist es auch bey den Menschen. Nun zweifelt

niemand, daß gesund seyn nicht besser sey, als kranck seyn.

Opitz schreibet in dem ersten B. der poet. Wälder an Zinckgräfen:

Wer nie gesegelt hat, will nicht beym Ruder seyn,
Wer keinen Artzt nicht giebt, der giebt auch keinem ein,
Wer nicht zu spielen weiß, der läst den Ball doch liegen,
Es nimmt den Degen nicht, wer nicht vermeint zu siegen;
Hier schreibt wer Hände hat. - - - -

In diesen Zeilen machet der Poet nach der Socratischen Lehrart die unmässige Schreibsucht seiner Zeiten recht lächerlich und verächtlich. Ich habe schon vorher erinnert, daß dieser vortreffliche Philosophus vornehmlich aus der Gleichförmigkeit unstreitiger Dinge Schlußreden gemachet habe, welches wahrhaftig ein Principium Convictionis ist, dessen Vortrefflichkeit so wohl seiner Deutlichkeit als seines Nachdruckes halber in moralischen Dingen nicht genugsam anzupreisen ist; Und ich finde bey Xenophon in dem Gespräche des Socrates mit Critobulus von der Prüffung und Wahl der Freunde, eben diesen Erweiß, welchen der Poet hier so geschickt zu seinem Zweck angewendet hat. Socrates sagt daselbst gegen dem Ende des Gespräches: „Wenn „ich zu einem Schiffherrn käme, und lobete „dich, was du vor ein vortrefflicher Schiffmann wärest, und er vertrauete dir auf mein „Wort ein Schiff, müßtest du dich nicht

„stünd-

„ stündlich befahren, ums Leben zu kommen?
„ Oder wenn ich in der gantzen Stadt aus-
„ breitete, du wärest der vortrefflichste Kriegs-
„ Obriste, und ein unvergleichlicher Staats-
„ mann, und die Leute liessen sich durch die-
„ ses falsche Lob bereden, und trügen dir die
„ höchsten Ehren-Aemter auf; würdest du dich
„ nicht in die gröste Gefahr setzen, deine Ehre,
„ ja Leib und Leben zu verliehren, und dazu
„ das gemeine Wesen umzukehren? Oder
„ wenn ich einen meiner guten Freunde be-
„ redete, du verstühndest die Haußhaltung
„ vortrefflich, und dieser vertraute dir sein
„ Hauß, würdest du nicht alle seine Geschäfte
„ in Grund verderben, und machen, daß
„ alle Welt deiner spottete? Derowegen,
„ war Socrates Schluß, ist kein sicherer
„ und kürzerer Weg in der Welt mit Ehren
„ zu leben, als dasjenige wahrhaftig zu seyn,
„ wovor man gerne will angesehen seyn.„
Diese Beyspiele laufen alle auf den allgemei-
nen und unstreitigen Lehrsatz hinaus, was ei-
ner nicht verstehet, dessen soll er sich nicht be-
laden: Und dieses ist in der Natur gegründet,
wie Persius in der fünften Satyre wohl an-
gemercket hat:

Stat contra ratio, & secretam garrit in aurem,
Ne liceat facere id, quod quis vitiabit agendo.
Publica lex hominum, naturaque continet hoc fas,
Ut teneat vetitos inscitia debilis actus.
Diluis helleborum, certo compescere puncto

Nescius examen: vetat hoc natura medendi.
Navem si poscat sibi peronatus arator
Luciferi rudis, exclamet Melicerta perisse
Frontem de rebus. - - - -

Opitz aber hat den Horatz vor Augen gehabt, und ihm gefolget, denn so sagt dieser in dem ersten Sendschreiben des zweyten B.

Navem agere ignarus navis timet: abrotonum ægro
Non audet, nisi qui didicit, dare: quod medicorum est,
Promittunt Medici. tractant fabrilia fabri.
Scribimus indocti doctique poëmata passim.

Hier schicket sich die Anmerckung nicht übel, daß die Art zu schliessen von den satyrischen Scribenten, als ein besonderer Kunst-Streich gebrauchet wird, dadurch sie das Laster sehr lächerlich machen können. Horatius hat sich desselben insonderheit wohl zu bedienen gewußt; Wenn er einen Geitzigen zum Gelächter machen will, so sagt er nach dieser Socratischen Weise in der dritten Satyre des zweyten B. sehr geschickt:

Si quis emit citharas, emptas comportet in unum,
Nec studio citharæ, nec Musæ deditus ulli;
Si scalpra & formas non sutor, nautica vela
Adversus mercaturis; delirus & amens
Undique dicatur merito. Quid discrepat istis
Qui nummos aurumque recondit, nescius uti
Compositis, metuensque velut contingere sacrum?

Im übrigen kan man hier anmercken, daß Socrates seine Beyspiele gemeiniglich von sehr bekann-

bekannten und in dem täglichen Umgang vorkommenden Dingen entlehnete, und daß dieselbigen sich auf unstreitige und allgemeine moralische Lehrsätze gründeten, von welchen sie auch ihre beste Kraft zu überführen erhielten. In eben diesen beyden Stücken haben sich hingegen Lohenstein und seine Nachfolger gröstentheils übel versehen; indem ihre Beyspiele, die sie als Beweise vor einen moralischen Lehrsatz anführen, insgemein aus den auserlesensten und gelehrtesten Anmerckungen der Natur-Geschichte von den Eigenschaften der Pflantzen und der Thiere bestehen, und folglich auf keine durchgehends angenommene Grundregeln gebauet sind. Quintilianus hat schon zu seiner Zeit die Schwäche von dergleichen Beweisen eingesehen. Darum schrieb er in dem fünften B. und zwölften Cap. seiner Einleitung zur Beredtsamkeit: Illas vero similitudines, quæ ducuntur ex mutis animalibus & inanimis facile, est eludere. Wenn wir zum Exempel in den Natur-Geschichten finden, daß die Palm-Bäume keine unedlere Staude ihrer Nachbarschaft und Verbindung würdigen, so finden wir zum Gegensatz in eben denselben, daß der Diamant doch auch die Spreu, und die Ulme den Weinstock liebet, und so weiter. Demnach kan ich aus diesen Beyspielen keine allgemeine und unstreitige Lehrsätze herausziehen, sondern lauter solche, welche mit geringer Mühe

mit andern Beyspielen über einen Haufen können geworffen werden. Und dieses ist die Ursache, daß die Lohensteinischen Beyspiele überhaupt nichts anders sind, als blosse Gleichnisse, die keine Kraft haben zu beweisen, weil sie nicht auf durchgängig angenommene und unstreitige Lehrsätze gegründet sind.

Der sechszehnte Abschnitt.

Von den ausführlichen historischen Gleichnissen.

Diese Gleichnisse entdecken unterschiedliche Aehnlichkeiten in einer verknüpften Ordnung. Brockesen Vergleichung von dieser Art zwischen der Rose und einer Königin. Wie sich die Aehnlichkeit in diesem Exempel allgemach verleurt. Neukirchs Gedicht von den geschützten Nachtigallen, beruht durchgehends auf einer Vergleichung des Poeten mit der Nachtigall. Wie er die Fabel von Philomele in sein Gedicht hinein zwinget. Gäntzliche Auflösung desselben in seine Elemente. Wie Amthor auf diese Weise den Satz ausgeführet, daß der Purpur die Doctor-Würde vorstelle. Wie er das Leben eines frommen Mannes unter dem Bild des Krebs-Ganges ausstreichet. Solche Gleichnisse sind eine gemeine Quelle von Erfindungen. Sie werden selbst in ernsthaften Gedichten angewendet. Pietsch hat das Amt eines Lehrers unter dem Bild einer Schlag- und Sand-Uhr vorgestellet. Ein paar dergleichen von Weichmann, werden angereget.

Es

Es bleibet mir noch von einer Gattung Gleichnisse zu reden übrig, eh ich die Feder niederlegen darf. Ich will solche zum Unterscheid ausführliche historische Gleichnisse heissen, weil sie in einer verknüpften Ordnung unterschiedliche Aehnlichkeiten entdecken, die zwischen zweyen Dingen, als dem Bilde und dem Gegenbilde, vorhanden sind. Der Hr. Brockes vergleichet in dem Gedichte von der Rose in dem ersten Th. seines irdischen Vergn. in G. diese Bluhme mit einer Königin:

Sie kam mir für, wie eine Königinn
Mit Purpur angethan;
Die gelbe Saat schien eine güldne Crone;
Der schöne Busch glich einem Throne;
Der Dornen Heer geharnischten Trabanten;
Der Tropfen Ründ' und Glantz geschlifnen Diamanten.
Die nimmer stille Schar der Bienen,
So öffters murmelnd zu ihr kam,
Und mit geschwindem Flug bald wieder Abscheid nahm,
Schien ihrer Majestät zu dienen,
Und gleichsam ihr Verlangen zu erfragen,
Um ihren gnädigen Geheiß,
Mit frölichem Gesums' und unverdroßnem Fleiß,
Den lieblich=riechenden Vasallen vorzutragen.

Es ist eine sehr übliche Metapher, daß man die Rose eine Königin der Bluhmen nennet; das geschicht vornehmlich wegen des purpurfarbenen Schmuckes, den sie mit gekrönten Häuptern gemein hat. Und also sind

Nachtigallen weder auffangen noch in Gebauren halten sollte, verfertiget worden, und wird von dem Sammler der Niedersächsischen Poesie in der Vorrede des zweyten Theiles unter die wenigen unverbesserlichen Meisterstücke des Hrn. Neukirches mitgezehlet. Die Erfindung desselben beruhet gäntzlich darauf, daß er sich durch das ganze Gedicht als einen Poeten mit der Nachtigall vergleichet, und Kraft der gefundenen Aehnlichkeit glaubet, ein gleiches Glück mit derselben zu verdienen. Ich will in Beurtheilung dieses Gedichtes dem Rath folgen, welchen Horatius in der vierten Sat. des ersten B. den Criticis mittheilet, und dieses gantze Gedicht zergliedern und in seine Elemente auflösen. Der Poet fängt seine Vergleichung bey dem Geschicke an, das Philomelen, eine Weibsperson und Königliche Prinzeßin, betrofen hat, welche nach der Mythologie in eine Nachtigall verwandelt worden. Er hat nicht vergessen, diese Fabel anzubringen, damit er seinem Gedichte ein desto gelehrteres Ansehen machete, ungeachtet sie zu seinem Endzweck wenig dienet. Dieselbe verhält sich kürtzlich also: Philomela und Progne waren zwo Töchter des Königs Pandion von Athen. Progne hatte den König Tereus von Tracien zum Gemahl. Dieser verliebte sich in Philomelen, entführete und schändete solche. Nach

began-

begangener That schnitt er ihr die Zunge aus dem Rachen, damit sie ihn nicht verriethe. Sie fand dem ungeachtet einen Weg, ihrer Schwester davon Nachricht zu ertheilen, und als Tereus sie darüber gar ermorden wollen, ward sie in eine Nachtigall verwandelt. Da nun nicht leicht zu errathen ist, wie sich diese fabelhafte Erzehlung auf das Geschicke Neukirchs reimen könne, so setzet er seinen Geist auf die Folterbanck, damit er sich dieselbe einiger massen bequem und gerecht mache. Er fängt also an: Ist gleich die Philomela die Tochter eines Königs, so sind die Poeten unfehlbar Söhne der Götter. Sie ward von Tereus mit Gewalt entführet und geschändet:

Ich ward als wie ein Schiff auf trüber See verschmissen,
Und wußte dennoch nicht, woher die Welle kam.

Diese verblühmten Zeilen geben uns nichts mehrers zu verstehen, als daß Neukirch eben so wohl als Philomela in ein gewisses Unglück gerathen sey, worinn aber dasselbe bestanden, und was vor eine Gleichheit es mit dem Unstern der Philomela gehabt habe, bleibet uns verborgen; es sey denn Sache, daß er Schiffbruch gelitten, und von den rasenden Winden entführet und geschändet worden; wie die Worte ausser der Figur zu sagen scheinen.

Philo-

Philomelen ward die Zunge heraus geschnitten, damit sie die böse That nicht klagen könnte. Von sich sagt der Poet:

> Mein Schmertz ist niemahls recht aus meiner Brust gedrungen.
> So gar verschwiegen heißt mich das Verhängniß seyn.

Er hätte besser gesagt, er dörffe seine Noth niemandem klagen, wenn ihm gleich die Zunge nicht herausgeschnitten worden, so habe er daher keinen Vortheil vor Philomelen; sie konnte nicht klagen, und er darff nicht.

Philomela ward verfolget, und in eine Nachtigall verwandelt: Der Poet ward ebenfalls wohin verjaget: er verlohr ebenfalls seine vorigen Kräfte, Witz und Sinn, wie Philomela ihre menschliche Bildung. Und wie diese den Menschen mit ihrem angenehmen Gesang trösten kan, also kan er seinem Nebenmenschen noch zuweilen mit Reimen dienstbar seyn. Diese Vergleichung mit Philomelen beschliesset er mit dieser Zeile:

> Und also gleichen wir uns an Gestalt und Leben.

Allein neben dem, daß die von ihm bemerckten Aehnlichkeiten ungemein weit entfernet sind, kan ich nicht sehen, was diese gantze Vergleichung mit der Tochter Pandions an dem gegenwärtigen Ort nütze. Der Zweck des Poeten war, Kraft der Aehnlichkeiten, welche er zwischen der Nachtigall und ihm selbst

selbst entdeckete, einen gleichmässigen hohen Schutz mit derselbigen zu fordern, nachdem er ihr allbereit an Verdiensten gleich geworden; Wozu dienet denn diese weitläuftige Gegeneinanderhaltung seines Unsternes mit dem Unglück der Philomela, welches diese betroffen, eh sie noch eine Nachtigall war?

Aber er kömmt nunmehr auf die Vergleichung eines Poeten mit der Nachtigall:

Das Singen wird dir gleich von der Natur gegeben;
Poeten ist der Reim von Jugend auf bekannt.

Diese leztere Zeile ist überaus matt und kindisch, der Reim machet keinen Poeten, er ist auch keine Gabe der Natur. Es hätte sich besser geschickt:

Poeten werden auch gebohren, nicht gemacht.

Mithin aber müssen beyde sich unter guten Meistern üben; Die Nachtigall höret ihre Mutter an, die Dichter Opitz, den Vater der deutschen Poeten. Sie liebet die Einsamkeit, die Poeten gleicher Massen.

Sie singet lieblicher, wenn jedermann sie hört.

Und die Dichter

- - - Sterben, wo die Welt nicht ihre Lieder ehrt.

Oft mischet sie sich aus Ruhmbegierde mit andern Nachtigallen in einen Wettstreit ein; also will auch keiner unter den Poeten der lezte seyn.

Sie singet nicht länger, als bis die Sommer-Hitze kömmt, alsdann giebet ihr Lust-Gesang der Erden gute Nacht, wie der Poet sich in einer ungereimten Metapher ausdrücket. Dieses reimet er folgender massen auf seine Brüder in Apollo:

So wenn sich erst bey uns der Sorgen Hitze findet,
Wird keine Zeile mehr rechtschaffen angebracht.
Denn bey dem Wasser schreibt man selten gute Reimen,
Der Geist nim̃t wie der Leib, bey Qual und Armuth ab:
Und wo die Sinnen nichts als Labyrinthe träumen,
Fällt auch die Poesie leicht an den Bettelstab.

Hier schweiffet er allzuferne aus, damit er seine Klagen über die Armuth desto besser vorbereiten und einführen könne. Die Sorgen-Hitze ist eine figürliche Lohensteinische Hitze, und passet eben so gut auf des Poeten Frostigkeit, als auf die natürliche Sommer-Hitze. Die Nachtigallen singen bey stetem Wasser-Trincken: Neukirch scheinet in der Meinung zu stehen, der poetische Enthusiasmus entstehe von dem Wein, und stosse dann lauter Reimen hervor. Persius hat anderst gesungen:

Quis expedivit psittaco suum ΧΑΙΡΕ,
Picasque docuit verba nostra conari?
Magister artis, ingeniique largitor
Venter, negatas artifex sequi voces.
Quod si dolosi spes refulserit nummi,
Corvos Poetas, & poetridas picas
Cantare credas Pegaseium melos.

Ich

Ich überlasse andern, die Application von diesen lateinischen Versen zu machen, und fahre fort, wo ich aufgehöret habe.

Die Nachtigall besitzet die grosse Tugend, daß sie gerne da ist, wo man ihr gutes thut: Daneben ist sie auch gegen ihre Wohlthäter danckbar. Neukirch kan beydes auch von sich rühmen, ihm ist nur leid, daß der grosse Friederich ihm seinen Schutz entzogen hat.

Aber bey allen diesen Aehnlichkeiten findet sich noch ein mercklicher Unterscheid:

- - - Dein Mund gefället allen;
Und wir gebähren oft mit singen nur Verdruß.

Doch weiß er sich bald wieder zu trösten:

- - Unsre Stimme wird auch auf die Nachwelt schallen,
Da deine mit der Zeit, wie du, vergehen muß.

Und endlich schliesset er:

Wie kömmts nun daß mich nicht auch dein Gelücke trifft.

Aber darüber werden andere Leute sich vermuthlich nicht so sehr verwundern, als der Poet, nachdem er die wahre Ursache dessen unmittelbar zuvor selbst angeführet hat. Sie dörfften finden, daß diese unnöthige Frage ihm am allerbesten mit seinen eigenen Ausdrückungen könnte beantwortet werden:

Der Mund der Nachtigall gefället jedermann;
Und du gebiehrest uns mit singen nur Verdruß.

Diese Ungleichheit ist wahrhaftig so wichtig und augenscheinlich, daß sie ihm, ungeacht

der übrigen Uebereinstimmung alles Recht benimmt, ein gleichmässiges Glück mit der Nachtigall zu begehren. Denn wo nicht eine gleiche Geschicklichkeit und gleichmässige Verdienste anzutreffen sind, da hat man kein Recht eine gleiche Belohnung zu fordern, wenn man gleich derselben eben so wohl bedürftig ist. Darum hat dieser Poet vergebliche Mühe mit allen seinen andern Vergleichungen, wenn er nicht zeigen kan, daß er der Nachtigall auch an Verdiensten gleich ist, denn diese haben ihr den Churfürstlichen Schutz zuwege gebracht. Und ohne solche kan er sich auch des Vortheiles vor der Nachtigall nicht rühmen:

Daß seine Stimme wird auch auf die Nachwelt schallen.

Weil nicht gläublich ist, daß man die Schriften eines Dichters der mit singen nur Verdruß gebiehret, auf die Nachkommen behalten werde. Die Gleichheit in der Singe-Kunst hatte den Haupt-Punct in der Vergleichung ausmachen sollen, und auf denselben sollte der Poet seinen Hintersatz gestützet haben. Das gantze Gedicht wird mit einer Bittschrift an die Nachtigall geschlossen:

Bitt aber schönste nur für mein betrübtes Leben,
Und trag bey rechter Zeit mich deinem Churfürst an:
Vielleicht will Gottes Hand durch einen Vogel geben,
Was weder Witz noch Kunst durch Müh erhalten kan.

Ein

Ein Spötter würde sagen, er habe erwartet, daß die Nachtigallen ihm durch ein Wunderwerck Speise zutragen sollten, wie dem Elias von den Raben wiederfahren ist.

Amthor hat sich diesen Locum Inventionis, ich meine solche lange Vergleichungen, trefflich zu Nutze gemachet, und darinn als einen grossen Meister erzeiget. Ein merckwürdiges Stück von dieser Art findet sich in dem zweyten Theil der Niedersächsischen Poesie des Hrn. Weichmanns bl. 55. unter dem Titel, der Purpur, als Hr. Ebers Doctor Juris wurde, 1708. Der Satz, den er durch das gantze Gedicht ausführet, ist in folgenden Zeilen enthalten:

> Gewiß, der Alten kluges Wesen,
> Das nicht aus Einfalts-Strömen quillt,
> Hat deiner Würden Ebenbild
> Gar recht im Purpur auserlesen.

Die Einfalts-Ströme sind hier eine besondere poetische Farbe. In der fünften Strophe setzet er diesen Satz in ein grosses Licht, durch eine spitzfündige figürliche Betrachtung:

> Es scheint, der Purpur schäme sich,
> Auf grober Wolle zu verderben;
> Er will nur Sammt und Seide färben.
> Auch dieses Vorbild geht auf dich.
> Du fragst, was deinem Ruhm gebühret;
> Die Farbe steht dir trefflich an,
> Dieweil sie den bedienen kan,
> Den seidner Witz und Tugend zieret.

Entweder will diese Stelle so viel sagen: Der Purpur färbet keine Wolle, sondern nur Sammt und Seide, daraus folget, daß Hr. Ebers, weil ihn der doctoralische Purpur annimmt, seiden, das ist, witzig und tugendhaft sey; Oder sie will sagen: Wie der Purpur nur Sammt und Seide färbet, eben also stehet der purpurne Doctor-Schmuck alleine wohl bey Witz und Tugend. Ich bewundere den Herrn Doctor mit dem seidenen Witz, und der samtenen Tugend. Noch wunderlicher ist die achte Strophe:

Man sagt, daß, wo der Purpur blinckt,
Die Fische gar begierig rennen;
Weil seiner Strahlen holdes Brennen
Auch selbst dem kalten Volcke winckt.
Wer weiß (ich rede sonder schmeicheln)
Welch schöner Fisch auf deinem Mund,
Als dem beliebten Purpur-Grund,
Den Liebes-Leich denckt abzustreicheln!

Von dieser Art finden sich in Amthors Schriften noch sehr viele, welche ihren gehörigen Sitz in einer Abhandlung von der possierlichen oder abentheurlichen Schreibart finden würden; Hier will ich noch ein einziges Exempel anführen, das unter den Trauer- und Leichen-Gedichten befindlich ist. Der Titel heißt: Der glückliche Krebsgang Herrn Hermann Brünings. Da klingen die zwo lezte Strophen:

Es

Es läst uns die Erfahrung sehen,
Daß Krebse nur zurücke gehen;
Du hast dich ihnen gleich gestellt,
Und dachtest nur an Gott zurücke,
Drumb flohen deiner Seelen Blicke
Den Gegenstand der falschen Welt,
Bis deine Fahrt nach vielen Stunden
Den Bach der Ewigkeit gefunden.

Die Krebse werden neu gebohren,
Wann sie die alte Haut verlohren,
Auch hier trifft du mit ihnen ein.
Laß immerhin des Leibes Schalen
Der Fäulniß ihren Sold bezahlen,
Dein Staub wird doch ein Phönix seyn,
Und zeigen, daß du nicht gefehlet,
Wie du den Krebsgang hast erwehlet.

Ein guter Trost für die Hinterlassenen, daß der Selige einem Krebse gleich geworden! Ich halte vor unnöthig, das lächerliche, das in diesen Zeilen stecket, weitläuftig auszusezen. Es wäre eben so viel, als wenn ich den Leser lehren wollte, daß der Mist übel riechet. Die Liebhaber der Gedichte dieses Canzeley-Rathes und Poeten, unter welchen Hr. Weichmann sich vor andern hervorgethan hat, werden vielleicht zu Rettung der angezogenen und anderer Gedichte desselben von eben diesem Geschmack einwenden, dieses seyn Gedichte, die Amthor theils in fremdem Nahmen, theils in grosser Eile verfertiget

 habe,

habe, aber sie sagen mir dann, warum Amthor solche selbst unter vielen andern ausgelesen, die Sammlung seiner Gedichte, die er selbst herausgegeben hat, zu bereichern, wofern er nicht damit hat prangen wollen; und was hat den Hrn. Weichmann bewogen, einige dergleichen den Gedichten der Niedersächsischen Poeten beydrücken zu lassen, wenn er sie nicht vor was schönes gehalten hat? Sind wir nicht berechtigt, den Schluß daraus zu ziehen, daß beyde einen recht verdorbenen Geschmack haben? Würden sie an dergleichen Salbadereyen nicht ein besonderes Gefallen gehabt haben, so hätten sie solche Possen, welche erstlich unter fremdem Nahmen verkauffet worden, ihrem Verfasser nicht in öffentlicher Schrift wieder zugeeignet. Das bedaurlichste aber ist, daß viel von unsern Poeten ihre meisten Erfindungen in dieser unreinen Quelle geschöpfet haben; und ist dieses Uebel so groß, daß sie auch in ernsthaften Trauer- und Leichen-Gedichten, wo nur allein die Leidenschaft reden sollte, mit dergleichen Spielzeug aufgezogen kommen. Der Hr. Doctor Pietsch hat selbst in einem Gedicht auf den Todes-Fall Hrn. Doctor von Sanden das Amt eines Lehrers unter dem Bild einer Schlag- und Sand-Uhr vorgestellet, und muß ich bekennen, daß ich mich nicht wenig daran geärgert habe, ungeachtet viele

viele gute Stellen darinn zu finden sind, und auch die Regung einigemahl nicht ungeschickt aufgeführet wird. Er mißbilligt auch selbst sein Vornehmen in der zweyten Strophe:

Es schildert meine Hand dein umgestürtztes Uhr,
Ob ich gleich sonst nicht gern auf Wort u. Gleichniß ziele,
Und nicht das Trauerspiel mit Schatten-Bildern spiele.

Ich gebe mich indessen desto lieber zufrieden, wenn ich bedencke, daß seine Gedichte von fremder Hand gesammelt und herausgegeben worden.

Der Sammler der Poesie der Niedersachsen hat auch selbst einige Stücke von dieser Art verfasset, damit wir desto weniger zweifelten, daß er daran Vergnügen findet. In dem zweyten Th. steht ein solches bl. 215. auf den Todes-Fall Hrn. Culemanns, welches aus einer weitläuftigen Vergleichung und Allegorie bestehet; und ein anders bl. 223. unter dem prächtigen Titel: Die Uebereinstimmung der kleinen mit der grossen Welt. Dieses enthält doch nichts anders in sich, als eine flüchtige Vergleichung des Unbestandes der Welt, der Abwechselung der Jahreszeiten, der Witterung, der Winde, mit dem Unbestand des menschlichen Lebens. Man nehme die Müh, und vergleiche gegen dem ersten

von diesen beyden Weichmannischen Gedichten Opitzens Grablied auf David Rheinischen im dritten B. der Poet. W. und gegen dem andern Flemmings neunte Ode in dem zweyten B. Hernach sage man mir, ob diese zwey leztern nicht bey aller ihrer Einfalt eine weit stärckere Würckung auf unser Hertz thun, als alle die gezwungenen Figuren der zwey erstern.



Regi-

Register

der angeführten Autoren und der vornehmsten Sachen.

A

B

Besser

C

D

E

Exempel aus der Ilias.

B. XXI.

Exempel aus der Odyssea.

J.

K

Leiden.

L

M

 man

N

O

P

Q

R

S

Sprache

Exempel aus den Büchern vom Feld-Bau.

Exempel aus der Eneis.

W

X

Zeiten